P. o. angl. 593 d (1

Miß Grace Kennedy's

sämmtliche Werke.

P. C. Geißler gez.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Anna Roſs.

Kennedy's Werke Bd. I.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Miß Grace Kennedy's
sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen

von

Dr. H. Clemen und Dr. W. Pirscher.

Dritte Auflage.

Mit drei Stahlstichen.

Erster Band.

Die Entscheidung. — Howard und Conway. — Jessy Allan. — Anna Roß. — Der Besuch in Irland. — Gotteswort und Menschenwort.

Bielefeld,
Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.
1844.

Miß Grace Kennedy's
sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen

von

Dr. H. Clemen und Dr. W. Pirscher.

Dritte Auflage.

Mit drei Titelkupfern.

Erster Band.

Die Entscheidung. — Howard und Conway. — Jessy Allan. — Anna Roß. — Der Besuch in Irland. — Gotteswort und Menschenwort.

Bielefeld,
Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.
1844.

A 163/24

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

Kurze Nachricht über die Verfasserin.

Wenn wir die Werke eines Schriftstellers mit Vergnügen, oder gar mit Nutzen gelesen haben, so wünschen wir natürlich mit der Geschichte dessen, dem wir so verpflichtet sind, bekannt zu werden. Jeder Versuch, solchem Wunsche in Beziehung auf die Verfasserin der „Entscheidung“ zu willfahren, scheint sich auf ein verbotenes Gebiet zu wagen. Die natürliche Bescheidenheit ihres Characters ließ sie wünschen, als Verfasserin jener Werke unbekannt zu bleiben, bis sie vollkommen überzeugt war, daß sie bald aus dieser Welt scheiden und in jenes ewige Leben eingehen werde, zu dessen Betrachtung sie die Gedanken und Herzen ihrer Leser stets hinzuführen gestrebt hatte. Als sie endlich ihre Freunde von dem Versprechen der Verschwiegenheit entband, da wurde ihr Beweggrund dazu zugleich bekannt gemacht; aber sie dachte sicherlich nie daran, irgend Memoiren über sich selbst vor dem Publikum erscheinen zu lassen; und da weiter gar keine Papiere oder Briefe von ihr vorliegen, so kann hier nur ein sehr kurzer und unvollkommner Abriß versucht werden.

Die Verfasserin der „Entscheidung“ (der einzige Name, unter welchem sie während der Herausgabe ihrer Werke bekannt war) war die vierte Tochter Robert Kennedy's Esq. von Pinmore, in der Grafschaft Ayr, und Robina's, Tochter des John Vans Agnew Esq., von Barnbarrow in der Grafschaft Galloway. Sie wurde geboren zu Pinmore im J. 1782, aber sie begleitete ihre Eltern in einem frühen Alter in die Nachbarschaft von Edinburg, und in Edinburg hielt sie sich hauptsächlich während ihres übrigen Lebens auf.

Schon früh zeichnete sie sich durch Forschungsgeist und Beobachtungsgabe aus: sie liebte die Lectüre, lernte schon Alles, was ihrem Geiste geboten wurde, und gewann, mit Ausnahme der Musik, welche sie nie lernte, leicht eine Kenntniß derjenigen Sprachen und Wissenschaften, welche man gewöhnlich zu dem Kreise der weiblichen Erziehung rechnet. Für's Zeichnen hatte sie ein besonderes Talent, welches

sie zu verschiedenen Zeiten mit vielem Vergnügen für sich, aber mit wenig Hülfe von andern, ausbildete. Figuren waren ihr Lieblingsstudium, und die Kupfer, welche ihre kleinen Werke begleiten, wurden nach ihren eignen Originalzeichnungen gemacht. Sie war in jeder Beziehung die selbstständigste Schriftstellerin, und hat in keiner Weise bei ihren Schriften einem Andern etwas zu danken. Sie korrigirte selbst für den Druck, und das einzige Mal, wo es ein Anderer that, blieben zahlreiche Druckfehler stehen; dies war nur in den ersten Ausgaben zweier kleinen Abhandlungen.

Sie empfing von einer ausgezeichnet frommen und liebenswürdigen Mutter die Vortheile einer religiösen Erziehung, welche nachmals von ihr als eine der größten Segnungen betrachtet wurde, die der Himmel gewähren kann. Während sie dieses besondern Segens genoß und regelmäßig mit in's Gotteshaus genommen wurde, so geschah es durch das Predigen des Evangeliums, daß zuerst göttliches Licht in ihr junges Gemüth schien, und sie aus der falschen Sicherheit eines natürlichen Zustandes zum ernsten Suchen nach Erlösung und ewigem Leben erwachte. Durch den Gebrauch derjenigen Mittel, welche Gott zur Erlangung geistlicher Kenntniß angeordnet hat, wurde ihr Herz erleuchtet und jene wunderbare Veränderung in ihr hervorgebracht, ohne welche, wie unser Herr uns gelehrt hat, niemand „in das Reich Gottes eingehen kann.“ Wie ihr Charakter sich bildete und erweiterte, so wuchs auch ihre geistliche Erleuchtung und Einsicht. Sie studirte das Wort Gottes und die Lehren des Evangeliums mit jenem Ernst und tiefer Aufmerksamkeit, welche ein forschendes Gemüth vor allem dem wichtigsten und interessantesten Gegenstande widmet. So bekannt gemacht mit der Quelle der höchsten Freude für eine unsterbliche Seele, und edlere Freuden kennend, als diese Welt irgend darbieten kann, setzte sie die Frömmigkeit ihres Herzens dem erkältenden Einflusse weltlicher Gesellschaft nicht aus, zu der keine Pflicht sie rief; und es ist fast unnöthig zu sagen, daß sie früh aufhörte, an irgend einer der lustigen Ergötzlichkeiten des Lebens Theil zu nehmen — in ihren Werken hat sie ihre Ansichten über diesen Gegenstand genügend ausgesprochen. Sie besaß einen ungewöhnlich thätigen Geist und verfolgte in der Regel einen besondern Gegenstand mit ihren Gedanken, dessen sie häufig im Gespräch mit ihren vertrauten Freunden erwähnte, um sich zu überzeugen, ob sie auch über diesen Gegenstand nachgedacht hätten, und ob ihre Gefühle mit ihrem eignen in Einklang wären.

Die Bescheidenheit ihres Wesens, die sanfte und milde Heiterkeit ihres Gemüths, die Ader von Laune, welche oft ihren häuslichen Kreis belebte, die aufrichtige Redlichkeit, die hohe Einfalt ihres Characters, vereint mit der Ueberlegenheit ihres Geistes und ihrer Frömmigkeit: Alles machte sie zu einer erfreulichen Gesellschafterin, und gab ihr in den Herzen ihrer Freunde einen ungewöhnlich hohen Werth. Von ihren Kenntnissen, ihrem Geiste und den Kräften ihrer Seele können die urtheilen, welche ihre Werke lasen; aber die besondere Vortrefflichkeit ihres Privatcharacters war nur ihren vertrauten Freunden und denen bekannt, deren Freude meist nur sie war, und welche in der Trauer über ihren frühen und unerwarteten Abschied von dieser Welt fühlen, daß ein großer Theil ihrer irdischen Glückseligkeit für immer dahin ist.

Obgleich geistig sehr thätig, war körperliche Thätigkeit ihre besondere Gabe nicht, und vielleicht mag sie von einigen Christen in dieser Beziehung für nicht eifrig genug gehalten sein, da sie ablehnte, irgend ein Geschäft bei den öffentlichen Vereinen zu übernehmen, welche für menschenfreundliche Zwecke gebildet worden sind; aber das heilige Princip, welches ihr Benehmen leitete, zeigte sich durch Standhaftigkeit und Treue, weil sie bei jedem edlen Geschäft, zu dem sie sich verpflichtete, ihre Obliegenheit erfüllte. Kein Werk wurde je von ihr unternommen, welches nicht treulich ausgeführt wäre, und besonders nahm sie an dem Unterricht von Kindern viele Jahre einen thätigen Antheil.

Ihrer Weise und ihrem Geschmack sagte die Zurückgezogenheit am meisten zu; jedoch wünschte sie die Zeit und die Talente, welche der Himmel ihr verliehen, dem Dienste ihres göttlichen Meisters zu weihen, und alle ihre Werke hatten nur Einen Zweck — sie trug das feurige Verlangen, Andere zur Bekanntschaft mit jenem allmächtigen Heiland zu führen, welchen sie nicht gesehen hatte und doch liebte, „an welchen sie glaubte, obgleich sie ihn nicht sah,“ in dem sie sich erquickte „mit Freuden unaussprechlich und voll Ruhms“ und welchen zu kennen „das ewige Leben“ ist.

Schriftstellernde Frauen werden häufig angeklagt, daß sie diejenigen Pflichten vernachlässigen, welche als ganz besonders zu ihrem eignen Lebenskreise gehörend betrachtet werden, wenn sie den höheren Boden literarischer Bemühungen betreten: aber sie war von Fehlern dieser Art so völlig frei, daß sie selbst in den kleinen Feinheiten weib-

licher Arbeiten sich eben so sehr 'auszeichnete, als durch die höheren Eigenschaften ihres Geistes. Ihre einsamen und tiefern Studien und ihr Schreiben geriethen nie mit andern Pflichten und Geschäften in Widerstreit; sie machte nie nur für einen Augenblick die geringste literärische Parade und hatte keine besonderen Stunden angesetzt, wo sie nicht gestört werden durfte. Sie schrieb mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ihre Werke von Nutzen sein möchten, aber die Arbeit war ihre Freude und Unterhaltung. Wenn sie auf dem Lande lebte, vielleicht während der Stunden, die sie im Garten zubrachte, mit einem Blatt Papier und einem Bleistift und ein Buch auf ihrem Tische, verfolgte sie den Gedanken, womit ihr Geist beschäftigt war. Ihre ersten Werke wurden vollendet, ohne daß selbst die Glieder ihrer eignen Familie ahneten, daß sie so beschäftigt gewesen war.

Es können wenig .Begebenheiten aus dem zurückgezogenen Leben eines Frauenzimmers erzählt werden, und wenn keine Privatpapiere, „die geistige Geschichte,“ mitzutheilen sind, so bleibt kein Stoff übrig, der das Publicum interessiren kann. Deßhalb müssen die Erwartungen, welche man sich von einer Lebensbeschreibung der Verfasserin gemacht hat, völlig getäuscht werden, und selbst dieser dürftige Abriß ist von ihrer Familie mit Widerstreben gegeben worden. Auch der derselben geäußerte Wunsch, ein Bild der Verfasserin vor ihren Werken zu haben, mußte unerfüllt bleiben. In ihrer persönlichen Erscheinung war sie von schlanker, dünner Gestalt, ihr schönes und niedliches Gesicht mit seinem sanften Ausdruck gab ein treues Bild von der Seele, die es belebte, und ist jedem Herzen, welches sie liebte, unauslöschlich eingegraben. Aber ihre Familie besitzt kein Portrait von dieser geliebten Freundin, welches sie als gelungen betrachtet. Sowohl wegen ihres Aeußern als wegen der reizenden Bescheidenheit ihres Wesens erschien sie jünger als sie war.

Ihr erstes Werk wurde ums Jahr 1811 geschrieben, — eine Abhandlung zur Förderung der Frage nach dem religiösen Zustande der Juden. Es wurde einige Zeit nachher einem Geistlichen der englischen Kirche anonym überschickt, dessen Character ihr wohl bekannt war, und der sich für das Wohl dieses unglücklichen Volkes thätig interessirte. Er wurde ersucht, einen beliebigen Gebrauch davon zu machen, wenn er es geeignet halte, den beabsichtigten Zweck zu fördern; aber ob das Ganze oder ein Theil desselben jemals gedruckt worden, blieb der Verfasserin und ihrer Familie unbekannt. „Dunallan“, obgleich

das zuletzt herausgegebene von ihren Werken, wurde viel früher als irgend ein anderes, etwa vor 10 Jahren, während eines Aufenthalts auf dem Lande, geschrieben.

Das erste ihrer Werke, welches herauskam, war „die Entscheidung," im J. 1821, ein kleines Bändchen, für die Jugend bestimmt Die Gründe, welche die Verfasserin bewogen, dies Werk zu schreiben setzte sie in einem Briefe an ihren Verleger bei Uebersendung des ersten Theils auseinander, woraus ein Auszug vielleicht einiges Interesse gewährt.

„Es ist mir oft aufgefallen, daß unter der großen Menge vortrefflicher Schriften, die in neuerer Zeit für den Zweck: die Aufmerksamkeit junger Leute auf die Religion zu lenken, herausgegeben worden, fast gar keine für die Jugend der höhern Klassen berechnet sind. Ich wenigstens kenne in der That sehr wenige. Freilich bezwecken Werke, die für die Armen eingerichtet sind, auf gleiche Weise auch den Reichen die Wahrheit zu lehren, wenn sie, wie viele von ihnen, in einem anziehenden und schönen Style geschrieben sind; aber die dargestellten Charactere und die begleitenden Umstände werden gewöhnlich aus den niedern Ständen und Lebensweisen genommen, und junge Leute der höhern Klassen lernen nur zu bald von denen, deren Ansichten sie natürlicher Weise annehmen, die Religion als eine vortreffliche Sache für die Armen ansehen, ohne zugleich zu fühlen, daß sie eben so sehr bei den Wahrheiten interessirt sind, die sie lehrt.

„Ich habe versucht, das beikommende kleine Werk so einzurichten, wie ein religiöser Freund es einer jungen Person von höherm Stande in die Hand geben möchte, in der Hoffnung, daß es die Nothwendigkeit persönlicher Religion dem Bewußtsein einheimisch machen möge. Ich fühle wohl, daß ich vieles, was vielleicht unbedeutend ist, in die Gespräche eingemischt habe, aber ich fürchtete, daß sie sonst den jungen Leuten, was ich oft bemerkt habe, steif und unnatürlich erscheinen möchten. Ein zweiter Theil wird tiefer in den Gegenstand der Religion eingehen ꝛc."

Bekenntniß ist nicht Glaube, wurde zuerst im Jahre 1822 herausgegeben. Dann folgte ein kleines Werk, welches für eine andere Klasse von Lesern berechnet war, „Jessy Allan, oder das lahme Mädchen, eine auf Thatsachen gegründete Geschichte." Es ist die Geschichte eines jungen Frauenzimmers, das der Verfasserin bekannt und dessen wirklicher Name Nanny Hender-

son war. Sie war in einer Freischule erzogen worden, an der die Verfasserin viele Jahre einen thätigen und unermüdeten Antheil nahm. Nanny hatte vor dieser Zeit die Schule schon verlassen, lebte damals allein und konnte sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Als sie kurze Zeit nachher krank wurde, besuchte sie die Verfasserin zuerst und wurde von ihr und ihrer gütigen Freundin, der Vorsteherin der Schule, mit jenen Umständen ihrer Geschichte bekannt gemacht, die sie selbst zu beobachten nicht Gelegenheit gehabt hatte. Während der wenigen Jahre, die von der armen Nanny kurzem und leidensvollem Leben noch übrig waren, hörte die Verfasserin nicht auf, sie zu besuchen und Antheil an ihr zu nehmen.

Im December 1823 wurde „Pater Clemens“ herausgegeben. „Anna Roß“ folgte im nächsten Frühjahr; zwei kleine Erzählungen „Andreas Campbell's Besuch bei seinen irländischen Vettern“ und Gotteswort und Menschenwort,“ für Irland berechnet, um dessen Abfassung sie ersucht war, wurden bald nachher bekannt gemacht.

„Dunallan“ erschien im December 1824.

Die Verfasserin war mit einem andern größern Werke unter dem Titel „Philipp Colville, die Geschichte eines Covenanters“ beschäftigt, welches unglücklicherweise nicht beendigt ist; aber da es sich streng an die Geschichte der Zeit hält, auf welche es sich bezieht, und so geschrieben ist, daß es von Andern keiner Verbesserung bedarf, so kann es vielleicht dem Publicum übergeben werden. Jeder, der sich für den Schluß des historischen Theils interessirt, kann ihn in verschiedenen Werken finden. *)

Der Wunsch der Verfasserin, unbekannt zu bleiben, wurde ihrem Verleger gleich mitgetheilt, und sie fühlte sich ihm für die Art, wie er diesen delicaten Punkt behandelte, sehr verpflichtet, denn bis zum Winter 1824 war selbst ihm ihr Name nicht bekannt.

Die Verfasserin genoß ununterbrochen guter Gesundheit bis zum Jahre 1824, wo sie häufig unwohl war; gegen das Ende desselben litt sie fast fortwährend und ihre Krankheit wurde ernsterer Art. Ihre Freunde vertrauten zu viel auf ihre ungewöhnlich gute Konstitution und wurden nicht gleich besorgt, bis sie selbst sie auf das schmerzliche

*) Das hier genannte Werk ist, seit Obiges geschrieben wurde, auch herausgegeben, wie auch eine kleine Schrift unter dem Titel „Zuschrift an eine verlassene, kranke Person.“

und unerwartete Ereigniß aufmerksam machte, welches ihnen bevorstand. In der vollen Lebendigkeit der Geisteskräfte, welche der Himmel ihr gegeben hatte, und mit der schönen Aussicht auf einen gesegneten Wirkungskreis, der sich vor ihr öffnete, hatte sie doch keinen Wunsch fürs Leben. Sie war nicht blos willig und bereit, sondern sie sehnte sich bei Christus zu sein und sie ging dem Tode entgegen und hieß ihn, wie er sich allmählig näherte, mit jener unbewölkten Heiterkeit und Ruhe willkommen, welche bewies, daß ihr Gemüth in „vollkommenem Frieden“ war. Kein Schatten verdunkelte je den Trost ihrer Seele, „sie wußte, an wen sie glaubte,“ und in voller Gewißheit des Glaubens erwartete sie das Kommen ihres Herrn.

Kurze Zeit vor ihrem Scheiden aus dieser Welt sagte sie zu einer geliebten Freundin, welche sie pflegte, sie wünsche jetzt, daß ihre Freunde wüßten, daß sie sie ihres Versprechens der Verschwiegenheit rücksichtlich ihrer Werke entbinde; sie hielte die Wahrheiten, welche sie andern nahe zu legen versucht, für vollkommen hinreichend, ihre eigne Seele zu trösten, und sie denke, daß, wenn dies bekannt würde, es sie denen noch nützlicher machen könne, welche sie läsen.

Das ernste Uebel, woran sie litt, war von keinem Fieber begleitet, und die außerordentliche Schwäche, die sie befallen hatte, schien keinen Einfluß auf ihren Geist zu haben; immer ruhig und gesammelt dachte sie mit wunderbarer Fassung an die Freunde, die sie im Begriff war zu verlassen; sie drückte ihre Wünsche für diejenigen aus, deren Glück so sehr an sie geknüpft war, und welche die traurige Veränderung in ihrem irdischen Loose durch einen so herben Verlust tief fühlten; sie tröstete ihre Herzen durch den hohen Glauben und die sichere Hoffnung, welche sie selbst beseelten. Als sie zu krank wurde, um sich noch unterhalten zu können, fühlten sich ihre Freunde ihres süßesten Trostes beraubt, aber sie selbst bemerkte mit sichtbarer Freude ihr wachsendes Uebel. Wenn sie einst in die geistige Finsterniß eines natürlichen Zustandes verhüllt gewesen, so war sie jetzt „Licht in dem Herrn“; und am Montag Morgen den 28sten Februar 1825 verließ ihr williger Geist die irdische Hülle, um in die unmittelbare Gegenwart Dessen aufgenommen zu werden, der die Quelle alles Lichts und aller Freude ist.

Den Sonntag nach ihrem Scheiden von dieser Welt wurde, ihrer Familie unerwartet, von Dr. Jones eine Leichenpredigt in der Kirche gehalten, deren Mitglied sie lange gewesen war, und ihr hochverehr-

ter Prediger, dem sie aufs Wärmste anhing, und dessen Vorträgen sie von frühem Alter an unausgesetzt beigewohnt hatte, hat uns diesen kurzen Abriß mit denjenigen Theile seiner Predigt zu schließen erlaubt, mit welchem auch er seinen Vortrag schloß.

„Den Schluß unserer Betrachtung noch aufzuschieben und eure Aufmerksamkeit auf das Ende des Rechtschaffenen zu richten, bin ich durch ein Ereigniß bewogen worden, welches seit unserer letzten Zusammenkunft eingetreten. Es ist dies der durch frühzeitigen Tod herbeigeführte Hintritt eines Mitgliedes dieser Versammlung, deren Zierde es lange gewesen ist.

„Die Werke ihres Geistes, ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit sind in ihrem ganzen Umfange bekannt und gebührend verehrt, obgleich sie fast bis zu ihrem letzten Tage den Namen der Urheberin vor dem neugierigen Publicum verbarg. Dieses, verbunden mit ihrem unwandelbaren christlichen Geiste und Betragen stellt uns ein glänzendes Beispiel des Characters, worauf eure Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, nämlich des Vollkommenen und Redlichen dar.

„Beim Beginn dieses Winters fing sie an über Unwohlsein zu klagen, aber weder sie noch ihre Freunde hatten Grund zu vermuthen, daß ihre Krankheit tödtlich werden würde.

„Um diese Zeit sprach ich zufällig bei der Familie vor, und fand sie in ihrer Mitte. Ihre Unterhaltung war ruhig, heiter und glänzend, und von einer solchen sittlichen Höhe, die sie als eine von den gewöhnlichen Menschen ganz verschiedene Person zeigte, selbst wenn dieselben mit Verstand und Frömmigkeit begabt sind; denn sie athmete einen Geist, und sprach eine Sprache, und zeigte die Weise Eines, der einer andern und bessern Welt angehört, und während ihre Augen von Wohlwollen strahlten, fiel mir die Stelle der Schrift ein, als der Märtyrer im Begriff war, diese Welt zu verlassen. „Und sahen auf ihn Alle, die im Rathe saßen, und sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht."

„Einige Wochen nachher, da ich sie nicht in der Kirche bemerkte, sprach ich wieder in ihrer Wohnung vor, und erfuhr, daß sie das Zimmer und das Bett hüten müsse, und daß ihre Freunde sehr fürchteten, ihre Krankheit möge ein tödtliches Ende nehmen. Als ich zu ihr geführt wurde, fand ich sie schwach, krank und abgezehrt und fest überzeugt, daß der Tag und die Stunde ihres Todes nahe sei, was ihr augenscheinlich Freude und Erquickung gab. Bei diesem wie bei

jedem meiner spätern Besuche behielt sie dieselbe Ruhe, dieselbe Heiterkeit, dieselbe Erhabenheit der Sprache und des Benehmens, dieselbe geistige Hoheit und Würde, welche ich früher angedeutet habe. Sie sprach von sich und ihrer religiösen Erkenntniß mit viel Demuth und von ihren Freunden mit der größten Zärtlichkeit und wärmsten Liebe. Sie sprach von der Welt wie Eine, die nicht von ihr war — sie sprach von der Kirche und ihren Einrichtungen als ihrer Freude — sie sprach von dem Evangelium, seinen Thatsachen, seinen Lehren und Verheißungen als dem einzigen Grunde aller ihrer Hoffnung, und sie sprach von seinen Geheimnissen mit Ehrfurcht und Demuth — sie sprach von Himmel, Ruhm und Unsterblichkeit mit einem vernünftigen, schriftmäßigen und gesunden Glauben, daß sie eben in Begriff sei, in sie einzugehen, mit einem für jedes zarte und fromme Gefühl lebendig schlagenden Herzen."

"Während ihrer langen Krankheit, obgleich sie im höchsten Grade schwach und elend war, kam doch keine Klage von ihren Lippen, keine Thräne aus ihrem Auge, kein Seufzer aus ihrer Brust.

"Fünfzig Jahre und länger ist es mir vergönnt gewesen, an dem Sterbebette von Christen zu stehen, und manchen ruhigen, und manchen lehrreichen, und manchen friedvollen, und manchen freudigen, und manchen erhabenen und manchen triumphirenden Tod hab' ich gesehen, aber nie hab' ich ein sanfteres, erbaulicheres oder glorreicheres Sterben gesehn, als das der Grace Kennedy. Erfüllt von Glauben und vom heiligen Geiste konnte ihr nichts Thörichtes oder Leichtfertiges entfallen, alle ihre Worte waren Worte der Weisheit und alle ihre Handlungen waren groß und gut. Mit viel besserm Grunde als er können wir mit Addison sagen: "Kommt, seht, wie ein Christ sterben kann." Laßt mich sterben den Tod des Gerechten, und laßt mein Ende sein wie ihres!

"Im Dienste des Evangeliums, sagte sie, und durch den Gebrauch des Sacraments in Gemeinschaft mit euch habe sie die Gnade erlangt, in welcher sie stand. Von dieser Thatsache aus müssen wir eine wichtige Untersuchung beginnen. — Theilhaftig mit ihr derselben gemeinsamen Mittel haben wir mit ihr denselben Grad von religiöser Erkenntniß, von Glauben, Frömmigkeit und Heiligung erlangt? Oder sind wir, während sie sich dem Character des Vollkommenen und Redlichen näherte, ganz mit denselben Vortheilen rückwärts gegangen und haben verloren, was wir einst gewonnen hatten? Was ist der Grund

dieses traurigen und beunruhigenden Umstandes? Sagt nicht, daß ihr zehn Pfunde gegeben seien und uns nur eins — wäre es so, es würde die Sache nicht erklären; wir haben mit unserm Einen Pfunde nichts gewonnen; wir hätten wenigstens ein Zehntheil Fortschritt zu ihrem religiösen Gewinn machen sollen; aber das haben wir nicht gethan, wir sind rückwärts und nicht vorwärts gegangen. Laßt uns nicht thörichter und sündhafter Weise versuchen, unsere Sünden zu verbergen, denn das dient nicht zu unserm Heil; sondern laßt uns demüthig sie bekennen und sie ablegen. Die Wahrheit ist, Gott sei uns Sündern gnädig! Wir schliefen, als sie auf war und wachte — wir hießen die Versuchung willkommen, während sie sie mit Unwillen zurückwies — wir legten unsere Waffen ab, während sie arbeitete — wir hörten auf den Sirenengesang der Welt und ihrer Lust, während sie ihre Seele gürtete und Fleiß that, ihre Berufung und Erwählung zu sichern. Von hier an sind wir zurückgegangen, armselige Geschöpfe, die wir sind! während sie der Vollendung entgegen schritt. Dies, wenn wir der Zukunft gedenken, sollte uns veranlassen, eingedenk zu sein, von wo wir herabgesunken sind, Reue zu empfinden und unsere wichtigsten Werke zu thun. Dies, wenn wir der Zukunft gedenken, sollte uns veranlassen, standhaft und unerschütterlich zu sein, und immer überschwänglich in dem Werke des Herrn."

Edinburg, 1825.

Die Entscheidung.

Einleitende Skizze.

Wahre Religion herrscht jetzt in gebildeten Familienkreisen weit mehr, als es unglücklicherweise vor mehreren Jahren der Fall war, so daß es wenig junge Leute in jenen Kreisen gibt, die nicht auf irgend eine Weise Kunde von ihr bekommen hätten. Fast jede junge Person weiß, daß es Leute gibt, von denen viele durch überlegenes Talent und große Geistesbildung in hohem Grade ausgezeichnet sind, welche das oberflächliche, unwirksame, kalte Bekenntniß der Religion, was die Welt gewöhnlich für hinreichend hält, als völlig verschieden von wahrer Religion betrachten. Manche jungen Leute gibt es, welche nicht allein dies wissen, sondern denen wahre Religion so eindringlich vorgetragen ist, daß sie ihre Aufmerksamkeit gefesselt und Unruhe in ihrem Gewissen erregt hat, die jedoch gewagt haben, diese Stimme des Geistes Gottes zu unterdrücken, obgleich sie fühlten, daß der Eindruck, den sie machte, jedem andern ungleich und an Kraft über jeden andern erhaben war. Es gibt andere junge Leute, welche, obgleich zuerst empört über den Gedanken, daß die, welche sie lieben und achten, nicht allein selbst mit der wahren Religion unbekannt sind, sondern sie auch in dieser Unwissenheit erzogen haben, doch zu redlich und aufrichtig sind, der Wahrheit zu widerstehen, wenn sie ihnen vorgehalten wird, und die nicht ruhig bleiben können, bis sie untersucht haben, ob wirklich Alles sowohl mit ihnen selbst als mit denen, welche sie lieben, richtig steht. Es ist eine Person von diesem letzten Character, welche ich meinen jungen Lesern vorzuführen wünsche, um ihnen durch die Darstellung einiger Scenen und Gespräche aus der frühern Zeit ihres religiösen Lebens den Einfluß zu zeigen, den wahre Religion, hauptsächlich und einfältig aus der Bibel gelernt, und durch ihre ächten Früchte als solche bestätigt, auf diejenigen haben kann, welche uns lieben und mit denen wir umgehen.

Das junge Frauenzimmer, welches ich unter dem Namen Gertrud

Aberley einführen werde, ist die jüngste Tochter einer Dame, welche noch sehr jung durch den Tod ihres Gatten Wittwe, und mit der Sorge für drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, belastet worden war. Oberst Aberley starb in Aegypten an einer Wunde, die er an dem Tage erhielt, wo der tapfere Abercrombie fiel.

Mistreß Aberley wurde eine Zeit lang durch diesen Schlag fast überwältigt, und es dauerte lange, ehe die übelangebrachte Vorsorge ihrer Freunde sie bewegen konnte, zur Gesellschaft und zur Welt zurückzukehren. Endlich bewog ihr aufrichtiger Glaube an die unaufhörliche Versicherung ihrer Freunde, daß sie zum Vortheile ihrer Kinder nothwendiger Weise mit einem großen Kreise von Bekannten verkehren müsse, die gute Mistreß Aberley, sich noch einmal in die Gesellschaft, die Sorgen und das Geräusch der Welt zu begeben — denn ihr selbst machte es nicht länger Freude mehr. Mistreß Aberley's Kinder wurden unter und gleich denen ihres eignen Standes erzogen. Als sie heranwuchsen, wurden ihre Töchter von ihren gewöhnlichen Bekannten als liebenswürdig und gebildet betrachtet; ihr Sohn, obgleich er für einen schönen jungen Mann galt, wurde doch für ungestümer und unbändiger gehalten, als selbst die Welt es für zulässig hält. Die Wahrheit in Betreff dieser jungen Leute war, daß Eduard, obgleich er als Knabe ganz nach dem Wunsche seiner Mutter gewesen, nach dem Eintritte ins männliche Alter auf alle die Thorheiten und Fehler junger Leute seines Alters und Standes mit einer Heftigkeit eingegangen war, die ihn allen Zwang zurückstoßen ließ, und seiner Mutter manche geheime Thräne kostete.

Anna, Mistreß Aberley's älteste Tochter, war von zerstreutem, lebhaftem Character, von heftigem Gefühl und warmer Neigung, rasch im Urtheilen und in der Bildung ihrer Meinungen, und auf gleiche Weise geneigt, sowohl unvorsichtig in ihren Aeußerungen als auch heftig in Vertheidigung derselben zu sein. Gertrud, Mistreß Aberley's jüngste Tochter war an Character sehr verschieden von ihrer Schwester. Von Natur bescheiden, sinnig und nachdenkend, mit gutem Verstande und edlen Anlagen besaß sie die Achtung und Liebe jedes Mitgliedes ihrer eignen Familie und im Allgemeinen auch derer, mit welchen sie in befreundetem Verhältniß stand.

Als Anna achtzehn und Gertrud siebenzehn Jahre alt waren, wurden sie, wie man es nennt, eingeführt, und nahmen an allen Lustbarkeiten eines Londoner Winters Theil.

Es war während dieses ersten Winters gedankenloser Thorheit, daß Gertrude berufen wurde, jene Art von Religion kennen zu lernen, welche auf Herz und Leben eine völlige Veränderung wirkt. Der Grund dieser Veränderung war ein Vetter von ihr, ein junger Mann von schönen Anlagen und sehr angenehmem Wesen, der aber ein so unregelmäßiges und ausschweifendes Leben geführt hatte, daß er allen seinen Freunden Anlaß zu Angst und Sorgen gegeben. Dieser junge Mann wurde wahrhaft religiös und wandte dann alle seine bis dahin mißbrauchten Kräfte an, die Erkenntniß jenes wirksamen Glaubens zu fördern, welche wie ein lebendiges Feuer alles in seiner eignen Seele verzehrt hatte, was sich ihm widersetzte. Gertrud hörte zuerst auf ihres Vetters religiöse Ansichten mit Gleichgültigkeit, indem sie dieselben lediglich als einen neuen Beweis seiner Unbeständigkeit und Ueberspannung betrachtete. Seine Freunde lachten und nannten ihn einen Methodisten, und sie stimmte in den Spott über seine neuerlangte Bestimmtheit in Sprache und Benehmen ein. Auch Mistreß Aberley hörte mit vollkommner Gleichgültigkeit auf ihres Neffen Meinungen, obgleich sie sich freute, daß Einer, der so nahe mit ihrer Familie verbunden war, eine, wenn auch noch so abgeschmackte Einsicht erlangt hatte, die ihn zu einem so untadeligen Betragen führte, als es der junge Ashton jetzt zeigte. Eduard ging zuerst in den Spott über seinen Vetter mit ein, fühlte aber bald, daß die durch Ashton's überlegenes Talent geltend gemachten Wahrheiten nicht leicht zu widerlegen oder abzuweisen waren. Er verlor seine Härte im Streiten, und da sein Vetter, gegen seine frühere anmaßende Weise und den hochfahrenden Stolz seines Gemüths, seiner Wärme mit der höchsten Milde und Güte begegnete, so lernte Eduard, um das durch solche Gespräche hervorgebrachte Mißbehagen zu verhüten, Ashton's Gesellschaft sorgfältig zu meiden. Auch Anna versuchte, mit ihrem Vetter zu streiten und behandelte seine neuen Ansichten mit Verachtung und Spott. Er zwang sie jedoch bald, das Gebiet des Beweises zu verlassen; und in Erwiederung ihres Spotts malte er ihre eigenen nichtigen Bestrebungen, als im Gegensatz mit den Anforderungen des göttlichen Gesetzes mit so starken Farben, daß er zu Zeiten ein Gefühl von Unruhe in ihrem Gewissen verursachte, welches los zu werden, alle ihre Anstrengungen und ihre Erinnerungen an sein eigenes früheres Betragen erforderten. Anna war indeß in Lustbarkeiten versunken und haßte alles, was diese zu verdammen schien, und sie lernte gleich ihrem

Bruder, ihres Vetters unangenehme Berufungen auf ihr Gewissen dadurch zu vergessen, daß sie sorgfältig vermied, auf sie zu hören. Jene Berufungen indeß waren nicht verloren. Gertrud fing endlich an, auf sie zu hören und zu achten, und ihr redliches Gemüth konnte ihrer Kraft, verbunden mit der außerordentlichen und dauernden Veränderung in Ashton's ganzem Betragen nicht widerstehen. Er gewann stufenweise ihre Aufmerksamkeit, und sie fühlte den Wunsch, jene Art von Predigt zu hören, der er eine so unberechenbare Aenderung zuschrieb. Mit ihrer Mutter Einwilligung begleitete sie ihre Tante, Mistreß Ashton, um ihres Vetters Lieblingsprediger zu hören. Sie hörte; und ihr Herz ruhte bald völlig in der durch einen Diener Gottes verkündigten Wahrheit, dessen Leben heilig, dessen Vortrag folgerichtig war, und dessen Weise das tiefe Gefühl zeigte, welches er selbst für die Wahrheiten hatte, die er lehrte. Gertrud begann die heilige Schrift zu studiren und fühlte, daß sie sie früher noch nie verstanden hatte. Das lustige Leben, worin sie befangen gewesen war, wurde ihr anstößig, aber sie begriff noch nicht gleich, daß es ihre Schuldigkeit sei, es aufzugeben.

Den folgenden Sommer und Herbst verlebten Mistreß Aberley und ihre Töchter auf dem Lande. Da widmete Gertrud jeden freien Augenblick dem Studium der Bibel, und so groß war ihr Einfluß, daß, bevor sie ihre ländliche Einsamkeit verließ, auch sie entschieden war, gleich ihrem Vetter Ashton eine Methodistin zu werden. Bei der Rückkehr der Familie zur Stadt weigerte sich Gertrud freundlich, aber fest, an den Lustbarkeiten der Welt Theil zu nehmen. — Aber ich will sie ihre Gründe selbst aufstellen lassen.

Erster Theil.

Personen:

Mistreß Aberley.
Anna, ihre älteste Tochter.
Gertrud, ihre jüngste Tochter.
Eduard, ihr Sohn.
(Mistreß Aberley's Haus, London.)

(Ein kleines Zimmer in Mistreß Aberley's Hause.)

Gertrud allein,
(an einem Tische eifrig mit Lesen beschäftigt. Man hört ein leises Klopfen an der Thür.)

Gertrud (stutzend und nach der Thür sehend). So wird mir denn die gehoffte Stunde des Genusses gestört! (Sie steht auf und öffnet die Thür, vor welcher Anna steht, ein prächtiges Kleid in einer Hand und ein Arbeitskästchen in der andern.)

Gertrud. Anna! Was soll das? Ich hoffe, du bist nicht gekommen, mich über deinen Anzug zu Rathe zu ziehen. Du weißt, ich habe alles Interesse für solche Dinge verloren.

Anna. Ach Gertrud! Habe Mitleiden mit mir! Sieh nur dies Kleid! Frau Dalton schickt es mir so überladen mit Besatz, daß ich's der Morley sandte, es zu ändern, und sieh nur, welch ein Ding die daraus gemacht hat! Ich weiß nicht, was ich thun soll; ich muß das Kleid heute Abend anziehn: ich habe meine besondern Gründe dazu, und doch hab' ich kaum eine Stunde, um zu versuchen, es zu ändern — und mich anzuziehn. Die Morley ist jetzt so verkehrt und mißlaunig, daß, wenn ich es ihr überließe, sie es noch schlechter machen würde. Sieh nur diesen Besatz, hast du je etwas Steiferes und Häßlicheres gesehn? Ueberdies hängt er so herunter, ich werde sicher darauf treten, wenn ich zu tanzen wage. (Wirft sich auf einen Stuhl.)

Was soll ich thun! Du lachst, Gertrud. Nun, das ist wirklich unartig; und wenn deine neue Religion dich gelehrt hat, so zu sein, so hat sie dich in der That verändert.

Gertrud (bemüht, ein Lächeln zu unterdrücken). Nein, Anna, meine neue Religion hat mich nicht gelehrt, bösartig zu sein; aber sie hat mich gelehrt, wie thöricht es sei, über eine solche Kleinigkeit sich unglücklich zu fühlen, wie du jetzt thust. Ich bitte indeß wegen des Lachens um Verzeihung; und nun, um es wieder gut zu machen, was kann ich für dich thun?

Anna (mit Lebhaftigkeit aufstehend.) O wenn du dich der Sache annimmst, so kann noch Alles gut gehn. Sag' mir nur, wie läßt es sich ändern. Ach, es ist in deinen Händen und gleich wird Alles Anmuth und Schönheit sein. Theure Gertrud, du bist sehr gütig. Aber was lasest du? Ich habe dich unterbrochen (öffnet Gertrud's Buch, liest): „Geistlicher Sinn — Selbstverläugnung“ (blättert weiter). Welch ein enger kleiner Druck! Es scheint ein sehr langes Buch! Ist es Alles über einen Gegenstand, Gertrud?

Gertrud. Ja, Anna; Alles über einen Gegenstand, der mich zweifelhaft macht, ob ich recht thue, dir behülflich zu sein, einen Abend oder vielmehr eine Nacht auf eine so nichtige Weise hinzubringen.

Anna. Ach, dann wollen wir an dies traurige Buch nicht mehr denken (macht es zu und legt es weg.) Nun, liebe Gertrud, falle nicht in Nachdenken über meinen armen Anzug.

Gertrud. Nun, — für diesmal — was willst du, daß ich daran thue?

Anna. Nein, du mußt entscheiden; ich habe mir vergebens den Kopf darüber zerbrochen.

Gertrud. Und welche Laune hat dich denn so fest beschließen lassen, kein andres Kleid als dieses anzuziehn?

Anna. Ach, Gertrud, welch eine Frage! Du kannst denken, ich muß einen sehr triftigen Grund haben, und bringst mich noch um die wenigen nur übrigen Augenblicke. Mama ist gewiß schon fast fertig.

Gertrud (lächelnd). Einen triftigen Grund! Aber komm, wir müssen uns rühren. Sieh, ich denke, so wird's gehn, (indem sie den Besatz anordnet)

Anna. O, herrlich! Theure Gertrud, wie vollkommen ist dein Geschmack! Und doch Alles aufzugeben und hier zu sitzen, um zu träumen!

Gertrud. Nicht träumen, Anna. Ich war nie glücklich, als jetzt, weil ich nie zuvor die Quelle der Glückseligkeit kannte.

Anna. Wie geschmackvoll du das ordnest, Gertrud. Wie kann ich dir's vergelten, daß du dein liebes altes Buch und dein neues Glück aufgiebst, um mir in einer Sache zu helfen, die dir so thöricht scheint?

Gertrud. Willst du mir etwas dafür versprechen, meine liebe Anna, was du noch diesen Abend thun kannst?

Anna. Ganz gewiß, wenn's nur nicht ist, zu Hause zu bleiben.

Gertrud. Nein, sondern zu versuchen, dich während des ganzen Abends zu erinnern, daß Gott überall gegenwärtig ist, wo du bist; und daß dein innerstes Herz eben so gut als dein äußeres Betragen, deine Worte und deine Blicke von ihm bemerkt werden.

Anna. Nun, das ist wie Vetter Ashton; und weißt du, Gertrud, ich glaube, du hast mich aufgefordert, etwas zu thun, was beinahe gottlos sein würde. Die Bibel selbst sagt, jedes Ding hat seine Zeit.

Gertrud. Sagt die Bibel, es gibt eine Zeit, Anna, wo wir uns in Verhältnisse begeben sollen, in denen die bloße Erinnerung an Gott unehrerbietig sein würde? Können solche Verhältnisse unschuldig sein?

Anna. Willst du denn behaupten, Gertrud, daß ein Ball kein unschuldiges Vergnügen ist?

Gertrud. Das hab' ich nicht gesagt, Anna; vielmehr mein' ich, du sagst es.

Anna. Du sagst mir immer etwas Finsteres grade wenn ich ausgehe. Ich denke, das ist nicht freundlich, Gertrud.

Gertrud. Ich meine es nur freundlich, Anna.

Anna. Ich glaube dir's; aber du schlägst damit nur meine Freude nieder.

Gertrud. Wo wünschest du die Ewigkeit zuzubringen, Anna?

Anna. Welche Frage! und wie feierlich sprichst du das Wort „Ewigkeit“ aus. Du bist in der That sehr finster, Gertrud.

Gertrud. Warum sollte der Gedanke an die Ewigkeit finster sein? Aber antworte mir, Anna, wo wünschest du sie zuzubringen?

Anna. Im Himmel, ohne Zweifel.

Gertrud. Und bei Gott? Glaubst du nicht, daß er da immer gegenwärtig ist?

Anna. Gewiß glaube ich das.

Gertrud. Und denkst du, es werde dort Zeiten geben, wo du

von Zwang frei und glücklich sein und dich seiner Gegenwart entziehn wirst, um dich ein wenig zu amüsiren?

Anna. Ich verstehe dich, Gertrud — aber horch — ich höre Mama's Stimme, die nach mir fragt. (horchend) Richtig. Gertrud, du hast durch jene deine Anforderung und durch deine seltsamen, düstern Fragen meine Freude für diesen Abend gestört. Aber da kommt Mama.

Mistreß Aberley tritt auf.

Mrß. Aberley. Warum bist du hier, Anna, und nicht angezogen? Und Gertrud arbeitet an einem Ballkleide! (lächelnd.) Gehst du mit uns, Gertrud?

Anna. Gertrud hat die Güte gehabt, diesen Besatz für mich zu ordnen, Mama. Frau Dalton und Morley hatten ihn beide ganz unausstehlich gemacht.

Mrß. Aberley. Und was ist für ein Unterschied dazwischen, selbst auf den Ball zu gehn, und einen Andern dazu ankleiden zu helfen.

Gertrud. Es ist ein kleiner Unterschied, Mama; doch bin ich nicht gewiß, ob ich ganz recht habe, Anna'n zu helfen.

Mrß. Aberley. Liebe, kannst du unrecht thun, wenn du Andere glücklich machst? Kenntest du die Gefühle deiner Mutter, wenn sie Abend für Abend dem — wie soll ich es nennen? — einer Tochter nachgeben und sehn muß, wie sie sich mit all' ihren Vorzügen begräbt und grade in dem Alter vergessen wird, wo ihre Mutter für all' ihre Sorgen belohnt zu werden hoffte, so würdest du Anstand nehmen, dich für die Richtigkeit deines Benehmens zu entscheiden.

Gertrud (indem ihr die Thränen in die Augen treten). Ich weiß, ich mache Ihnen Kummer, Mama. Ich wünschte, Sie fühlten so lebhaft als ich die Gründe, welche mich dazu zwingen.

Mrß. Aberley. Nun, Gertrud, nichts mehr davon. Ist das Kleid fertig?

Gertrud. Ich hab' es so geordnet, daß die Morley es nun, ohne irre zu gehn, fertig machen kann.

Mrß. Aberley. Nun denn Anna, rufe Johanne, dein Haar zurecht zu machen, während die Morley das Kleid fertig macht, und eile, meine Liebe, es ist schon sehr spät. Ich will bei Gertruden bleiben, bis du mitgehen kannst. (Anna ab.)

Mistreß Aberley. Gertrud.

Mrß. Aberley. Wie düster dein kleines Zimmer ist, Gertrud; mir ist's, als besucht' ich eine Tochter, die den Schleier genommen.

Gertrud (zieht ihren Stuhl nahe an den ihrer Mutter und nimmt zärtlich ihre Hand). Ja, Mama, in gewissem Sinne hab' ich wirklich den Schleier genommen. Ich denke, die Katholiken meinen mit diesem Ausdruck, daß die Welt für immer vor den Gedanken und Neigungen derer verschleiert ist, welche das Gelübde der Zurückgezogenheit ablegen. In mir hat der Glaube an die erhabenen Gegenstände einer unsichtbaren Welt wirklich bewirkt, was jener äußerliche Schatten wahrer Religion zu bewirken vorgibt. Keine Gelübde könnten die Kraft dieser Wirklichkeit vermehren. Mutter! wenn Sie nur jene Dinge sähen, wie ich sie sehe, Sie würden eben so über die Gefühllosigkeit Anderer erstaunen, als ich jetzt über die Ihrige und meine eigne frühere.

Mrß. Aberley. Gertrud, du bist eine vollkommne Schwärmerin; du stehst unter dem Einflusse der Phantasie, nicht der Vernunft. Du sitzest hier allein und deine Phantasie ist geschäftig, dir ihre eignen Truggestalten heraufzubeschwören, welche du die Wirklichkeiten einer unsichtbaren Welt nennst. Wärst du in jener eben erwähnten Religion erzogen, welche von Geschlecht zu Geschlecht von ihren ehrgeizigen Priestern Mittel über Mittel bekommen hat, die Vernunft zu unterdrücken, indem sie sich der Phantasie bemächtigte, du würdest gegründete Anwartschaft auf Heiligsprechung haben. Aber, meine liebe Sanct Gertrud, statt jenes hübschen Bücherschranks müßtest du dann ein einziges schlechtes Brett haben, mit alten Geschichten von Heiligen, die niemals existirten; statt dieses einen Lichts, so dunkel es auch schon ist, eine Lampe, so düster, um nur „sichtbare Finsterniß" zu zeigen, in deren Dunkel ein Krucifix und ein Todtenkopf stände. Statt jener schönen Uhr müßtest du ein Stundenglas, und statt jener Kette und jenen Ringen einen Rosenkranz haben, damit dein Gedächtniß den Himmel nicht um eine jener nichtigen Wiederholungen betrüge, welche der Himmel verboten hat; und um das Erhabne des Dunkels zu steigern, müßte dein eigner Sarg bei deinem Bette stehn, sein Deckel an die Wand dir gegenüber gelehnt, mit deiner vollständigen Grabschrift, ausgenommen Alter und Jahrszahl, wofür eine leere Stelle gelassen sein mußte.

Gertrud. Sie haben ein finsteres Gemälde in's Lächerliche ge-

zogen, Mama. Ich kann nicht lachen, wenn mir meine Phantasie ausmalt, was Sie beschrieben haben, und wenn sie mir dann auch die Bewohnerin eines solchen Zimmers zeigt, vielleicht so jung wie ich und ebenso unwissend, oder noch unwissender; mit all jenem finstern Tand als Vermittelung zwischen ihrem Geiste und dem Gotte, welchen zu kennen Leben und Licht, Friede und Freude ist.

Mrß. Aberley. Liebe Gertrud, ich wünsche dir bloß die Gefahr zu zeigen, wenn wir unserer Phantasie erlauben, unsere Führerin in der Religion zu sein. Du siehst, zu welchem Uebermaß von Aberglauben und Thorheit sie uns führen kann.

Gertrud. Aber liebe Mutter, haben nicht Sie eben jetzt mit Ihrer eignen Phantasie jenes Truggebilde heraufbeschworen, von dem Sie sagen, daß es mich irre leite? Ich habe nichts um mich, was meine Phantasie anregt. Ich habe keinen Führer, als die Bibel, und die haben Sie mich gelehrt als den geoffenbarten Willen Gottes anzusehen. Aus der Bibel habe ich gelernt, „daß die sichtbaren Dinge zeitlich, aber die unsichtbaren ewig sind.“ Sie befiehlt mir, „nicht die Welt zu lieben, noch die Dinge, die in der Welt sind — denn die Welt vergeht, aber wer den Willen Gottes thut, bleibet ewiglich.“ Ich las die Bibel, um jenen Willen Gottes zu erfahren, und fand seine Gebote so rein und umfassend, daß ich ihnen nie gehorchte noch gehorchen konnte, Dies führte mich zu Christus, meinem Heiland. Die Bibel sagt: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur;“ meine Erfahrung stimmt mit diesem Ausspruch der Schrift überein. Ich weiß und fühle, daß mein Herz verändert ist. Ich kannte früher Gott nicht. Ich liebte Gott nicht. Sein Sabbath war mir ein langweiliger Tag, sein Dienst lästig; ich kannte Christus nicht. Ich nannte ihn Heiland, aber ich wußte nicht und fühlte nicht, daß ich eines Heilands bedurfte. Nun weiß ich, daß ich seiner bedarf, und der Glaube, daß er mich aufgenommen hat, und mein Heiland, mein Herr und mein Führer ist, und daß ich bald auf immer bei ihm sein werde, läßt Alles auf Erden in meinen Augen werthlos erscheinen; und wenn irgend etwas Weltliches meine Gedanken oder Neigungen von ihm abzieht, so wünsch' ich mich davon zu trennen, wär's mir auch so lieb, wie meine rechte Hand, oder mein rechtes Auge.

Mrß. Aberley. Meine liebe Schwärmerin! —

Gertrud (sie unterbrechend). Wieder Schwärmerin, Mutter! Worin bin ich eine Schwärmerin? Ist nicht das Wesen, welches ich

anbete und liebe, und auf das ich vertraue, ein wirliches? Sind es nicht seine eignen klaren und einfachen Worte, worauf ich mich stütze? Was meint denn die heilige Schrift mit dem, was sie „Glauben“ nennt, Muttter, und was sie so unablässig als zur Erlösung nothwendig anführt? Ist das Schwärmerei?

Mrß. Aberley. Nein, Gertrud. Aber du bist zu heftig. Du mußt mich nicht unterbrechen und meistern.

Gertrud (ihrer Mutter Hand an ihre Stirn drückend). Liebe Mutter, vergeben Sie mir.

Mrß. Aberley. Die Wahrheit, meine Liebe, ist ruhig; sie bedarf nicht der Hülfe leidenschaftlichen Ausdrucks.

Gertrud (bescheiden). Wenn das Herz voll warmen Gefühls ist, Mutter, sollt' es sich nicht warm und doch treu aussprechen? Spräche ich kalt über diesen Gegenstand, ich würde heucheln.

Mrß. Aberley. Vielleicht, Gertrud; indeß deine Wärme zeigt eben, daß du eine Schwärmerin bist. Aber da kommt Anna.

Anna tritt auf.

Gertrud (die Hand ihrer Mutter haltend, lächelnd). Ist Wärme denn Schwärmerei, Mutter?

Mrß. Aberley (ihre Hand unwillig zurückziehend). Mich wieder meistern, Gertrud! (Wendet sich von ihr weg.)

Gertrud. Mutter, verlassen Sie mich nicht in Unwillen.

Mrß. Aberley. Schön, Anna (sie betrachtend), sehr hübsch angezogen, in der That!

Anna. Sieh, Gertrud, wie schön und geschmackvoll der Besatz jetzt ist.

Gertrud. Sehr hübsch! (Mustert Anna's ganzen Anzug und seufzt.)

Anna. Nun, theure Gertrud, warum dieser Seufzer? Warum wolltest du dich zwingen, aufzugeben, wonach du seufzest, und was sicherlich unschuldig ist?

Gertrud. Du mißverstehst den Grund meines Seufzens, Anna. Aber gute Nacht; du siehst, Mama ist ungeduldig und will gern fort.

Mrß. Aberley. Aber sag' uns doch, Gertrud, was war denn die Ursache jenes tiefen und schweren Seufzers, womit du die Besichtigung des Anzugs der guten Anna endetest?

Gertrud. Ich wußte nicht, daß ich seufzte, liebe Mutter; ich that es unwillkürlich.

Mrß. Aberley. Aber du scheinst dir jetzt des Grundes bewußt zu sein, darum bitt' ich, laß ihn uns wissen.

Gertrud. Mutter, ich errege nur Ihren Unwillen; bitte, fragen Sie mich nicht.

Mrß. Aberley. Nun, Kind, sei nicht geheimnißvoll und wichtig um Nichts.

Gertrud. Gut, da Sie darauf bestehen; die Wahrheit ist, als ich Anna ansah, so festlich angethan, ihr fröhliches, glückliches Gesicht, und die weißen Rosen in ihrem Haar, fiel mir der Gedanke „Armes Lamm, zum Opfer geschmückt" auf's Herz und preßte mir den schweren Seufzer aus.

Mrß. Aberley. Seltsames, finsteres Mädchen! Du wendest Alles in's Düstere. Komm, Anna, mich erfreut es, dich anzusehn.

Gertrud. Gute Nacht, liebe Mutter. (Will ihre Hand nehmen, Mrß. Aberley zieht sie zurück, geht an Gertrud vorüber, verläßt mit Anna das Zimmer und macht die Thür zu.)

(Gertrud setzt sich an den Tisch, bedeckt ihr Gesicht mit den beiden Händen und bricht in Thränen aus. Die Thür öffnet sich leise wieder, Mrß. Aberley blickt ängstlich nach Gertrud, dann tritt sie herein.)

Mrß. Aberley. Gertrud, meine Liebe, gute Nacht. (Neigt sich über sie und küßt ihre Wange.)

Gertrud. Meine theuerste Mutter! (Schlingt ihre Arme um sie.) Ach, Mutter, könnt' ich Sie nur fühlen lassen, welch' ein Schmerz es für mich ist, Ihnen Kummer zu machen.

Mrß. Aberley. Ich weiß nicht, wie es ist, Gertrud; aber in deiner Schwärmerei ist etwas wunderbar Hinreißendes. Du wirst mich anstecken. Aber gute Nacht, meine Liebe. Bleib' nicht lange auf. Gott segne dich. (Umarmt sie und geht ab.)

Gertrud allein.

Gertrud. O, meine einzige, theure Mutter. Ich hoffe, du wirst in der That angesteckt werden. (Bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und betet. Nach einer kurzen Pause tritt Jemand leise in's Zimmer, sie stutzt und wendet sich um.)

Eduard tritt auf.

Gertrud. Eduard! Was ist das? Welch Wunder führt dich in dieser Stunde zu mir?

Eduard. Du sprichst heiter, Gertrud, aber du hast geweint. Was hat dich betrübt?

Gertrud. O, nichts von Erheblichkeit.

Eduard. Ist das wirklich so, Gertrud?

Gertrud. Wirklich, auf mein Wort. Ich möchte nicht, daß das, was mich Thränen vergießen ließ, nicht vorgefallen wäre. Nun beantworte mir aber meine Frage: was hat dich hierher gebracht? Ich meine, du scheinst ungewöhnlich ernst.

Eduard. Ich habe das Bedürfniß einer Unterredung mit dir, Gertrud, und habe gewartet, bis Mutter und Anna zu ihren mitternächtlichen Lustbarkeiten fort waren. Nun rathe, wo ich diesen Abend gewesen bin?

Gertrud. Ich rathen! Unmöglich; aber ich will's versuchen. Du hast im Spiel verloren und bist nun niedergeschlagen.

Eduard. Nein, Gertrud, du irrst dich gewaltig.

Gertrud. Du siehst so ernst und ruhig aus, daß du vielleicht bei deinem Vormunde gewesen bist und eine Strafpredigt bekommen hast.

Eduard. Eine Strafpredigt habe ich bekommen, aber nicht von meinem Vormunde.

Gertrud. Und von wem anders hättest du dich herabgelassen, eine Strafpredigt anzuhören?

Eduard. Von Herrn Percy, deinem geliebten Herrn Percy, der mir vorgepredigt hat, bis ich überzeugt worden, daß ich der größte Thor auf Erden bin.

Gertrud. Herr Percy! Was sagst du, liebster Eduard? Hat Herr Percy wirklich die Güte gehabt — aber es ist nicht möglich. Ein Zusammentreffen mit dem — erzähle mir, theurer Eduard, was meinst du.

Eduard. So laß uns näher an's Feuer rücken, ich habe dir viel zu sagen, Gertrud.

Gertrud. Beginne, lieber Eduard.

Eduard. Nun denn, Gertrud, für wie sorglos, thöricht oder noch schlimmer du mich gehalten haben magst, mir ist die Veränderung nicht entgangen, welche in dir während dieses letzten Jahres stattgefunden hat. Du weißt, wie Ashton mich vergangenen Winter dadurch quälte, daß er unabläßig versuchte, mich in religiöse Gespräche zu ziehn. Du wirst dich erinnern, daß, obgleich seine Gründe auf mich keine Wirkung thaten, ich ihnen doch nichts entgegensetzen konnte. Die Wahrheit war, mein eigenes Gewissen sagte mir, was er sprach, sei wahr, aber ich wußte, daß er schlechter gelebt hatte, als ich es

jemals gethan, und ich hielt es für natürlich genug, daß er Unruhe und den Wunsch nach Besserung fühle; aber ich gestehe, ich verachtete ihn, weil er, wie ich meinte, durch die Furcht, durch sein bisheriges Betragen zum Gespött zu werden, dazu getrieben wurde. Als du, Gertrud, anfingst, ihm Recht zu geben und dem beizustimmen, was er über die natürliche Entfremdung des Herzens von Gott und der wahren Religion sagte, so konnte ich dich eine Zeit lang kaum für aufrichtig halten. Dein Leben erschien mir vollkommen unschuldig, und ich dachte, wäre mein's eben so gewesen, ich würde nichts als Frieden gefühlt haben. Damals vermied ich Ashton sorgfältig; aber, was du vielleicht nicht bemerkt hast, ich hörte mit vielem Interesse zu, wenn du mit Mutter über deine neuen Ansichten sprachst, und erstaunte oft gar sehr über das, was du über Sünde und Gewissen sagtest. Ich verstand sehr wohl, was du meintest; aber ich wunderte mich, was du gethan haben könntest, das dich so wahr und innig über das furchtbare Dunkel eines schuldbeladenen Gewissens reden ließ. Ich hatte oft jene Furcht vor Gott empfunden, welche du als das beschriebst, was einem Sünder sein Bedürfniß eines Mittlers zwischen sich und jenem erhabenen Wesen fühlen läßt, an welches der bloße Gedanke, wenn wir uns bewußt sind, Ihm ungehorsam gewesen zu sein, uns schon erbleichen lassen kann. Während ich indeß dir zuhörte, Gertrud, merkte ich bald, daß es unbestimmte Begriffe von Recht und Unrecht waren, welche mich veranlaßt hatten, dein Leben für so schuldlos anzusehn; und ich stimmte dir vollkommen bei, wenn du zu beweisen suchtest, daß das kein schuldloses Leben sey, wenn man die deutlichen Vorschriften jenes Buches vernachlässige, von welchem man zugleich bekenne, daß man es für göttliche Offenbarung halte. Ich hatte indeß keine Neigung, jenes Buch zu meinem Führer zu nehmen. Ich glaubte, wenn ich dies thäte, so müßte ich damit anfangen, fast Alles aufzugeben, was mir irgend Vergnügen mache. Ich versuchte demnach meine Ueberzeugung von dem, was Wahrheit sei, zu unterdrücken und jeden guten Gedanken, der in meiner Seele aufstieg, durch Thorheit und durch das, was du Sünde nennen würdest, zu verbannen. Ich habe mich jedoch zu Zeiten so unglücklich gefühlt, daß, obgleich du mir's kaum glauben wirst, ich entschlossen bin, mich zu bessern und sogar schon versucht habe, einige von den Dingen aufzugeben, in welchen ich mich am sündhaftesten fühlte.

Gertrud. Ich glaube dir, lieber Eduard; ich glaube unbedingt, was du mir sagst.

Eduard. Aber, Gertrud, es sind erst zwei Tage, daß du mich so gütig und liebevoll warntest, nicht der zunehmenden Heftigkeit meines Temperaments nachzugeben; wie kannst du nun an meinen Versuch zur Besserung glauben?

Gertrud. Und es sind erst zwei Tage, Eduard, daß du mich durch dein aufrichtiges Geständniß überraschtest, dein Temperament sei eine Quelle des Unglücks für dich, und du habest keine Kraft, zu thun, was du in deinem Herzen für recht haltest und zu thun wünschest.

Eduard. Sagte ich das zu dir, Gertrud?

Gertrud. Du sagtest es nicht grade zu mir, aber du gingst in der Stube umher, und sprachst es mit Heftigkeit und Gefühl aus.

Eduard. Nun, ich bin kürzlich zuweilen so elend gewesen, daß ich unwillkürlich meine Gefühle geäußert haben mag, wo ich es nicht hätte thun sollen. Dir, liebe Gertrud, kann ich sagen, daß ich mich seit einiger Zeit vor meinen Stunden der Einsamkeit und des Nachdenkens gefürchtet habe, weil ich mich selbst wegen der Schwäche und Feigheit verachtete, welche mich das aufzugeben hinderte, was mir in jenen Stunden als ein so unwürdiges Ziel meines Strebens erschien. Mich ekelten in solchen Stunden des Nachdenkens alle jene Parthien an, denen ich vielleicht am folgenden Tage mich zu entziehen nicht Kraft genug hatte, und die Unwürdigkeit jener Genossen war mir zuwider, die doch so viel Gewalt über mich haben, daß ich sie fliehen muß, wenn ich ihren Sünden entgehen will. Aber ich muß in meiner Erzählung fortfahren. Ich glaube, Herr Percy hat mir gezeigt, worin ich irrte. Ich glaubte, ich selbst müsse thun, wovon er sagt, daß Gott allein es thun könne. Ich habe daran gedacht, zu Gott zu beten, glaubte aber bisher, daß, bevor ich ihm mich zu nahen wagte, ich Alles aufgeben müsse, was ihm mißfalle. Ich habe auch daran gedacht, mit dir zur Kirche zu gehen; aber obgleich ich sah, daß viele meiner verdorbensten Genossen die weiblichen Mitglieder ihrer Familien zur Kirche begleiteten, und in der That zu denken schienen, daß sie dadurch ihre Ausschweifungen in der Woche gewissermaßen gesühnt hätten, so fühlte ich doch immer, daß es offenbare Heuchelei von mir sein würde, vor Gottes Angesichte am Sonntag zu knieen, als ob ich einer seiner Verehrer sei, während ich mir bewußt war, sein Gesetz

im Laufe der Woche zu übertreten. Aber um meine Geschichte kurz zu beendigen, als ich heute Vormittags in einem Laden war, sah ich eine Ankündigung, daß Herr Percy diesen Abend zum Besten einer wohlthätigen Anstalt eine Predigt halten werde. Ich fühlte sogleich das Verlangen, diesen Mann zu hören, dessen Predigten eine so wunderbare Wirkung auf dein Herz hervorgebracht hatten, zumal ich es zu einer Zeit thun konnte, wo ich wußte, daß keiner meiner Bekannten dort sein werde. Ich machte mich also von einer Gesellschaft, mit der ich zu Mittag zu essen versprochen hatte, los, hüllte mich, als die Zeit kam, in einen Mantel und ging zur Kirche. Sie war ungefähr halb voll, als ich eintrat, und ich setzte mich in einen Stuhl, wo ich den Prediger sehr gut sehen konnte. Ich bekenne, Gertrud, denn ich muß dir meine schlechten und meine guten Gefühle gestehen, zum Theil war es auch beim Hingehen meine Absicht, dich durch meine Bekanntschaft mit der Manier und dem Style deines Lieblingspredigers zu überraschen. Als ich in meinem Stuhle saß und das Volk sich hereindrängen sah, ich gestehe, Gertrud, die Scene erschien mir sehr unerfreulich — eine unliebenswürdige Versammlung von armen Handwerkern, schönen frommen Damen und wohlgenährten Bürgern. — Das Volk strömte ein, bis kein Platz mehr in den Stühlen war, und eine Menge Menschen in den Gängen stand. Ich begann schon an's Weggehen zu denken, die Luft wurde drückend, und ein alter Tagelöhner, der seinen Sonntagsrock über all seinen Werkeltags-Schmutz gezogen hatte, nahm seinen Platz neben meinem Stuhle und lehnte sich daran, indem er mit einer groben schmutzigen Hand einen alten schmierigen Hut mir grade unter die Nase hielt.

Gertrud. Ach, Eduard, dachtest du denn nicht daran, wie sehr der arme alte Mann das Gotteshaus lieben mußte, da er nach seinem mühsamen Tagewerke zufrieden war, zwei Stunden zu stehen, um darin gegenwärtig sein zu können?

Eduard. Nicht eher, bis ich eine Bewegung gemacht hatte, die den alten Mann veranlaßte, sich umzusehen. Ich glaube, er sah Unwillen in meinen Blicken, denn er zog sich augenblicklich ein wenig zurück, legte seinen Hut auf die Erde, und stand nun, ohne sich anzulehnen; aber keine Spur von Mißvergnügen sah man in seinem milden aber männlichen Gesichte. Mein Herz verklagte mich; aber in diesem Augenblicke erschien Herr Percy, und nun waren wir beide, mein alter Mann und ich, sogleich beschäftigt. Ich gestehe, Gertrud,

Herrn Percy's Blick und Anstand nehmen außerordentlich für ihn ein. Er sprach das Gebet, und meine Seele wurde sogleich ungewöhnlich ruhig und befriedigt, obgleich ich nicht sagen kann, daß ich sehr aufmerksam darauf gewesen wäre: aber besänftigende Gedanken, welche meinem Busen in der letzten Zeit fremd gewesen waren, kamen mir wieder, und ich glaube, sie wurden in hohem Grade durch die frommen und zufriedenen Blicke meines armen verachteten alten Mannes angeregt, dessen Gesicht jetzt ein wenig zu mir gekehrt war und viel Gefühl, ja selbst Erhebung, ausdrückte, während er der Predigt folgte. „Wie viel schöner und reiner seine Seele ist, als meine," dachte ich. „Wären wir beide in diesem Augenblicke entkörpert und vor dem Angesichte unsers Richters, welcher von uns würde fühlen, daß er zurückschaudern und dem andern Platz machen müßte?" Es war nicht schwer zu entscheiden, daß es der stolze Sünder sein würde, der einige Minuten zuvor so gefühllos den armen Heiligen beleidigt hatte. Als das Gebet beendigt war, bewog ich den alten Mann mit genauer Noth, meinen Platz zu nehmen und ich nahm seinen.

Gertrud. Lieber Eduard! und du bequemtest dich zu stehen?

Eduard. O, gewiß that ich das. Es war nirgends mehr Platz; aber ich fühlte mich sehr glücklich; und als Herr Percy begann, dachte ich an nichts anderes, als an das, was er sagte.

Gertrud. Was war der Gegenstand seiner Predigt? — sein Text?

Eduard. Es war: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, auf daß ihr das Leben habet." Ich weiß nicht mehr, aus welcher Stelle der Bibel er ihn nahm.

Gertrud. Aus dem Johannes. Köstliche Worte! Aber fahre fort.

Eduard. Er begann in einer so ruhigen, würdigen und feierlichen Weise diejenigen zu schildern, welche nicht zu dem Heiland der Welt kommen wollen, auf daß sie das Leben haben, daß meine Aufmerksamkeit völlig gefesselt wurde, und jede Characterschilderung paßte genau auf Jemand, der mir augenblicklich in die Gedanken kam. Er schilderte unsern Vormund, Herrn Lornton — ganz nach dem Leben — seine Genauigkeit — seinen Abscheu und seine Furcht vor Allem, was übeln Ruf bringt — seine Rechtlichkeit in allen weltlichen Angelegenheiten — und doch sein gänzliches Vergessen Gottes. Seine

Pünktlichkeit in der Erfüllung jeder Pflicht gegen seine Mitmenschen und die gänzliche Verachtung seiner Pflicht gegen Gott. Keine Spur einer Liebe zu Gott — Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes. Entweihung des Sabbaths durch Arbeiten, — oder Gesellschaften — oder was ihm sonst einfällt, mit Verachtung jenes ausdrücklichen Gebots, welches sagt: — „Du sollst keine Art von Arbeit thun am Sabbath, weder du, noch dein Gesinde, noch dein Vieh.“ — Ach, Gertrud, wie dreist wagen wir Alle, Gott ungehorsam zu sein! Denke nur an die Art, wie der Sabbath gewöhnlich hingebracht wird, und wie deutlich das Gesetz dies Alles verbietet.

Gertrud. Ja, lieber Eduard, er ist ein langmüthiger Gott, welcher Geduld mit uns hat. Ich zittere oft, wenn ich die verwegene Nichtachtung seiner deutlichsten Gebote sehe, welche meine liebsten Freunde sich erlauben. Es ist ein entsetzlicher Gedanke. Aber fahre fort.

Eduard. Herr Percy schilderte mehrere Charactere. Unsere Tante Stanley ganz treffend —, so formell genau in äußern religiösen Gebräuchen, während ihr ganzes Herz an dieser Welt hängt.

Gertrud. Eduard, wie kannst du über Tante Stanley's Herz urtheilen? Jene Schilderungen sollen uns nicht zum Urtheil über andere veranlassen, sondern zur Selbstprüfung, damit wir erkennen, in wiefern unser eigner Character dem von dem Diener Gottes geschilderten gleicht, dessen Pflicht es ist, so das Herz zu untersuchen und zu prüfen, auf daß es geheilt werde.

Eduard. Nun, ich wünschte nur, Tante Stanley wäre da gewesen. Sie hätte sich selbst darin erkennen müssen — Morgens beten, Abends Theater, und —

Gertrud. Ich will Tante Stanley's Character nicht hören. (lächelnd) Schilderte er nicht auch einen Eduard Aberley?

Eduard. O ja, und Mutter auch, — so zärtlich gegen ihre Kinder und doch so —

Gertrud. Still, Eduard. Es ist unrecht — in der That unrecht.

Eduard. Liebe Gertrud, ich habe ja nichts gesagt, und also hast du Unrecht, die du dir eine ungünstige Characteristik der Mutter in voraus denkst.

Gertrud. Ich bekenne, es ist so; aber ich möchte doch gern Herrn Percy's Schilderung deines Characters hören.

Eduard. Hör' nur, seine Schilderung der Mutter rührte mich zu Thränen, und er schloß damit, solche Charactere gäben die beste Hoffnung, denn sie irrten nicht aus Mangel an Redlichkeit, sondern aus Mangel an Licht, und sie fürchteten schlicht und recht Gott zu dienen nicht aus Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegen die wahre Religion, sondern aus aufrichtiger Besorgniß, sie möchten dadurch auf irgend eine Weise veranlaßt werden, Pflichten zu vernachlässigen, die sie erfüllen müßten.

Gertrud. Ja, ich denke manchmal so von Mutter: aber nichts mehr von ihr. Warum hältst du aber so lange mit dem Character zurück, den ich am liebsten geschildert hören möchte?

Eduard. O, weil er so scharf trifft; aber ich bedarf deines Rathes und so sollst du Alles hören. Herr Percy nahm meinen Character zuletzt, und als er anfing, ihn zu schildern, merkte man an seiner Stimme und seinem Vortrage, daß sein Interesse und Gefühl sich steigerte. Ich denke, ich erinnere mich seiner eignen Worte noch. Er sagte: „Es gibt noch eine andere Klasse von Menschen, zu der ich sprechen und sie fragen muß, warum sie nicht zu Christus kommen, damit sie das Leben haben? Oder ich kann euch, meine jungen Freunde (denn zu euch sprech' ich) vielleicht besser fragen: Kennet ihr Ihn, den ihr verachtet und verschmähet? Nein, ihr kennet ihn nicht. Ich hoffe im Stande zu sein, euch davon zu überzeugen, wenn ihr mir einen Augenblick eure Aufmerksamkeit schenken und eure Herzen redlich auf die Fragen antworten lassen wollt, die ich euch vorlegen werde. Glaubet ihr nicht, daß, wenn ihr auf die Mahnung des Textwortes hörtet, und versuchtet zu Christus zu kommen, um das Leben zu haben, euer erster Schritt sein müsse, alle irdischen Freuden aufzugeben — Alles, was euch in diesem Augenblick am meisten anzieht? — und dies Alles, denkt ihr, müsse aufgegeben werden, für was? Euch fällt der Gedanke, fromm zu werden, zusammen mit dem Gedanken an Entbehrung — an ein Aufgeben und Verlassen alles dessen, was Freude gewährt. Ihr seht, daß diejenigen eurer Altersgenossen, welche fromm werden, sogleich allen Geschmack an ihren frühern und euren gegenwärtigen Bestrebungen verlieren. Ihr seht, daß sie sogleich anfangen, Gottes Haus zu lieben. Sie sind gern allein, um zu beten, zu lesen und Gott besser kennen zu lernen. Sie sehen Alles in einem neuen Lichte, und ihre Meinungen und Ansichten über fast jeden Gegenstand unterscheiden sich

von den eurigen; aber dies alles, obgleich ein unerklärbares Etwas euch treibt, sie zu achten und zu lieben, überzeugt euch nicht, daß sie in Wahrheit das Glück gefunden haben, welches sie euch versichern zu besitzen. Ihr betrachtet sie nur als verdüstert, oder als seien sie durch den Prediger oder sonst wen über den künftigen Zustand ihrer Seele in einer andern Welt so in Unruhe versetzt, daß sie durch die Gewalt dieses Eindrucks willig geworden, um ihr künftiges Seelenheil zu sichern, in dieser Welt ein Leben voll Trübsinn, Elend und Selbstverleugnung zu führen. Glaubt ihr nicht wirklich, daß Religion darin bestehe, in dieser Welt Trauer und Entbehrung zu ertragen, um dadurch die Seligkeit in der künftigen zu gewinnen? Aber ihr hegt diese Meinung, weil ihr den Herrn und Meister nicht kennt, für welchen der Christ Alles aufgibt, was er mißbilligt. Wenn ihr ihn kenntet, wie sie ihn kennen, so würdet ihr wie sie fühlen, daß er und nur er den Platz in eurem Herzen verdient, welchen er und er allein ausfüllen kann. Dies sind vielleicht für euch Worte ohne Sinn. Laßt mich versuchen, euch das Bild des Glorreichen mit wenigen Zügen zu malen; oder vielmehr, laßt mich euch bitten umher zu schauen auf seine Schöpfung, und zu sagen, ob ihr keine Spur seiner Größe und Liebe in derselben findet? Warum ist Alles so schön und lieblich? Warum solch' überschwengliche Fülle des Erhabenen, Sanften und Rührenden? Warum solche Vollkommenheit und Schönheit? und woher die Kraft, welche diese leblosen Gegenstände besitzen, die Herzen anzuziehn und zu entzücken? und wer bildete das Herz, diese Kraft zu empfinden? Sind da nicht Spuren von Fußstapfen eines Wesens, welches, wenn wir es finden könnten, wir lieben würden mit unaussprechlicher Liebe? Aber, meine jungen Freunde, so lieblich und rührend seine Werke der Schöpfung sind, sein Werk der Erlösung ist noch lieblicher. Seine Werke der Schöpfung müssen uns antreiben, ihren glorreichen Schöpfer zu suchen; aber in seinem Erlösungswerke hat er sich uns selbst genahet. Er ist gekommen uns zu suchen. Er hat die Herrlichkeit verlassen, in der er wohnete mit dem Vater, und wo die höchsten Geister, denen sich ihm zu nahen vergönnt ist, so überwältigt werden von dem Glanze des Anblicks, daß sie ihr Angesicht mit ihren Flügeln bedecken und anbeten: Heilig, heilig, heilig Gott, der Herr, der Allmächtige! Dieser glorreiche Jehovah nahm aus Liebe zu uns, um sich uns ganz zu nahen, unsere Natur zu der seinigen, um in dieser Natur das übertretene Gesetz Gottes für uns

zu erfüllen, um die von uns verdiente Strafe für die Uebertretung dieses Gesetzes zu tragen, und um alle Gefühle und Schmerzen zu erleben und kennen zu lernen. Er ward unser nächster Freund; denn welch anderer Freund sieht unsere innersten Gefühle und fühlt sie? Er ist der allmächtige Gott, und auch Mensch, und in dieser Eigenschaft ist er diesen Augenblick hier gegenwärtig, indem er uns in den liebevollsten und herablassendsten Worten zuruft: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, auf daß ihr das Leben habet.“ „Ich habe das ewige Leben für euch erkauft, aber ihr verschmähet das, wofür ich mein Leben hingegeben habe. Ihr habt euch in's Verderben gestürzt — ihr habt die Gesetze Gottes übertreten.“ „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch ihr selig werden könnet, als der meinige; aber ihr wollet nicht zu mir kommen! Ich habe die Herrlichkeit des Vaters verlassen, ich habe Knechtsgestalt angenommen und den Kreuzestod für euch erlitten, und ihr wollt nicht zu mir kommen!“ „Kommt nun und laßt uns Rechnung mit einander halten, spricht der Herr, denn was ist es, daß ihr Jehovah, euren Herrn, verwerfet.“ — Und dann, o Gertrud! wie eindringlich Herr Percy sprach; und wie thöricht er die erscheinen ließ, welche die Nichtigkeiten dieser Welt der Erlösung vorziehen und der Freundschaft und Führung des Sohnes Gottes. Er schilderte meinen Character — nach Jugend — Gesundheit — mit den Vortheilen von Erziehung, Freunden, Vermögen, Einfluß, und keinem anderen Gedanken, als die Leidenschaft des Augenblicks zu befriedigen. Er malte meine Schuld und Verantwortlichkeit so, daß ich zitterte, und Gott im Herzen anflehete, Barmherzigkeit mit mir zu haben. Er zeigte dann, was solch ein Mensch werden könne, wenn er, von seinen Sünden überzeugt, zu Christus fliehe, der ihn aufnehmen, ihm ein neues Herz geben und seinen Geist senden werde, ihn in alle Wahrheit zu leiten. Dann — o Gertrud! — solch ein Character, als er ihn schilderte! ein Segen für die Gesellschaft, glücklich in seiner eignen Seele, seines Meisters Ebenbild mehr und mehr sichtbar in ihm werdend. Ich kann nicht alles sagen, was er sagte, aber ich kann nicht hoffen, so zu werden. Ach, könnt' ich's! (Bedeckt sein Gesicht mit den Händen und bricht in Thränen aus.)

Gertrud. Und warum nicht hoffen, mein theuerster Eduard? Herr Percy sagte ja nicht, du könntest dich selbst zu einem solchen Menschen machen.

Eduard. O nein! Er sagte, ich könnte nichts ohne Christus.

Grade in diesem Punkte überzeugte er mich so schlagend von meinem bisherigen Irrthume. Er sagte, wir könnten ebensowenig nur Einen guten Gedanken ohne Ihn hervorbringen, als ein Zweig Früchte, der von seinem Stamme getrennt ist.

Gertrud. Dann, mein Bruder, mußt du, um solch ein Mensch zu werden, nur zu Christus kommen, an ihn glauben, seinen Willen aus seinem Worte lernen, und wenn du ihn gelernt hast, zu ihm flehen, dir Kraft zu geben, ihm zu gehorchen.

Eduard. Das ist es eben, was ich zu thun wünsche, Gertrud; aber hier in London kann ich's nicht. Du weißt, ich bin so in Anspruch genommen, ich habe keinen Augenblick für mich. Außerdem fürchte ich, wieder in die Gesellschaft derer zu kommen, an die ich mich seither angeschlossen. Einige von ihnen sind in der That nichtswürdig. Ich habe dir gesagt, daß sie mir zuwider waren, bevor ich Herrn Percy hörte; aber ich meine, ich könne sie nicht los werden; und ich weiß, ginge ich auf's Land, sie würden mir dahin folgen. Aber ich muß Ruhe haben, und bin entschlossen, zu versuchen, mich mit dem Willen meines Gottes und Heilandes bekannt zu machen. Ich wünschte, du könntest bei mir sein, Gertrud. Du bist nachdenkend. Kannst du mir entscheiden helfen, was ich thun soll?

Gertrud. Ich denke, du gingst für eine kurze Zeit auf das Gut nach Schottland. Du weißt, Herr Lornton wünscht das, damit du dich deinen Pachtern dort zeigest, wie er sagt, und du hast seinen Wünschen diese beiden letzten Sommer immer nicht entsprochen. Dort könntest du vollkommne Ruhe genießen.

Eduard. Ein vortrefflicher Gedanke! Nur habe ich dich dann nicht bei mir.

Gertrud. Vielleicht folge ich dir. Mutter hat seither mehrmals geäußert, sie wünsche, daß ich Schottland besuche. Möglich, daß deine Reise dahin sie bewegt, unsere Londoner Vergnügungen abzukürzen und dir zu folgen. Mittlerweile bin ich überzeugt, du wirst in dem Pfarrer des Kirchspiels einen Mann finden, der fähig und willig ist, dir in deinem Suchen nach religiöser Erkenntniß beizustehn.

Eduard. Ich erinnere mich seiner. Er war sehr alt, und ich meine, auch sehr beschränkt.

Gertrud. Ah! es ist ein neuer Geistlicher dort, Herr Dugald Roß, der, wie ich überzeugt bin, ein wahrhafter Christ ist.

Eduard. Woher kennst du ihn, Gertrud?

Gertrud. Ich habe Briefe von ihm an Mutter gesehn über den Unterricht der Kinder auf dem Gute.

Eduard. An Mutter! Warum schrieb er nicht an mich?

Gertrud. Er schrieb zuerst an Herrn Lornton, welcher kalt antwortete, du wärest bald mündig und er möchte sich in solche Sachen nicht mischen. Darauf schrieb Herr Roß einen sehr artigen Brief voll christlichen Sinnes an Mutter, meldete ihr Herrn Lornton's Antwort, machte aber das dringende Bedürfniß des Volks und dessen Wunsch geltend, Unterricht für seine Kinder und in der That auch für einige der erwachsenen Leute zu bekommen, damit sie das Wort des Lebens lesen könnten. Mutter trug mir auf, den Brief zu beantworten und genau zu sagen, was Herr Lornton gesagt hatte. Ich that dies so artig ich konnte; aber am Ende des Briefes bat ich ihn, mich wissen zu lassen, was die Einrichtung einer Schule kosten würde und was seine Wünsche wären. Ich zeigte der Mutter meinen Brief, und sie hatte nichts gegen seine Absendung. Ich erhielt sehr bald eine Antwort, die mich in Entzücken und Staunen versetzte. Ich fand, daß eine solche Schule, wie Herr Roß und das Volk wünschte, jährlich kaum so viel kosten würde, als ich früher für Flitterstaat und den unnützesten Tand ausgegeben hatte. Alles, was man bedurfte, war die Besoldung eines Schulmeisters und einige andere unbedeutende Ausgaben. Ich bat Mutter um Erlaubniß, die Sache anzufangen und sie willigte endlich ein, indem sie sagte, wenn du mündig würdest, so könntest du sie fortsetzen oder aufheben, wie du wolltest.

Eduard. Du unterhältst also aus deiner Einnahme, welche nicht den achten Theil der meinigen beträgt, eine Schule auf meinem Gute? Liebe Gertrud, du hast für mich die Erfüllung meiner Pflichten begonnen.

Gertrud. O, wenn du wüßtest, wie es mich freut, daß es in meiner Macht steht, das Werkzeug zu sein, wodurch so viele junge Geschöpfe zur Erkenntniß ihres Gottes und Heilandes gebracht werden, du würdest mir mein Gefühl beneiden.

Eduard. Und sage mir, thust du dies, weil du glaubst, daß es eine Gott wohlgefällige That sei?

Gertrud. Nicht so ganz; es ist noch so viel Böses in all' meinem Thun — so viel Selbstsucht — ich vergesse noch so häufig, daß ich ohne Christus nichts thun kann — erkenne noch so oft, daß ich eignes Verdienst bei meinen armen unvollkommnen Pflichterfüllungen

habe, daß ich beständig auf mannichfache Weise fühlen kann, wie schwach und sündig ich bin; so daß, wenn ich auf meine Kniee falle, ich nichts als Bekenntnisse zu machen und Verzeihung und Gnade zu suchen habe. Aber ich weiß, daß, wenn ich sündige, ich einen Fürsprecher beim Vater habe; und daß, wenn ich meine Sünden bekenne, Gott gerecht ist, mir um Seinetwillen meine Sünden zu vergeben; und daß sein Blut uns reinigt von allen unsern Sünden.

Eduard. Aber was macht dir denn solche Freude dabei, daß es in deiner Macht steht, diese Schule einzurichten?

Gertrud. Viele Dinge. Ich fühlte mich geehrt und beruhigt bei dem Gedanken, daß mein Herr mir einen Weg gezeigt hat, den ich gar nicht kannte, wo ich seine Gaben anwenden kann, um die Kenntniß von ihm zu verbreiten und den Weg des Heils durch ihn einigen meiner jungen Mitsünder zu zeigen. Und wenn ich bedenke, auf wie ganz verschiedene Weise ich bisher seine Gaben angewandt habe, so kann ich die Liebe und Dankbarkeit nicht ausdrücken, welche mein Herz gegen den Herrn erfüllt, der seine Herrlichkeit meiner Seele so offenbaret, daß er mich von der Welt und Allem, was darin ist, zu sich gezogen hat. Solche Gefühle, Eduard, sind, o wie weit, über alle andern Gefühle erhaben! Sie beruhigen, sie reinigen, sie erheben, sie unterwerfen und überwältigen das Herz und bringen es Christo in freiwillige, unauflösliche Gefangenschaft.

Eduard. Was muß ich zuerst thun, Gertrud?

Gertrud. Dich zuerst im Gebet an Christus wenden. Schütte ihm dein Herz aus. Er kennt dich weit besser als du selbst. Versuche, ihm dein ganzes Herz und deine Seele zu öffnen, als einem nahen, gegenwärtigen, liebevollsten Freund. Gib dich ihm hin. Er befiehlt dir, ihm dein Herz zu geben.

Eduard. Aber ich habe so sündhaft gelebt — muß ich nicht zuvor Buße thun?

Gertrud. Du mußt Buße thun, Eduard. — Aber fällst du bei dieser Frage nicht in den Irrthum zurück, von dem du durch Herrn Percy geheilt zu sein glaubtest? Wenn du Nichts ohne Christus thun kannst, kannst du ohne ihn Buße thun? Nein, mein geliebter Eduard, aber „Ihn hat Gott erhöhet, Buße zu geben.“ Du hast keine Kraft, als wenn du sie von ihm empfängst. Geh, warte auf ihn — suche von ihm ein neues Herz.

Eduard. Gute Nacht, meine liebe Gertrud.

Gertrud. Gute Nacht, mein einzig geliebter Bruder — mehr als ein gewöhnlicher Bruder — ein Bruder, hoffe ich, auch im Geiste — ein Bruder und Freund auf immer!

Morgen.

Ein Frühstückszimmer in Mistreß Aberley's Hause.

Gertrud allein.

Gertrud (steht auf und sieht nach der Uhr auf dem Kamingesims.) Eilf Uhr; und niemand kommt zum Frühstück!

Ein Bedienter tritt auf.

Bedienter (einen Brief überreichend). Mein Herr befahl mir, Ihnen diesen Brief zu eignen Händen zu übergeben.

Gertrud. Ist dein Herr ausgegangen, Thomas?

Bedienter. Ja, er fuhr diesen Morgen um acht Uhr auf's Land.

Gertrud. Um acht Uhr diesen Morgen? Gut, Thomas.

Gertrud (öffnet eilig den Brief und lies't): „Meine theuerste Gertrud, — als ich dich gestern Abend verließ, versuchte ich, deinem Rathe zu folgen. Ich knieete nieder, allein, vor dem Angesichte Gottes. Eine seltsame Art von Furcht kam über meine Seele. Ich konnte Gott nicht anreden. Ich fühlte, daß ich ihn nicht kannte. Ich dachte daran, daß du gesagt hattest: „Geh' zu Christus, schütte ihm dein Herz aus wie deinem nächsten und zärtlichsten Freunde." Ich versuchte dies zu thun; aber ich kannte ihn auch nicht, und meine Gedanken waren schwankend und unbestimmt. Herrn Percy's Text fiel mir ein: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, auf daß ihr das Leben habet;" und ich sagte: Herr, ich komme zu dir, stoß' mich nicht von dir, sondern gieb mir das Leben. „Ich blieb auf meinen Knieen liegen und empfand eine erhabene Art von Freude in der Vorstellung, daß ich vor dem Angesichte Gottes sei. Meine Sünden gegen Gott stiegen indeß vor meiner Erinnerung auf und ließen mich so erbleichen, daß ich fast in Verzweiflung aufgesprungen wäre; aber ich erinnerte mich deiner Worte: „Wenn Jemand sündigt, wir haben einen Fürsprecher beim Vater,

Jesus Christus, den Gerechten." — "Wenn wir unsere Sünde bekennen, Gott ist treu und gerecht, uns unsere Sünden zu vergeben," — und: "das Blut seines Sohnes Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde." Ich versuchte meine Sünden zu bekennen; aber ich fand ihrer zu viele. Sie schienen mehr als die Haare auf meinem Haupte. Jedoch folgte ein seltsamer und himmlischer Friede des Herzens. Ich fühlte meine Brust von einer Last erleichtert. Immer jedoch sehe ich Alles noch ganz unbestimmt, fühle mich sehr unwissend und verlange nach Erkenntniß. Ich bin entschlossen, unverzüglich nach Schottland abzureisen. Jarvis setzt Alles in Bereitschaft, und ich hoffe, in einer Stunde unterwegs zu sein, nur mit der Bibel als meiner einzigen Begleiterin. Ich habe an meine Mutter geschrieben, denn ich fürchtete Erörterungen. Erwähne meines Seelenzustandes gegen Keinen. Ich kann mich wieder ändern; aber bete für mich, Gertrud, daß ich's nicht thue. Schreib mir — schreib wie an ein unwissendes Kind und gieb mir Rath. Immer der deinige. E. A.

Gertrud. Lieber, theurer Eduard! (ihre Augen gen Himmel hebend.) Herr! ich danke dir, vollende nun dein eignes Werk. Wer hätte gedacht, daß dieser arme Verirrte, dies verlorne Schaaf durch den guten, allbarmherzigen Hirten zurückgebracht werden würde! (lies't den Brief nochmals.) Nein, theurer Eduard, du wirst dich nicht wieder ändern! Du bist zu Einem gekommen, von dessen Liebe keine Gewalt dich jemals scheiden wird. (bleibt eine Zeitlang in nachdenkender Stellung, dann singt sie):

Kann zarte Mutterliebe je
Das eigne Kind verlassen?
Wird sie es nicht in Schmerz und Weh
Voll Mitleid stets umfassen?

Doch blieb' ein Mutterherz auch kalt
Bei seines Säuglings Flehen:
Wird meiner Liebe Allgewalt
Für Zion doch bestehen.

(Während Gertrud singt, tritt Mrs. Aberley leise und von ihr unbemerkt herein, bleibt an der Thür stehn und hört zu.)

Gertrud singt:

Geschrieben steht sein Name mir
In Aug' und Hand für immer;
Ich bau' auch seines Tempels Zier
Ihm neu empor aus Trümmer.

(hält inne.)

Mrß. Aberley. Schön gesungen, Gertrud; aber soll ich diese Stimme nicht anders mehr hören als in Trauergesängen?

Gertrud. Nicht Trauergesänge, Mutter; für mich erfreulich und erhebend über allen Ausdruck. Aber sie dürfen nur ein Wort sagen, und ich werde mit Freuden singen, was meine liebe Mutter hören will. (sie fröhlich auf die Wangen küssend.)

Mrß. Aberley. Dank dir, mein gutes Kind. Ich wollte, du könntest diesen bösen Schmerz in meinem armen Kopfe weg singen oder weg zaubern. O wie mir die Schläfe klopfen!

Gertrud. Liebe Mutter, Sie sind zu lange ohne Frühstück gewesen; lassen Sie mich den Schmerz mit Thee oder Kaffee wegzaubern.

Mrß. Aberley. Nein, Liebe. Ich habe kein Verlangen nach dem Frühstück. Dein Zauber muß mein Herz treffen. Hier ist ein Brief von deinem Bruder, der mir sagt, er sei diesen Morgen früh nach Schottland abgereis't. Vor vierzehn Tagen konnte ihn weder sein Vormund noch ich mit aller Gewalt bewegen, London zu verlassen und nur auf einige Tage dahin zu gehn (steht auf und drückt ihre Hand gegen die Stirn). Ich kann diesen Schmerz nicht ertragen. Es muß ihn etwas Schreckliches dahin gezogen haben — Etwas, das Verheimlichung erfordert.

Gertrud. Aengstigen Sie sich nicht, liebe Mutter, ich versichere Sie, nichts, was sie fürchten, hat Eduard nach Schottland gezogen.

Mrß. Aberley. Weißt du denn, Gertrud, was ihn so plötzlich bestimmt hat, dahin zu gehen? Du antwortest nicht — O, Anna's Vermuthung ist nur zu wahr! und deine neue Religion hat dich gelehrt, den Unterschied des Ranges zu verachten — und diese Begleiterin, die er sich für's Leben erkoren hat, wird von dir, wie gemein und ungebildet sie auch sein mag, als eine liebe Schwester aufgenommen werden. Und Eduard hat dich zu seiner Vertrauten gemacht — (bitter.) ich sehe jetzt Alles!

Gertrud. Mutter, Sie sind ungerecht gegen uns Beide. Eduard hat keine andere Begleiterin mit nach Schottland genommen, als seine Bibel.

Mrß. Aberley. Seine Bibel?

Gertrud. Ja, Mutter, seine Bibel. Er fühlt endlich die Thorheit, vorzugeben, ein Christ zu sein, während er mit der Quelle des Christenthums, seinen Lehren und Vorschriften unbekannt ist, und er ist aus keiner andern Absicht nach Schottland gegangen,

als um Muße und Einsamkeit zu haben, damit er die heilige Schrift mit Ernst für sich studiren könne. Ich nahm erst Anstand, ob ich Ihnen sagen sollte, was er eine Zeit lang selbst vor Ihnen verborgen wissen wollte; aber ich bin überzeugt, wenn er ihre Aengstlichkeit sähe, er würde Sie selbst von ihr befreien.

Mrß. Aberley (nachdenklich). Wie seltsam! Liebe Gertrud, er hat dir diese lächerliche Geschichte erzählt, damit du versuchen sollst, jede Dazwischenkunft von Seiten seines Vormundes zu verhindern; aber das war unnöthig. Herr Lornton ist nicht der Mann, mit gehöriger Entschlossenheit zu verhindern, was ein Geist, wie Eduard, ersonnen hat. Jetzt können wir nur noch zu nachträglichen Maßregeln unsere Zuflucht nehmen.

Gertrud. Ich bin überzeugt, liebe Mutter, daß mich Eduard nicht hintergangen hat. Mit all' seinen Fehlern ist er dessen nicht fähig, wessen Sie ihn jetzt anklagen.

Mrß. Aberley. Nun, Gertrud, ich hoffe, er ist es nicht, und ich glaub' es auch fast nicht — und doch hält es schwer, zu glauben, was du mir sagst. War es deine Unterweisung, die ihn zu jenem ernsten Nachdenken über seine Unwissenheit führte.

Gertrud. Nein, es war die Unterweisung des Herrn Percy.

Mrß. Aberley. Herr Percy! Nun, das weckt meinen Verdacht auf's Neue. Sicherlich hat er versucht, dich zu hintergehen, und es ist ihm in der That geglückt.

Gertrud. Nein, Mutter, ich kann es nicht glauben; und, als ein weiterer Beweis seiner Aufrichtigkeit, er wünscht sehr, daß Sie, Anna und ich ihm unverzüglich nach Schottland folgen.

Mrß. Aberley. O könnt' ich glauben, er sei wirklich aufrichtig bei diesem Wunsche!

Gertrud (lächelnd). Selbst wenn Sie ihn eben so finster und schwärmerisch finden sollten, als Sie mich halten, Mutter?

Mrß. Aberley. Ich würde Alles d'rum geben, was ich auf Erden besitze, ihn dir gleich zu sehen, Gertrud.

Gertrud. Mutter, wie soll ich Sie verstehen?

Mrß. Aberley. Siehst du nicht den Unterschied in diesem Falle, meine Liebe? Eduard ist das ungestümste, unlenksamste Geschöpf. Er hat sich in die ausschweifendste, leichtsinnigste und, ich fürchte, liederlichste Gesellschaft begeben. Es ist nichts, was ich seinethalben nicht fürchte. Alle jenen jungen Leute, welche die mystischen und schwär-

merischen Religionsansichten annehmen, die du hast, ändern ihr Leben sogleich auf die wunderbarste Weise. Betrachte Harcourt — Sorley — deinen Vetter Ashton. Sie waren ausschweifender, als dein Bruder, und siehe sie jetzt nur. Sie mögen lächerlich sein mit ihren Sonntagsschulen, ihren Missionsvereinen und ihren religiösen Schriften, die sie Jedermann schenken; aber wer hörte je von der geringsten Unregelmäßigkeit des Betragens bei einem von ihnen, seit sie jene Ansichten angenommen haben? Im Gegentheil, Harcourt, welcher seiner Mutter Haus wegen ihrer beständigen Kränklichkeit so langweilig fand, daß er keinen Augenblick, wo er loskommen konnte, bei ihr blieb, sitzt jetzt fortwährend bei ihr — lies't ihr vor — betet mit ihr — bringt ihr manchen angenehmen Besuch, wenn sie solchen zu empfangen vermag, kurz, ist liebevoll und aufmerksam gegen sie wie eine Tochter, so daß sie nie ohne Thränen der Zärtlichkeit von ihm reden kann. Sorley ist der größte Trost seiner Familie, und du weißt, dein Oheim Ashton bestimmte vor seinem Tode deinen Vetter zum alleinigen Vormunde aller seiner jüngern Kinder, obgleich er fünf Jahre zuvor auf dem Punkte stand, ihn wegen seiner Ausschweifungen und Thorheit zu enterben. O! wie glücklich würd' ich sein, Eduard so lächerlich zu sehn wie die lächerlichsten von ihnen allen, wäre er ihnen gleich an Reinheit der Sitten und Milde des Herzens.

Gertrud. O Mutter, welch' ein Lob haben Sie über jenen Glauben ausgesprochen — jenen neuen lebengebenden Glauben, welcher solche wunderbare Dinge bewirkt! Können Sie solche Wirkungen sehen, und noch immer denken, sie kämen aus keiner andern und größern Quelle, als Schwärmerei oder erhitzte Einbildungskraft? Wie eindringlich bestätigt jedes Wort, was Sie so eben ausgesprochen haben, die Wahrheit jener Stellen der Schrift: „Wenn Jemand in Christo ist, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu worden.“

Mrß. Aberley. Ja, Gertrud, wenn Menschen durch ihre Lebensweise die Gesetze Gottes offenbar gebrochen haben, so müssen sie in neue Kreaturen verwandelt werden, bevor sie für Christen gelten können; aber von denjenigen, welche immer, so weit menschliche Unvollkommenheit es erlaubt, gesucht haben, jenen Gesetzen zu gehorchen, kann die Schrift nicht meinen, daß sie einer völligen Aenderung bedürfen. Sieh, meine Liebe, wenn solche Menschen neue Kreaturen werden sollten, so würden sie gottlos werden, denn sie ha-

ben ja all' ihr Leben lang zu thun gesucht, was ihnen recht zu sein schien.

Gertrud. O nein, Mutter! derselbe Geist, welcher die Herzen der offenbar Widerspänstigen erneuet, muß auch die Herzen derer erneuen, welche irgend ein erschaffenes Wesen Gott vorziehen, oder sie können nicht in Wahrheit Christen sein. Erinnern Sie sich des jungen Schriftgelehrten, dessen die heilige Schrift erwähnt, welcher sagte, er halte alle Gebote von Jugend an, der aber betrübt hinweg ging, als Jesus ihm sagte, er müsse seine irdischen Güter aufgeben und ihm nachfolgen?

Mrß. Aberley. Ja, Gertrud, und ich begreife vollkommen, warum du mich an ihn erinnerst. Du willst damit sagen, daß, obgleich deine Mutter ihre Pflichten nach besten Kräften zu erfüllen gesucht hat, doch Liebe und Demuth gegen Gott nicht ihr Beweggrund gewesen sei. Nun, nimm an, du habest dies gesagt, und fahre fort.

Gertrud. Ich sprach nicht von Ihnen, Mutter.

Mrß. Aberley. Liebe Gertrud, meinst du, ich merke nicht, daß du oft durch das, was du sagst, mich zu überzeugen wünschest, ich sei im Irrthum, obgleich du es nicht bestimmt sagen magst? Aber, meine Liebe, ich wünsche, daß du ganz frei redest. Vergiß, daß ich irgend etwas Anders bin, als deine Freundin. Sei überzeugt, daß ich deine ewige Glückseligkeit wahrhaft wünsche. Ich glaube, du wünschest dasselbe für mich — sage mir also deine Gedanken mit vollkommener Freimüthigkeit.

Gertrud (nimmt ihrer Mutter Hand und küßt sie). Nun denn, theuerste, geliebteste und gütigste meiner irdischen Freundinnen, ich bekenne, daß meine Gedanken Nacht und Tag mit Ihnen beschäftigt sind, und daß ein großer Theil meines Gebets sich auf Sie bezieht; denn ich glaube nicht, daß Sie den Gott kennen, der in der heiligen Schrift offenbart ist. Sie haben Ihre Vorstellungen von ihm nicht nach der Schrift gebildet. Sie sehen nicht seine erhabene Heiligkeit, nicht seinen Abscheu vor aller Sünde, wie sie dort offenbart ist. Sie sehen nicht, welchen Grad von Heiligkeit er von seinen Geschöpfen fordert — daß nicht die geringste Sünde, das geringste Unrecht vor seinem Angesichte bestehen kann. „Seine Augen sind zu rein, um Böses zu sehen, und er kann nicht auf Ungerechtigkeit blicken;“ und deswegen, da unsere Herzen, auch selbst die reinsten, aus sich selbst unselige Gedanken und Neigungen hervorbringen, so ist es unmöglich, daß wir je da

sein können, wo er ist, bis sie geändert sind. Dies, mein' ich, haben Sie nicht genau erwogen, meine theuerste Mutter. Sie fühlen deshalb keine Unruhe, keine Furcht, ungeändert vor sein Angesicht gerufen zu werden, wo Sie nicht einen Augenblick würden bestehen können, wenn Sie nicht durch den heiligen Geist umgewandelt —

Mrß. Aberley. Erlaube mir, dich zu unterbrechen, meine Liebe. Sage mir aufrichtig, glaubst du wirklich, daß dein Herz so verwandelt ist, daß es jetzt nur solche Gedanken hervorbringt, welche vor der Heiligkeit Gottes, wie du sie beschreibst, bestehen können?

Gertrud. O nein, nein! Aber ich bin dahin gekommen, einzusehen, wie schrecklich es wäre, in die Nähe jener unbegreiflichen, fleckenlosen Heiligkeit mit einem Herzen berufen zu werden, dessen eigenste Natur es ist, solche Gedanken zu erzeugen, die bewirken müßten, daß ich augenblicklich von Gottes Angesicht für immer verstoßen würde. Dies sammt der Erinnerung an meine unzähligen Handlungen des Ungehorsams gegen den geoffenbarten Willen dieses heiligen Gottes, machte mich so elend, daß ich unabläßig in der Schrift forschte, um zu entdecken, wie ich Gnade und Rechtfertigung finden könne; und dies, meine theure Mutter, sind Sie, mein' ich, nie angetrieben zu thun, und deshalb kennen Sie auch Christum und den einzigen Weg zum Frieden mit Gott nicht. Sie sind nicht zu ihm gekommen. Sie setzen Ihre einzige Hoffnung der Erlösung nicht auf ihn. O! hätten Sie je gefühlt wie ich, als ich jene Worte der Schrift fand: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß, wer an ihn glaubet, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe — wer an Ihn glaubt, wird nicht verdammet;“ und viele ähnliche, Sie würden verstehen, was ich damit meine, Christum kennen. Wir können Ihn nicht kennen, bis wir fühlen, daß wir sein bedürfen. Mutter, ich glaube nicht, daß Sie je das Bedürfniß nach ihm gefühlt haben. Sie scheinen zu denken, wenn Sie Alles thun, was Sie können, den Gesetzen Gottes zu gehorchen, der Tod des Erlösers werde all' jene Fehltritte sühnen, die Sie begehen, wenn Sie solche Ihrerseits herzlich bereuen.

Mrß. Aberley. Allerdings, meine Liebe, glaub' ich, daß, wenn ich den Gesetzen gehorche, so weit ich kann, und meine Fehler bereue, ich zuletzt um dessentwillen selig werde, der da starb, die Welt zu erretten.

Gertrud. Aber wahrlich, Mutter, das ist nicht die Religion der Bibel und setzt Christus sehr herunter.

Mrß. Aberley. Du machst mich lächeln, Gertrud. Du, ein Mädchen von achtzehn Jahren, willst mir sagen, Was ich so lange von der Kanzel — von Geistlichen, den mildesten und redlichsten Männern und so nachsichtsvoll gegen fremde Fehler, — kurz, von Jedermann gehört und in fast jedem Buche über diesen Gegenstand gelesen habe, sei nicht die Religion der Bibel!

Gertrud. Herr Percy, Mutter, und alle Geistliche, welche predigen wie er, Herr Harcourt, mein Vetter Ashton und Alle, deren Religion einen so wunderbaren Einfluß auf ihr Leben hat, wie Sie ihn beschrieben, halten eine solche Ansicht von der christlichen Religion für irrig und unfähig, irgend eine läuternde Wirkung auf Herz und Leben hervorzubringen. O Mutter, gehen und hören Sie Herrn Percy. Ich bin gewiß, er wird Sie von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugen.

Mrß. Aberley. Nein, meine Liebe, ich will nicht gehen und Herrn Percy hören. Das würde mich nur bewegen, eines Menschen Meinung gegen die eines andern zu setzen, und mich der Wahrheit nicht näher bringen; aber ich will die Bibel lesen, und versuchen, selber zu urtheilen.

Gertrud. Liebe Mutter, das ist alles, was ich wünsche.

Mrß. Aberley. Meinst du denn, Gertrud, ich hätte nie die Bibel gelesen?

Gertrud. Nein, das meine ich gewiß nicht, Mutter; ich weiß, Sie lesen die Bibel; aber ich meine, Sie beachten bloß die moralischen Vorschriften und halten andere Stellen für mystisch und unbedeutend.

Mrß. Aberley. Du hast im Laufe unserer Unterredung etwas gesagt, Gertrud, was, wie ich bekenne, die Sünden der Gedanken und des Gefühls unter einen Gesichtspunkt gebracht hat, der von dem verschieden ist, unter welchem ich sie bisher betrachtet habe: ich meine, was du von der natürlichen, freiwilligen Erzeugung des Bösen in unsern Herzen sagtest. Es ist wahr, daß böse Gedanken von Natur darin entstehen. Es ist nicht möglich, dies zu leugnen, und es ist deutlich, daß wenn diese Quelle des Bösen in uns bleibt, wir nicht in die Nähe des Gottes kommen können, der ein Geist ist, und unsere innersten Gedanken sieht, und dessen Auge zu rein ist, als daß es auf Böses blicken kann. Sage

mir, wie wir nach deinem neuen Systeme von dieser Neigung zum Bösen befreit werden. Geschieht dies durch den Tod?

Getrud. Nur wenn wir wahrhaft gläubig sind, Mutter. Unser Herr sagt selbst, daß, wenn wir nicht an ihn glauben, wir in unsern Sünden sterben werden. Durch den Glauben an ihn werden wir geheiligt.

Mrß. Aberley. Sprich deutlich, meine Liebe; ich verstehe diese mystische Sprache nicht. Verstehst du selbst den Sinn deiner Worte, wenn du sagst: „geheiligt durch den Glauben an ihn"?

Gertrud. Es sind Worte der heiligen Schrift, Mutter, und ich meine sie zu verstehen. Ich will versuchen, ihren Sinn in gewöhnlicher Sprache auszudrücken. Wenn wir, wie Sie zugegeben haben, fühlen, daß unsere Herzen von Natur böse sind, und wenn wir wissen, daß diese bösen Herzen uns zum Ungehorsam gegen die bekannten Gesetze Gottes, unsers Schöpfers und Richters, verleitet haben, so müssen wir fühlen, daß wir in seinen Augen schuldig sind, und daß, wofern es keinen Weg giebt, Gnade von ihm zu erhalten, wir zu der der Schuld gebührenden Strafe verdammt werden müssen. Das geben Sie zu, liebe Mutter?

Mrß. Aberley. Ja, meine Liebe; nun weiter.

Gertrud. Nun, dies ist grade der Punkt, wo ich glaube, daß Sie und ich uns trennen. Sie sagen, der einzige Weg für uns sei, zu bereuen und künftig besser zu handeln, und dann würden wir um Christi willen selig werden. Ich aber fühle, daß auf diesem Wege das Herz ganz in seinem alten Zustande bleibt und daß wir keine neue Kraft empfangen, der Versuchung zu widerstehen. Jene Quelle des Bösen, woraus, wie Sie zugegeben, Gedanken entstehen, die uns von dem Angesichte eines heiligen Gottes verbannen würden, wird nicht verstopft. Reue über die Sünde, Mutter, kann die Quelle der Sünde nicht wegschaffen. Können wir nicht immer fort sündigen und bereuen, und doch dem Besitz eines heiligen Herzens nicht näher sein, als zuerst? Nun sagt die heilige Schrift: „Glaube an den Herrn Jesum Christum und du wirst selig werden." „Das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde." Und: „Wenn Jemand in Christo ist, so ist er eine neue Kreatur." Da sehe ich den Weg, wie ich Verzeihung meiner Sünden und auch Aenderung und Erneuung meines Herzens, der Quelle der Sünde, erhalte. Sie wissen, Mutter, Johannes der Täufer sagte, daß der, welcher nach ihm kommen würde,

Christus, taufen werde mit dem heiligen Geist. Diese Taufe des Herzens durch den heiligeu Geist — diese Reinigung jener Quelle des Bösen — dies „Geborenwerden aus dem Geiste", welches den Glauben an Christus begleitet, ist es, was ich meine, liebe Mutter, wenn ich sage: „geheiligt durch den Glauben an ihn". Meine Sünden werden abgewaschen durch sein Blut, und mein Herz wird geheiligt durch seinen Geist, und diese Wohlthaten empfange ich nicht wegen eines Verdienstes, das sich an irgend eine meiner eignen Handlungen knüpft, sondern allein durch den Glauben an alles, was Christus gethan und gelitten hat, um mir meiner Seelen Seligkeit zu erwerben. Die Bibel sagt mir: „Christus wurde um unserer Uebertretungen willen verwundet; er wurde unserer Sünden wegen geschlagen; unseres Friedens wegen lag die Strafe auf ihm, und er mußte Streiche leiden, auf daß wir geheilet würden." Ich glaube dies, und nehme mit Liebe und Anbetung gegen meinen Gott und Heiland die segensreiche Wahrheit in meine Seele auf und fühle in Wirklichkeit die Wohlthaten derselben. So dringt durch den Glauben an ihn die läuternde Wirkung seines Bluts in meine Seele und reinigt sie in der That von Sünde. Ich fühle mich nicht länger von ihrer Schuld belastet. Ich habe sie auf das Haupt meines glorreichen Opfers gelegt, welches statt meiner die Strafe erduldet und sie durch den Tod für immer in das Land der Vergessenheit getragen hat. So ist meine Seele von der Sündenschuld durch den Glauben an ihn befreit. Mein Herz, die Quelle der Sünde, ist ebenfalls durch den Glauben an ihn gereinigt und erneut. Der heilige Geist, mit welchem er tauft, kommt in meine Seele — weckt mein Gewissen — überzeugt mich von meiner Sünde — erleuchtet meinen Verstand, um mein Bedürfniß Christi zu begreifen — offenbart mir sein Wesen so, daß es die höchste Liebe meines Herzens anzieht — führt mich zu ihm um Gnade und Frieden — vereinigt mich mit ihm — ich werde eins mit ihm.

Mrß. Aberley. Du wirst wieder sehr mystisch, meine Liebe.

Gertrud. Aber, Mutter, dies ist auch ein großes Mysterium. Sanct Paulus selbst nennt es so; und doch ist diese Vereinigung mit Christus durch den Glauben das einzige Mittel, durch welches wir geheiligt werden können.

Mrß. Aberley. Du kannst aber doch deine Meinung in andere Worte fassen, liebe Gertrud.

Gertrud. Ich will es versuchen. Sie wissen, Christus sagt:

„Bleibet in mir und ich in euch. Gleichwie die Rebe keine Frucht bringen kann von sich selber, sie bleibe denn an dem Weinstocke; so auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir: ohne mich könnt ihr nichts thun.“ Und Sanct Paulus sagt: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung.“ Also muß das Glauben an Christus einen tiefern Sinn haben, ganz verschieden von jener unbestimmten Beruhigung bei der Wahrheit der Lehre, daß Christus für das Heil der Welt gestorben ist, welches, wie ich glaube, alles ist, was Sie, liebe Mutter, unter dem Ausdruck Glauben verstanden meinen. Die wirklich an Christus glauben, werden neue Kreaturen. Er sendet seinen Geist in ihre Herzen, sie nach seinem eignen glorreichen Bilde zu erneuen. „Christus hat die Kirche geliebt und sich für sie gegeben, um sie zu heiligen und zu reinigen mit dem Wasserbade, oder mit der Reinigung durch den heiligen Geist, auf daß er sie sich darstelle als eine glorreiche Kirche, ohne Flecken, ohne Runzel, sondern daß sie heilig sei und ohne Tadel.“ Dies ist das große Werk, das in dem Herzen eines Christen vorgeht. „Gott, der dem Lichte befahl, zu scheinen aus der Finsterniß, hat in unsre Herzen geschienen, uns zu geben das Licht der Erkenntniß von dem Ruhme Gottes im Angesichte Jesu Christi.“ Wir alle mit offenem Angesichte wie in einem Spiegel die Herrlichkeit des Herrn sehend, werden in sein Bild verwandelt.“ „Jetzt sind wir die Kinder Gottes, und es erscheint noch nicht, was wir sein werden; wir wissen aber, daß, wenn er erscheinen wird, wir sein werden, wie er, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“ O Mutter, bringen Sie nur in den Sinn dieser Worte ein!

Mrß. Aberley. Ja, meine Liebe, das wünsche ich gewiß zu thun; aber ich glaube, du verbindest einen mystischeren und mehr Eigenthümlichkeit des Glaubens und Handelns bedingenden Sinn mit ihnen, als nöthig ist. Müßte ich glauben, du habest Recht, Gertrud, so müßte ich auch schließen, daß einige von denen, die ich liebte und als die trefflichsten und liebenswürdigsten Menschen betrachtete, in einem gefährlichen Irrthume gelebt haben und — (mit einem Seufzer) darin gestorben sind.

Gertrud. Liebe Mutter, ich weiß, wie peinlich solche Gedanken sind; aber müssen sie uns von dem Versuch abschrecken, redlich in der Schrift zu forschen? Sollen wir sie nicht vielmehr als Anlaß gebrauchen, zu untersuchen, ob Gott wirklich den ersten Platz in unserm Her-

zen hat, oder ob — doch ich will nicht fortfahren. Liebe Mutter, Sie können nicht wissen, welchen Eindruck die Annäherung des Todes auf die Seelen jener Ihrer geliebten Freunde gemacht haben mag — wenigstens nicht bei denen, die fern von Ihnen starben.

Mrß. Aberley. Recht, liebes Kind; laß uns darüber nicht weiter reden — du weißt, Gertrud, daß ich euretwegen, und um zu erfüllen, was ich für meine Pflicht hielt, Winter für Winter in London gelebt und in der letztern Zeit dich und deine Schwester in diejenigen Gesellschaften eingeführt habe, die ich als paßlich für euch erachtete. Als du dich zurückzogst, hielt ich es für Schuldigkeit, noch deine Schwester zu begleiten; aber du weißt, meine Liebe, ich selbst hatte wenig Freude an dem allen, ausgenommen die, euch geachtet und glücklich zu sehen und hoffen zu dürfen, ihr würdet in der Gesellschaft, in welcher ihr eingeführt waret, Freundschaften und Verbindungen schließen, die eure künftige Wohlfahrt und Achtung sichern könnten. Du, Gertrud, hast seltsamer Weise alle meine Hoffnungen getäuscht, doch ich gestehe, es ist ein Etwas in der Festigkeit, mit der du Dem anhängst, was du als den Willen Gottes betrachtest, verbunden mit deiner sich stets gleich bleibenden Sorge, mir zu Gefallen zu leben, wo es jener Wille nicht verbietet, welches mir unmöglich macht, zu bezweifeln, daß irgend ein mächtiger, religiöser Eindruck auf dein Gemüth gemacht worden ist. Du schreibst diesen Eindruck dem Himmel zu nnd betrachtest die, welche ihn nicht suchen und bekommen, als noch fern von der wahren Religion. Ich will nicht sagen, daß ich deine Ansicht für vollkommen recht halte; aber ich glaube, deine Gründe verdienen Beachtung, und ich habe in der That, wenngleich nur oberflächlich, versucht, einige derselben näher zu betrachten. Du hast diesen Morgen mein Verlangen gesteigert, die Bibel über einige besonderen Punkte zu Rathe zu ziehen, und einige Muße dazu würde mir sehr willkommen sein. Wenn ich also finde, daß Eduard wirklich, wie du glaubst, nach Schottland gegangen ist, um zu lernen, was wahre Religion sei, so werde ich ihm sehr gerne folgen und mich seinem Streben anschließen. Indeß fürchte ich, Anna wird uns nicht begleiten wollen.

Gertrud. Ich höre ihre Tritte.

Anna tritt auf.

Anna. Hat Ihnen Gertrud einige Auskunft über Eduard gegeben, Mutter?

Mrß. Aberley. Ja, meine Liebe. Aber wie blaß und übernächtig du aussiehst!

Anna. O ich werde mich bald erholen, wenn ich mit Ihnen in die freie Luft gehe. Lassen Sie uns ein Stündchen spazieren fahren und uns frische Blumen aus Duncan's Garten holen. Aber was hat Ihnen Gertrud gesagt, Mutter? Sag mir's, Gertrud, ich will derweil eine Tasse Thee hinunterschlürfen — Appetit hab' ich nicht.

Mrß. Aberley. Anna, hast du Lust nach Schottland?

Anna. Nach Schottland! Ist das Ihr Ernst, Mutter?

Mrß. Aberley. Dein Bruder ist hingegangen und wünscht, wie Gertrud sagt, daß wir ihm folgen. Wenn ich finde, daß es sein Ernst ist, so ist's der meinige auch.

Anna. Nach Schottland! Ich traue meinen Ohren nicht — und vollends in dieser Zeit, wo wir noch so viele Parthieen haben! Freilich, wenn ich nicht glücklicher sein sollte, als ich gestern Abend war, so werd' ich nicht viel verlieren. Aber unsere Quadrillenparthie bei der Anson — sie würde es entsetzlich übel nehmen, wenn ich die aufgäbe, da ich mich den ganzen Winter mit ihren Töchtern geübt habe. (den Kopf nachdenklich schüttelnd) Sie sehen, Mutter, es ist unmöglich. Warum lächelst du, Gertrud? Hältst du es für so eine Kleinigkeit, ungefällig und unhöflich zu sein?

Gertrud. Ich halte es für möglich, irgend ein anderes junges Frauenzimmer zu finden, welches einigermaßen im Stande ist, deinen Platz auszufüllen.

Anna. O das ist gewiß nicht so leicht und überdies ist Jeder schon auf lange in Voraus engagirt. Aber womit bist du da beschäftigt? Du bist so fleißig geworden, und scheinst es für Sünde zu halten, einen Augenblick ohne Lappen und Nadel zu sein, gleich den Kindern in der Armenschule, die wir mit Vetter Ashton mit Gewalt bewundern sollen. Willst du wirklich dies alte Taschentuch ausbessern?

Gertrud (lächelnd). Nein; du siehst, ich zerschneide es.

Anna. Und was ist das? (ein kleines Päckchen öffnend) Drei Kindermützchen! Wie hübsch und niedlich!

Gertrud. Und doch nur aus einem alten Cambrik-Taschentuche gemacht.

Anna. Sie sind sehr niedlich. Hast du übernommen, für das Findelhaus zu arbeiten?

Gertrud (lachend). Nein; aber eine arme Frau von Sally's

Bekanntschaft, die eine starke Familie und einen kränklichen Mann hat, hat vor einigen Tagen Zwillinge bekommen, und da sie nur für Ein Kind einen kärglichen Anzug in Bereitschaft hatte, so hat das andere arme Würmchen nichts.

Anna (bleibt einige Augenblicke nachdenklich). Gertrud, willst du mir genau sagen, wie du deine Zeit hingebracht hast, seit wir gestern Abend von dir weggingen?

Mrß. Aberley. Du scheinst vergessen zu haben, daß du meine Frage nicht beantwortet hast.

Anna. Sie werden mir einen großen Gefallen thun, liebe Mutter, wenn Sie mir erlauben, erst Gertrud's Antwort zu hören.

Mrß. Aberley. Nun gut denn.

Anna. Gertrud, sag mir, wie du jede Stunde angewandt hast, seit wir weggingen.

Gertrud. Liebe Anna, ich habe meine Zeit seit gestern Abend auf keine ungewöhnliche Weise hingebracht.

Mrß. Aberley. Thu' ihr den Gefallen, Liebe, und sag's ihr; ich möcht' es auch wissen.

Gertrud. Nun, Mutter, Sie waren kaum weg, so kam Eduard zu mir, und wir sprachen fast eine Stunde mit einander. Dann kam Sally, lesen zu lernen und etwas von einer andern Welt und ihrer Pflicht gegen Gott zu hören. Darauf blieb ich eine kurze — glückliche! — Zeit allein, worauf ich zu Bette ging; und während die Morley mich auskleidete, nahm sie Gelegenheit, mir zu sagen, sie fürchte, gegen Miß Anna unartig gewesen zu sein; aber sie habe von Natur ein heftiges Temperament, und gegen sein Temperament könne kein Mensch. Die Morley pflegt mir wohl so zu beichten.

Anna. Ich hoffe, du hast ihr eine tüchtige Lection gegeben.

Gertrud. Das nicht; aber ich versuchte, sie zu überzeugen, daß ihr natürliches Temperament sich ändern lasse, wenn sie sich an Den wenden wolle, der allein die Krankheiten des Herzens und Gemüthes heilen kann. Dann ging ich zu Bett und schlief fest, bis ich um sieben Uhr diesen Morgen geweckt wurde, um mich ankleiden zu lassen.

Anna. Ich weiß gewiß, Morley konnte dir um diese Zeit nicht aufwarten.

Gertrud. Wie sollte sie das können, wenn sie euretwegen hat aufbleiben müssen? Das arme Geschöpf! ich glaube, sie würde ein besseres Mädchen sein, wenn man sich ihrer annähme; aber die albernen

Bücher, mit denen sie sich beschäftigt, machen sie zu der lächerlichen Person, die sie ist.

Mrß. Aberley. Was für Bücher?

Gertrud. Jede Nacht, die sie für Sie und Anna aufbleibt, beschäftigt sie sich mit dem Lesen eines albernen Romans. Sie sagte mir's selbst, und versicherte mich, nichts anders würde sie wach halten. Sie wissen, Mutter, die Haushälterin läßt alle andern Mägde zu Bett gehen. Ich gab ihr andere Bücher; aber sie sagte, darin fände sie sich selbst so genau und so schlecht geschildert, daß sie nicht wage, allein zu bleiben; und wenn sie dann eine Treppe tiefer gehe, so finde sie Keinen, als den alten Johann, der sie eine närrische Person schelte.

Mrß. Aberley (seufzend). Das ist nicht so, wie es sein sollte.

Anna. Aber fahre fort, Gertrud; was thatst du um sieben Uhr heute Morgen?

Gertrud. Die erste Stunde brachte ich für mich allein zu, Anna; und das ist für mich die glücklichste des ganzen Tages; sie bereitet mich auf Alles vor, was mir begegnen kann, weil ich dann Stärke und Leitung suche, welche Allen verheißen ist, die darum bitten. Darauf gab ich Sally wieder eine Stunde, schrieb dann einen langen Brief an Eduard, um den er mich gebeten, und kam darauf hierher in der Hoffnung, euch und das Frühstück zu finden. Da ich aber in dieser Hoffnung getäuscht wurde, begann ich an diesen Kindermützen zu arbeiten, und habe, während ich euch erwartete, Zeit gehabt, eine fertig zu machen.

Mrß. Aberley. Liebe, bist du so lange auf, ohne etwas zu genießen?

Gertrud. O nein, Sally ist sehr dienstfertig gegen mich und die Haushälterin auch.

Anna. Ja, sie haben dich alle lieb. Morley sagt, Miß Gertrud ist ein Engel von Gemüth und macht Niemandem zu thun, und es ist eine Ehre, wenn man sie bedienen darf, da sie einen grade dadurch besser macht, daß man sieht, wie gut und ruhig sie ist.

Gertrud. Still, Anna, du mußt Morley nicht erlauben, so närrisch zu reden.

Mrß. Aberley. Ich muß sagen, ich habe nie eine Person gesehen, die sich mehr verändert hat, als Sally.

Gertrud. Nun, Anna, beantworte auch Mutter's Frage.

Anna. Erst erlaub' mir, dir zu sagen, Gertrud, wie ich meine Zeit hingebracht habe, seit wir weggingen.

Gertrud (lächelnd). Aber du weißt, daß ich dich immer durch mein Gähnen aufbringe, wenn du deine Parthieen beschreibst. Indeß will ich, wenn du mir die Decorationen und Anzüge erlassen willst, versuchen, aufmerksam zu sein.

Anna. Ich denke, meine Gefühle gestern Abend waren düster genug, um deinen Antheil zu erregen, Gertrud. Das Versprechen, welches ich dir halb und halb gab, kam mir den ganzen Abend beständig wieder in die Gedanken; und ich fühlte, daß Alles, was ich sagte oder that, nicht so war, wie es in dessen Gegenwart hätte sein müssen, worin mich zu befinden ich auf deinen Wunsch mich erinnern mußte. Ich wünschte, den Gedanken los zu werden, fürchtete mich aber auch davor, als hätte ich versucht, mich von Gott zu trennen. Ich kann kaum beschreiben, was ich fühlte. Ich wurde gefragt, ob ich unwohl sei; ich wurde über mein gedankenloses Benehmen verspottet, und Tante Stanley, die einmal neben mir stand, flüsterte mir zu: „Wahrhaftig, Anna, du siehst grade so aus, wie Gertrud auf den zwei oder drei letzten Bällen, die sie mit ihrer Gegenwart beehrte;" und ich antwortete: „ich wünschte, ich wäre wie Gertrud." Ich sehnte mich nach Hause, und doch fand ich mich, als ich allein war, nicht glücklicher, denn ich konnte nicht zu dem Gefühle kommen, daß ich jetzt würdiger wäre, in Gottes Nähe zu sein, als zuvor. O, ich habe eine schlechte Nacht gehabt! bald schlief ich ein, bald wachte ich mit Grauen wieder auf. Mein Gemüth war zu unruhig, um mich schlafen zu lassen. — Nun will ich Ihre Frage beantworten, Mutter. Wenn Herr Percy in Schottland wäre, so möcht' ich gern hingehen; aber ich möchte lieber ihn hören, als alles Andre jetzt. O Mutter, Gertrud ist auf einem bessern Wege, als ich! Gewiß, das ist sie!

Mrß. Aberley. Anna, wir müssen diese Sache näher erwägen. Gertrud sagt mir, dein Bruder sei bloß deßhalb nach Schottland gegangen, um Einsamkeit und Muße zu haben, die heilige Schrift zu lesen. Ich wünsche auch, zu demselben Zwecke einige ruhige Zeit zu haben. Was deine beiden Einwendungen anlangt, die Quadrillenparthie und Herrn Percy, so denke ich, mußt du versuchen, über die erstere hinweg zu kommen, und Gertrud sagt, der Geistliche zu Arnavoir sei von einerlei Gesinnung mit Herrn Percy.

Anna. Ist er das? Dann werde ich mich leicht mit dem Gedanken an das Mißfallen der Anson aussöhnen. Aber denkt nur den Eduard! Er kam mir allerdings in der letzten Zeit sehr seltsam vor. Wünschest du auch nach Schottland zu gehen, Gertrud?

Gertrud. Ich, allerdings sehr.

Mrß. Aberley. Nun denn; ich werde noch heute an Eduard schreiben, und mittlerweile wollen wir die nöthigen Anordnungen treffen, die Stadt zu verlassen. Wenn euer Bruder antwortet, wie wir hoffen, so werden wir nach Schottland reisen; wo nicht, so werden wir Alle froh sein, eine Zeit lang nach Calmly Lodge zu gehn.

(Ende des ersten Theils.)

Die Entscheidung.

(Theil II.)

Einleitende Skizze.

Nach der letzten auf den vorhergehenden Blättern dargestellten Unterredung schrieb Mistreß Aberley an ihren Sohn und machte sich bereit, ihm sogleich nach Schottland zu folgen, sofern seine Antwort Gertrudens Aussage rücksichtlich der Gründe, die ihn bewogen, London so unerwartet zu verlassen, bestätigen würde. Bevor jedoch Mistreß Aberley seine Antwort erhielt, sollte sie Zeuge eines Vorgangs sein, der sie mächtig überzeugte, daß ihre eignen religiösen Ansichten unzureichend seien, eine unsterbliche Seele im Anblicke des Todes und der Ewigkeit zu trösten. Ihre Schwiegerin Ashton wurde bedenklich krank, und als ihr die Aerzte auf ihren Wunsch ihre wahre Ansicht über ihren Zustand eröffneten, nämlich daß sie ihn zwar nicht für unmittelbar tödtlich hielten, jedoch auch keine Hoffnung zu ihrer Genesung hätten, so war die niederschlagende Wirkung dieser gewissen Nähe des Todes zu gewaltig für ihr Gemüth, um sich verbergen zu lassen. Der Gedanke, vielleicht unvorbereitet vor das Angesicht Gottes und in einen

Zustand zu treten, der in Ewigkeit dauern sollte, abgesehen von dem sie erwartenden Richterspruche, überwog alle andern Gedanken, die sich am Sterbebett einer Mutter aufdrängen, welche eine Familie von Waisen zurückläßt. Mistreß Ashtons religiöse Ansichten und die der Mrß. Aberley waren fast dieselben gewesen. Karl Ashton war es freilich gelungen, seine Mutter zu bewegen, einige schriftmäßigere Ansichten anzunehmen, als sie früher hegte; jedoch hatte sie in der That jenes Religionssystem nicht verlassen, worauf sie ihre Hoffnungen auf den Himmel gründete; und obgleich sie sich über ihres Sohnes Sinnesänderung freute, und jede Kirche besuchte, die er wünschte, so that sie dies doch mehr aus dem Wunsche, ihm in allen den Stücken nachzugeben, welche dahin zielten, jene Grundsätze zu pflegen, die solche Wirkungen hervorbrachten, als aus Ueberzeugung, von der höhern Trefflichkeit derselben.

Mistreß Aberley versuchte nun, ihrer Schwester den Trost zu geben, der nach ihrer Meinung aus der Erinnerung an ein liebevolles und ehrenwerthes Leben auf einem Sterbebette hervorgehen mußte; aber sie sah, daß Mistreß Ashton zuhörte, ohne auch nur einen Strahl von Trost oder Freude aus allem zu schöpfen, was sie sagte. Im Gegentheil, wenn Gertrud eine Bemerkung zu machen wagte, so schien ihre Tante diese tief als unleugbare Wahrheit zu fühlen. Mistreß Ashton hing in der That an Gertrud, deren demüthige und einfache Ansichten und Ausdrücke über religiöse Gegenstände das Dunkel ihrer Seele besser verscheuchten, als die tiefern und vielleicht erhabenern Ansichten ihres Sohnes. Gertrudens Gesellschaft wurde ihrer Tante ganz unentbehrlich, während Mistreß Aberley merkte, daß ihre Schwester, wenn sie es auch nicht geradezu sagte, sie als eine Person betrachtete, welche, wie sie selbst, wenig von derjenigen Religion wisse, die die Seele vorbereitet und stärkt, vor ihren Gott zu treten. Dies, und Briefe von Eduard, die alles bestätigten, was Gertrud rücksichtlich seiner gesagt hatte, bewogen Mistreß Aberley, mit der tiefsten Theilnahme jenes Studium der heiligen Schrift zu beginnen, welches sie sich vorgenommen hatte. Während ihrer Schwester Krankheit ging sie nicht in Gesellschaft und gab keine; und ein großer Theil der Zeit, die sie mit ihrer liebenswürdigen jungen Familie verlebte, wurde dem Studium der Bibel gewidmet, und dem Gebete zu Gott um Beistand, sie zu verstehen. Die Wahrheit tagte nach und nach in ihrer Seele und wurde immer heller, wie sie in ihrem Forschen fortschritt. Sie sah ein, daß

ihre Hauptirrthümer aus Unbekanntschaft mit den in der heiligen Schrift so stark ausgesprochenen Wahrheiten herrührten: nämlich aus der natürlichen Entfremdung des Gemüths von Gott und dem von Gott vorgezeichneten Wege, jene Entfremdung zu beseitigen und das Herz ihm zu gewinnen. Unbekannt mit diesen Wahrheiten hatte sie sich mit diesem entfremdeten Herzen abgemüht, die Aufgabe ihrer Pflichten zu erfüllen, in der vielleicht unbestimmten Hoffnung, jenes Wesen zu versöhnen, welches sie zu lieben glaubte, nicht weil es wie bei andern Gegenständen der Liebe ihre Freude war, seine Nähe zu suchen, und ihre größte Freude, Gemeinschaft mit ihm zu haben, sondern weil Liebe zu Gott eins von den vielen Dingen war, die Jedermann für Recht hielt, und eine von jenen Bedingungen, durch deren Erfüllung sie Anspruch an den Himmel zu erhalten hoffte. Sie sah jetzt ein, daß sie Gott im Sinne der Bibel nicht liebte, und daß sie in Wahrheit Christus nicht kannte — kurz, daß ihre Religion und die des neuen Testaments ganz und gar verschieden seien. Hier ist Christus alles; in ihrer Religion war er fern und unbekannt. Hier ist er der einzige Weg zum Vater, der Mittler zwischen Gott und dem Menschen, die Sühnung der Sünde, der Hohepriester im Himmel, der beständig sein Volk vertritt, der Fürsprecher beim Vater, der die Seele mit Gott versöhnt, den die wahrhaft Gläubigen mit unaussprechlicher Liebe umfassen, mit einer Liebe, die sie antreibt, nach dem Tode zu verlangen, damit sie zu ihm kommen und bei ihm seien. Von einem solchen Glauben an Christus und von solcher Liebe zu ihm mußte Mistreß Aberley sich selbst gestehen, nichts zu wissen, und folglich auch, unbekannt und unversöhnt zu sein mit dem Gotte, dem man sich nur durch Christum nahen kann. Dies war eine schmerzliche und demüthigende Ueberzeugung; aber Mistreß Aberley strebte wirklich nach Wahrheit, und sie beharrete um so ernstlicher in ihrem Streben, je mehr sie entdeckte, daß sie trotz ihrer Meinung, mit der heiligen Schrift bekannt zu sein, fast ganz unwissend in derselben war. Sie traf jetzt auch Herrn Percy häufig in ihrer Schwester Krankenzimmer. Karl Ashton hatte seine Mutter bewogen, Herrn Percy zu sehen, in der Hoffnung, er werde ihre Seele zu richtigern Ansichten leiten. Aber ein Sterbebett ist nicht oft der Ort, wo Belehrung empfangen werden kann. Mistreß Ashton war manchmal zu krank, um Herrn Percy sehen zu können, und in der That immer so schwach und matt, daß seine Besuche, selbst wenn sie sich sehr nach ihm gesehnt hatte, sie beängstigten und verwirrten. Da-

her zog sie oft mehr Nutzen aus dem, was er ihr gesagt hatte, wenn es ihr Gertrud nachher wiederholte, als aus seiner persönlichen Belehrung. Mistreß Aberley indeß hörte mit ernster Aufmerksamkeit zu, und stimmte in seine Gebete ein. Sie besuchte auch seine Kirche mit Mistreß Ashton's junger Familie und mit Anna, und nach und nach öffnete sich der Weg des Friedens mit Gott, den das Evangelium zeigt, ihrer Seele mit Klarheit und Ueberzeugung. Sie genehmigte mit Dank und Freude den Erlösungsplan, der dort verkündigt wird, als eine Offenbarung der Weisheit und Liebe Gottes und als vollkommen dem Bedürfniß ihrer Seele angemessen, und sie wünschte wenigstens, Christum als ihr Alles aufzunehmen und sich der Führung seines Wortes und seines Geistes völlig zu überlassen.

Anna war während der Dauer dieser letzten Krankheit ihrer Tante zu Zeiten sehr elend. Unbekannt mit dem Wesen der Religion und nicht von einem Character, der einen Gegenstand mit ruhiger Aufmerksamkeit prüft, jedoch wohl fühlend, daß sie die Warnungen ihres Gewissens, die sanften Vorwürfe Gertruds und die stärkern und anregendern Bemerkungen ihres Vetters verschmäht hatte, fühlte sie sich so schuldig in den Augen Gottes, daß sie an ihn nur als an einen Gegenstand der Furcht denken konnte. Die Umstände vermehrten noch diese Unruhe. Die düstere Trauer, die auf dem Hause ihrer Tante lag, — jener tiefe Schatten, der dem nahenden Tode vorangeht; Gertrudens banger Ernst, wenn sie auf kurze Zeit ihrer Tante Zimmer verließ um mit ihr zu reden; Mistreß Aberley's nachdenkliche Stimmung und Abneigung gegen jede andere als die ernsteste Unterhaltung, Alles trug dazu bei, Anna's Unmuth zu steigern. Ihr früheres Leben erschien ihr jetzt toll und thöricht. Tod, Ewigkeit, Gericht lagen ihr immer in Gedanken, und mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit verrieth sie Jedermann den finstern und unglücklichen Zustand ihres Gemüths, während sie zugleich sich quälte, ihr Gewissen durch die scrupulöseste Genauigkeit in Erfüllung dessen, was sie als religiöse Pflichten betrachtete, und im Tadel der Vernachlässigung derselben von Seiten Anderer zu beschwichtigen.

Endlich erschien die von der armen Mistreß Ashton so sehr gefürchtete Stunde, und ihre zagende Seele wurde abgerufen, um in die Ewigkeit einzugehen.

Als Mistreß Aberley jegliche Pflicht schwesterlicher Liebe erfüllt hatte, und die verwais'te Familie einigermaßen getröstet sah, schickte sie sich

an, zu ihrem Sohne nach Schottland zu gehn. Sie und ihre Tochter hatten mehrere Briefe von ihm erhalten, von denen jeder folgende das Gefühl eines Herzens aussprach, welches sich im Zunehmen des religiösen Bewußtseins glücklich fühlt. Die Aussicht bei ihm zu sein, war deßhalb, nach dem letzten traurigen und schmerzlichen Ereigniß, wovon sie Zeuge gewesen, für Mistreß Aberley und ihre Töchter um so erfreulicher.

Auf den folgenden Blättern werden nun einige Gespräche und Begebenheiten erzählt, welche von dem Abend an, wo die Frauen dort ankamen, zu Arnavoir stattfanden.

Zweiter Theil.

Personen:

Mistreß Aberley.
Eduard.
Anna.
Gertrud.
Herr Lornton.
Herr Ashton.
Herr Roß, Geistlicher des Kirchspiels.
Allan Cameron, ein alter Soldat.
Volk.

(Ein Zimmer im Schloß Arnavoir.)

Abend.

(Mistreß Aberley, Eduard, Anna und Gertrud. Eduard sitzt zwischen seiner Mutter und Gertrud, und hält beider Hand gefaßt. Anna sitzt auf einer Fußbank zu ihrer Mutter Füßen.)

Eduard. Wie freu' ich mich, mit euch Allen wieder vereinigt zu sein! Ihr habt durch euer Ausbleiben wirklich meine Geduld auf die Probe gestellt. Ihr gabt mir Grund zu hoffen, euch vierzehn Tage

nach meiner Abreise von London wieder zu sehn, und jetzt sind es mehr als zwei Monat.

Mrß. Aberley. Auch wir haben uns sehr nach dir gesehnt, lieber Eduard; aber du weißt, es war uns nicht möglich, eher loszukommen. Zuerst mußten noch mit Herrn Lornton vor dem Eintritt deiner Volljährigkeit mancherlei Geschäfte abgemacht werden; dann machte es uns die Krankheit und der Tod deiner guten Tante Ashton zur unerläßlichen Pflicht, in London zu bleiben; aber wir haben während dieser zwei letzten Monate Alle viel gelernt, Eduard.

Eduard. (seiner Mutter Hand an sein Herz drückend) Ja wohl, viel!

Mrß. Aberley. Und die Jahreszeit ist vorgerückt, so daß wir Arnavoir jetzt in seiner größten Schönheit finden. Wie herrlich ist die Aussicht von diesem Fenster!

Gertrud. Ich kann meine Augen nicht einen Augenblick davon abwenden. Wie prachtvoll muß die Sonne hinter jenen Bergen untergehen, die den See einschließen.

Eduard. Es ist allerdings ein herrlicher Anblick! Aber einstweilen muß ich dich bitten, liebe Gertrud, deine Aufmerksamkeit auf einen anspruchloseren Gegenstand zu richten, worauf ich dich trotz meiner eigenen Lieblingsaussicht aufmerksam machen muß. Willst du mir aber noch eine halbe Stunde schenken, so verspreche ich dir die Ansicht des prächtigsten Sonnenuntergangs, den du je sahest. (aus dem Fenster zeigend.) Siehst du jene Gruppe von Bäumen? Die Aussicht von dort ist noch schöner, als aus diesem Fenster. Das ist mein Lieblingsplätzchen. Dort hat mein geliebter Lehrer, Herr Roß, manche Stunde mit mir zugebracht, und in seiner Gesellschaft und in seiner himmlischen Unterhaltung habe ich manchen Sonnenuntergang gesehen. Ich habe nie einen Menschen getroffen, der die Schönheiten der Natur mit solchem Entzücken genießt, als er. Er sieht Gott in allen seinen Werken und scheint seine Gegenwart jeden Augenblick zu fühlen. Wir werden in einer halben Stunde zu jenem lieblichen Platze gehen. Ich habe Herrn Roß gebeten, uns dort auf kurze Zeit zu treffen. Unter seinem Beistande und an einem so lieblichen Orte können wir den Abend, wie Herr Roß sagt, in christlichem Genuß beschließen.

Anna. Herrlich! ich sehne mich außerordentlich, deinen guten Herrn Roß zu sehen.

Mrß. Aberley. Ist Herr Roß noch ein junger Mann?

Eduard. Er ist vier oder fünf und dreißig Jahr; aber er sieht

älter aus, weil er an der Stirn etwas kahl ist und weil Studiren und Kummer schon graue Haare unter seine schwarzen Locken gemischt haben.

Mrß. Aberley. Wohnt er in dem alten Pfarrhause am See, oder hat er ein neues bekommen?

Eduard. Er ist noch in dem alten, und ich glaube, er verlangt auch kein anderes. Es liegt schön, und seine Frau hat Alles so ordentlich und nett darin, daß es einem kleinen, friedlichen Paradiese gleicht.

Gertrud. Hat Herr Roß Kinder?

Eduard. Ja, drei kleine holde Wesen. Drei hat er verloren.

Gertrud. (lächelnd.) Und war das der Kummer, von dem du sagtest; er habe graue Haare unter seine schwarzen Locken gemischt?

Eduard. Ja wohl; aber warum lächelst du, Gertrud?

Gertrud. Weil dich deine Liebe für Herrn Roß in seiner Schilderung ganz poetisch gemacht hat.

Eduard. Das mag wohl sein. Es ist etwas Erhabenes, was du vielleicht poetisch nennen magst, in meinem ganzen Gefühle für ihn. Er ist meiner Seele der Bote des Lichts gewesen, und wenn ich ihn sehe, so ist mir's, als wenn mir seine Gegenwart die seines himmlischen Meisters näher bringe.

Gertrud. O nein, Eduard! die gnadenreiche Gegenwart des Herrn ist dir immer näher, als je eine menschliche sein kann. Aber hat dieser, dein Abgott, nicht seine Kinder auch zu seinen Abgöttern gemacht?

Eduard. Das will ich nicht sagen, obgleich er's vielleicht selbst zugeben würde. Du sahst nie einen solchen Freund von Kindern, als er ist, und doch so liebevoll streng und fest. Er sagte mir, Gott habe ihm, als er ihm sein erstes Kind genommen, gezeigt, daß er ein Heuchler sei; denn er habe oft auf seinen Knieen, und, wie er gemeint, aufrichtig Gott sich und alles Seine geweiht, darüber zu verfügen, wie er wolle; als er ihm aber sein Kind genommen, sei seine ganze Seele in Aufruhr gegen seinen Willen gerathen.

Gertrud. Ach, ja; wir kennen uns selbst nicht eher, bis unser himmlischer Vater in Liebe uns züchtigt. Das ist für ihn die Probe unserer Aufrichtigkeit.

Eduard. Als Gott ihm ein zweites Kind nahm, hatte mein Freund soviel durch die erste gnädige Züchtigung gewonnen, daß er von Herzen sprechen konnte: „Himmlischer Vater, dein Wille geschehe. Ich weiß, es muß Alles zu meinem Besten dienen.“ Nun glaubte er aber, die

Lektion der Entsagung gelernt zu haben und lebte unbesorgt im Besitz seiner ihm gebliebenen Lieben. Da wurde ihm ein drittes Kind, ein lieblicher, gesunder Knabe, nach einer Krankheit von wenigen Tagen entrissen, — er konnte nicht einsehen, warum dieser Schlag so rasch folgte. Auch seine Frau erlag fast darunter, und er fürchtete, auch sie zu verlieren. Dies waren die finstersten Stunden seines Lebens; aber in ihnen lernte er die große und wichtige Lehre, daß wir wenig von Gott wissen, bis wir ihn so kennen, daß wir ihn über Alles lieben, und daß die echte, von Herzen kommende Entsagung nur entstehen kann, wenn sich Gott in Christo unserer Seele so kund thut, daß wir alle erschaffenen Gegenstände der Liebe in Wahrheit weniger lieben, als ihn. Aber, Gertrud, bist du unwohl? Du siehst ganz blaß aus; ich glaube gewiß, du bist krank.

Gertrud. Nein, lieber Eduard; aber diese hohe christliche Vollkommenheit, die du eben erwähnst, ruft mir einige traurige Scenen in die Gedanken zurück, die ich kürzlich erlebt habe. O! ich hoffe, es giebt Rettung für eine Seele, die ihre Zuflucht zu Christus nimmt, wenn auch fern, fern von solcher Erkenntniß Gottes, wie sie Herr Roß besitzt. Aber — (sie hält inne.)

Mrß. Aberley, Du weißt wohl noch nicht, Eduard, welch' einen traurigen Dienst die arme Gertrud in der Pflege deiner Tante gehabt hat. Diese konnte nicht leiden, daß Gertrud sich einen Augenblick, Tag oder Nacht, aus ihrer Nähe entfernte.

Eduard. Ich kenne alle Umstände rücksichtlich ihrer Wartung der armen Tante. Karl hat mir lange Briefe darüber geschrieben.

Gertrud. (seufzend.) Der arme Karl! Er hat jetzt eine schwere Last auf sich; drei jüngere Brüder und zwei kleine Schwestern verwaiset. Schrieb ich dir, lieber Eduard, daß Mutter mir erlaubt hat, die Sorge für die kleine Emma und Johanna eine Zeit lang zu übernehmen?

Eduard. Nein, aber Karl schrieb es. Er meldet mir auch, daß seine Mutter glücklich gestorben sei.

Gertrud. Ja, wenigstens schien sie ruhig und ergeben zu sein. O! laßt auf den Tod uns vorbereiten, so lange wir noch gesund und kräftig am Geist sind, und laßt uns eilen, jenen allmächtigen Heiland kennen zu lernen, der allein unsere Seele trösten kann, wenn die Stunde kommt, da wir vor Gottes Angesicht erscheinen müssen. Es ist etwas Entsetzliches, unwissend und unvorbereitet zu sterben.

Eduard. Aber die Tante galt doch für eine sinnige, religiöse Frau.

Gertrud. Sie hatte von Natur einen schwachen Geist und eine mißliche Gesundheit, weßhalb sie ernst und sinnig schien. Aber ihre religiösen Ansichten hatte sie ganz anders woher, als aus der heiligen Schrift geschöpft, und ihre persönliche Religion bestand in gewissen Formen, welche sie für ein Verdienst hielt, selbst dann zu beobachten, wenn ihr Befinden es fast unmöglich machte. Auf diese Aeußerlichkeiten gründete sie ihre Hoffnungen für die Ewigkeit. Karl's Sinnesänderung veranlaßte sie, den Punkt der Religion näher zu untersuchen; aber obgleich er sie überzeugt hatte, daß sie in mehreren Stücken irre, so fand ihre letzte Krankheit sie doch unwissend und unvorbereitet. Sie war zum Bedauern schwach und verzagt, und der Gedanke an Tod und Ewigkeit war ihr über allen Ausdruck entsetzlich. Ach, was hat der arme Karl gelitten! Es war eine peinliche Scene; aber ich hoffe, sie endete mit Frieden.

Eduard. Laß uns nicht dabei verweilen, Gertrud; sie hat dich zu tief ergriffen. (Sich zu Anna wendend.) Welche Veränderung ist aber mit Anna's Aeußerm vorgegangen? Sie sieht wohl, aber einigermaßen sonderbar aus.

Mrß. Aberley. (lächelnd.) Das macht ihr Anzug. Anna hält es für einen Theil ihrer Religion, diese Figur aus sich zu machen.

Anna. Die Kleidung war meine Thorheit, ich hoffe, das ist auf immer vorbei. Wie viele kostbare Stunden hab' ich verschwendet, diesen sündigen, sterblichen Leib zu schmücken! Er soll jetzt Pein leiden.

Eduard. Aber du wirst den Leuten dadurch lächerlich werden, und, fürcht' ich, der Sache schaden, die du jetzt liebst.

Anna. Es ist mir jetzt gleichgültig, was die Menschen von mir denken; ich habe mich nur zu lange darum gekümmert. Ich kann mich jetzt bei dieser Art des Anzugs in fünf Minuten ankleiden — früher braucht' ich nie weniger als eine Stunde.

Eduard. Giebst du Anna'n in diesem Stücke Recht, Gertrud!

Gertrud. Vielleicht befragten wir besser deinen Lehrer, Herrn Roß, darum, wie weit Eigenheiten in Kleinigkeiten bei Bekennern der Religion zu billigen sind.

Anna. Ist Zeitgewinn eine Kleinigkeit, Gertrud?

Gertrud. Nein, gewiß nicht, liebe Anna; aber du erinnerst dich, was Herr Percy den letzten Sonntag sagte, wo wir ihn predigen hörten: „Wir dürften nicht geringere Pflichten auf Kosten höherer erfüllen.“ Aber Herr Roß wird uns über diesen besondern Punkt belehren.

Anna. Nun, das wird er wohl. Mittlerweile aber wirst du mich verpflichten, wenn du unsern heiligen Tag der Ruhe nicht Sonntag, sondern Sabbath, nennst.

Gertrud. Du hast Recht, Anna. Ich will mich bemühen, daran zu denken.

Eduard. Es ist doch merkwürdig, auf wie verschiedenen Wegen wir zur Wahrheit kommen. Sie, liebe Mutter, haben durch geduldiges Forschen in der Schrift entdeckt, daß Sie im Irrthum waren, und berichtigen jetzt alle Ihre Ansichten nach jenen untrüglichen Prüfsteinen. Gertrud findet die Wahrheit in der Kenntniß dessen, der die Wahrheit ist. Anna wird von Sünde und Irrthum zur Wahrheit getrieben durch die tiefgefühlte Mahnung eines erweckten und erleuchteten Gewissens; und ich bin zur Wahrheit gekommen, ich weiß selbst nicht, wie. Ich glaube, in einer neuen Welt zu sein — ich sehe Alles in einem neuen Lichte — ich staune über mein früheres und gegenwärtiges Selbst.

Gertrud. Und wie triffst du so glücklich den feinen Unterschied bei Andern, während du dich selbst so wenig kennst? Hast du keinen Beistand gehabt?

Eduard. Ja, liebe Gertrud, ich habe Herrn Roß Fragen vorgelegt, die ihn veranlaßt haben, mir in Bildung der Ansichten behülflich zu sein, die ich eben aussprach. Ich habe ihn in der That, uns Beiden fast unbewußt, mit allen unsern religiösen Ansichten genau bekannt gemacht. Wenn du ihn erst kennst, wirst du sehr wohl damit zufrieden sein. Ich werde ihm nie seine Güte gegen mich vergelten können. Jeden Tag hat er einen Theil seiner kostbaren Zeit angewandt, mich zu unterweisen. Er hat einen großen Theil der heiligen Schrift mit mir gelesen, und sein Gebet mit seinem Unterrichte verbunden. Er hat geduldig alle meine unverständigen Entwürfe angehört und nie geruht, bis er jeden so beantwortet hatte, daß mein Verstand überzeugt und mein Herz befriedigt war. Ich liebe ihn jetzt wie einen ältern Bruder, und möchte lieber mit ihm eine Stunde in dem Heiligthume seines kleinen Studirzimmers verleben, als mit einem andern menschlichen Wesen an irgend einem Orte der Erde. Er ist ein Segen für das Kirchspiel. Du sollst morgen sehen, mit welcher Ehrerbietung und Achtung das Volk ihn betrachtet.

Mrß. Aberley. Morgen feiert das Volk den Tag deiner Volljährigkeit. Ich hoffe, Herr Roß wird im Stande sein, solche Auftritte zu verhindern, wie sie oft bei ähnlichen Veranlassungen Statt finden.

Eduard. Das wird er gewiß. Wissen Sie, daß Ashton auch hier sein wird?

Mrß. Aberley. Karl! das freut mich zu hören.

Eduard. Sie wissen, ehe Sie London verließen, hatte er's abgeschlagen; aber auf meine Versicherung, daß wir hier keine Festlichkeiten haben würden, die für seine gegenwärtige Stimmung nicht paßten, willigte er ein, zu kommen. Die kleinen Mädchen folgen langsam nach und werden in einigen Tagen hier sein. Aber jetzt, denk' ich, müssen wir zu meinem Lieblingssitze gehen, unter jene Bäume.

(Ein Platz mit Bäumen, unter denen Sitze angebracht sind, welche die Aussicht auf den See gewähren.)

Mrß. Aberley, Eduard, Anna, Gertrud.

Gertrud. Hier ist es in der That schön! O! wer wollte in einer Stadt eingeschlossen leben, in dessen Macht es steht, da zu sein, wo sich Gott so deutlich in der Pracht seiner Schöpfung offenbaret! Welch' eine überschwängliche Größe und Schönheit. Sieh', Anna, dort jene Berge, wie majestätisch sie sich gen Himmel thürmen, während ihre Gipfel in den Strahlen der sinkenden Sonne glühen. Und wie reizend die spiegelglatte Fläche des Sees, auf der sie zu ruhen scheinen! O, ich fühle mich niedergedrückt, wenn ich auf die ausgedehnte Pracht dieser Landschaft blicke! Wie arm, wie beschränkt, wie unwürdig alle Verehrung, die unsere Herzen dem Allmächtigen darbringen können, der für uns solche irdische Pracht erschaffen hat, uns sein Wesen zu offenbaren und sich unsere Liebe zu gewinnen.

Anna. Horch, Gertrud. Es kommt Jemand durch's Gebüsch hinter uns.

Eduard. Das ist mein Freund.

Herr Roß tritt auf.

Eduard. Willkommen, mein Lieber. Erlauben Sie mir, Sie mit meinen langerwarteten Lieben bekannt zu machen. Meine Mutter und meine älteste Schwester sind Ihnen nicht ganz fremd, wenigstens ihrer Denkweise nach; und Gertrud war, als Ihre Korrespondentin, Ihre erste Bekanntschaft.

Roß (mit vielem Gefühl.) Ich bin glücklich, eine Gelegenheit zu haben, meine eigne Dankbarkeit und die noch vieler anderer Herzen zu Arnavoir Miß Gertruden auszudrücken.

Gertrud. (erröthend.) Im Gegentheil, ich fühle mich verpflichtet und ich habe es auf's Dankbarste gegen Sie anzuerkennen, daß Sie mir einen Weg zeigten, mich nützlich zu machen, wovon Sie alle Mühe, und ich alle, wenigstens viele, Freude hatte.

Eduard. (lächelnd.) Niemand will also das Verdienst besitzen, das gethan zu haben, was meine Pflicht war.

Roß. Wir wollen es ihm beimessen, dem alles Verdienst gebührt — ihm, der allein ein Herz so umwandeln kann, daß es seinen Dienst liebt. Ich hoffe indeß, morgen wird Miß Gertrud sich befriedigt fühlen, wenn sie so viele Kinder sieht, die durch ihre Güte den Weg des Heils lernen.

Gertrud. Werde ich diese Freude morgen haben?

Eduard. Ja. Morgen ist alles Volk, welches zum Gute gehört, eingeladen, sich auf dem freien Platze vor dem Schlosse zu versammeln, und die Kinder sind vorbereitet, eine Probe ihrer Fertigkeiten vor euch abzulegen.

Gertrud. Es wird mir eine Freude sein, sie zu sehen.

Eduard. Dies ist ein Abend, theurer Roß, ganz nach Ihrem eignen Herzen.

Roß. Und welches Herz, lieber Herr Aberley, könnte der Wirkung eines solchen Abends wiederstehen? Gott spricht zu uns durch seine Werke, und wenn ihre Sprache lauter Liebe und Zärtlichkeit ist, sollten da unsere Herzen nicht erweicht werden und Dankbarkeit und Liebe erwiedern?

Anna. Viele, die noch todt sind für die Kraft der Religion, haben noch außerordentlich viel Sinn für die Schönheiten der Natur.

Roß. Ja wohl, Miß Aberley, deren giebt es viele.

Anna. Und sie haben ihre Bewunderung oft in einer so gewaltig eindringlichen Sprache ausgedrückt, daß sie mir alle Freude bei eigner Anschauung dieser Schönheiten rauben. So liegen mir jetzt Lord Byron's Zeilen in Gedanken, welche seiner Lara Gefühl beim Anblick der Milde des Mondlichts schildern, und wie sein eignes, finsteres Gemüth sich von diesem lieblichen Anblicke abwendet.

Roß. Aber, Miß Aberley, grade diese Schilderung ist sehr schön.

Anna. Mag sein; aber ich hasse jetzt jede Ideenverbindung, welche mein Gemüth an jene Zeit erinnert, wo ich solche Schriftsteller fast anbetete.

Roß. Vielleicht würde es besser gewesen sein für die Welt, wenn

solche Schriftsteller nie geschrieben hätten; aber es giebt Stellen, selbst in Lord Byron, die außerordentlich schön sind, ihrer Wahrheit wegen. Seine Schilderung eines Gemüths, das sich seiner Schuld und Finsterniß bewußt, und den Pfad des Friedens nicht kennt, thut mehr, als auf die Einbildungskraft wirken und sie aufregen, — sie bestätigt einige der wichtigsten Wahrheiten der heiligen Schrift.

Anna. Aber immer ist es doch die Einbildungskraft, welche durch solche Werke gefesselt wird, und die doch vielmehr durch Gewalt oder durch Entziehung der Nahrung unterdrückt werden müßte.

Roß. Ich fürchte, Miß Aberley, sie wird sich durch Hunger nicht bezwingen lassen. Sie muß paßliche Nahrung haben; wenn ihr die aber versagt wird, so fürcht' ich, wird sie minder delicat werden und sich mit armseliger und gemeiner Speise begnügen. Es giebt vielleicht keine andre Seelenkraft, welche, wenigstens in der Jugend, eine solche beständige Aufmerksamkeit erfordert.

Anna. Das fühl' ich. Ich kann sie nicht unterdrücken.

Roß. (lächelnd.) Nein, ich glaube, das ist ein hoffnungsloses Bemühn. Aber Sie können sie mit etwas wahrhaft Wichtigem, wahrhaft Schönem und wahrhaft Trefflichem beschäftigen.

Mrß. Aberley. Sie werden finden, lieber Herr Prediger, daß meine gute Anna manches sehr Eigne in ihrer Art zu denken hat. Ich freue mich bei dem Gedanken, daß es jetzt bei ihr steht, Belehrung von Ihnen zu erhalten. Eduard ist schon tief in Ihrer Schuld; und ich fürchte, Sie werden uns alle begierig finden, Ihre kostbare Zeit und Ihre Geduld in Anspruch zu nehmen.

Roß. Es ist die Freude eines Dieners Christi, in seines Herrn Dienste beschäftigt zu sein, wenn seine Bemühungen geschätzt werden. Es erfreut sein Herz und stärkt seine Hände.

Mrß. Aberley. Sie sind sehr gütig, uns so zu ermuthigen, Sie zu bemühen, werther Herr. Ich hoffe, es ist uns Allen Ernst, obgleich meine liebe Anna, fürcht' ich, über manche Punkte im Irrthum ist. Ich danke Gott, daß Gertrud, und nicht sie, die erste in meiner Familie war, die fromm wurde. Ich fürchte, wäre Anna die erste gewesen, sie würde uns alle durch ihre, wie es mir scheint, albernen Sonderbarkeiten zurückgeschreckt haben. Zum Beispiel macht sich meine Anna eine Gewissenssache daraus, sich auf die lächerlichste und sonderbarste Weise zu kleiden, so daß alle ihre jungen Freundinnen ihre Aenderung in diesem Punkte als einen Theil ihrer neuen Religion betrachten.

Anna. Aber bitte, Mutter, sagen Sie Herrn Roß auch, wie viele kostbare Stunden ich damit verloren habe, auf meinen Anzug zu denken. Müssen nicht solche Neigungen gezüchtigt werden? Ueberdieß sagt Sanct Paulus, daß gottesfürchtige Weiber sich nicht schmücken sollen mit kostbarem Schmuck.

Mrß. Aberley. Ich verlange nicht, daß du dich kostbar kleidest, meine Liebe. Alles, was ich fordere, ist, daß du nicht auffallest, und auf uns Alle etwas Lächerliches werfest. Aber, Herr Roß, ich muß Sie noch mit mehreren von Anna's Sonderbarkeiten bekannt machen. Während der letzten sechs oder acht Wochen, daß wir in London waren, hat sie es für ihre Pflicht gehalten, Jedermann zu belehren, mit dem sie nur irgend zum Gespräch kommen konnte. Wer uns auch besuchen mochte, Anna versuchte sogleich die Rede auf die Religion zu bringen; und wenn auch die Person, mit der sie sprach, für den Augenblick im Strudel der Freuden der vornehmen Welt lebte, so verdammte Anna diese alle — den Tanz als Thorheit und Zeitverderb — Concerte deßgleichen — das Theater als völlig sündlich — hineinzugehen um Miß O'Neil zu bewundern, erklärte sie für Freude an der Verdammniß einer menschlichen Seele, folglich für eine Unmenschlichkeit, die noch die der römischen Frauen übertreffe, welche Vergnügen daran fanden, Augenzeugen des körperlichen Todeskampfes der Gladiatoren zu sein. Sie tadelte Jeden und, kurz, hat sich eines Jeden Mißfallen zugezogen; und dies Alles, während sie selbst nothwendiger Weise nur eine sehr geringe religiöse Erkenntniß haben konnte. Kann all dies recht sein?

Roß. Kann Miß Aberley für dieses alles Sanct Paulus Zeugniß anführen, wie sie es hinsichtlich der Kleidung that?

Anna. Nicht grade für jeden einzelnen Punkt, den Mutter erwähnt hat. Aber wie würde ich erkannt haben, daß alle diese Dinge sündlich seien, wenn Gertrud sich nicht die Mühe gegeben hätte, mich davon zu überzeugen.

Roß. Wurden Sie von ihrer Sündlichkeit bloß dadurch überzeugt, daß Miß Gertrud es sagte?

Anna. Nein, gewiß nicht; hätte ich nicht gesehn, daß Gertrud wirklich alles Vergnügen an solchen Dingen verloren, und daß sie wirklich ihre Freude in der Religion finde — ich würde nicht bloß auf ihre Worte geachtet haben. Aber als ich die Aenderung sah, die in ihr vorgegangen, sagte mir mein Gewissen, daß das, was diese

Aenderung hervorgebracht habe, eine wirkliche Liebe zu Gott sei, ein wirklicher Wunsch, ihm zu gefallen und zu dienen, wovon mein Herz nichts wußte — und ich hoffe, das Gewissen Anderer wird zu ihnen die nämliche Sprache sprechen, wenn ich zu ihnen die Wahrheit rede. Ich bin willig, Haß und Verachtung auf mich zu nehmen, wenn ich nur irgend einer Seele Wahrheit bringen kann. Sie wissen nicht, Herr Prediger, was ich von den Schrecknissen eines erwachten Gewissens gelitten habe, und kennen das Verlangen nicht, welches ich habe, Andere zu bewegen, jenen Zustand von Blindheit zu verlassen, in dem ich noch vor so kurzer Zeit war. O, welche Tollheit, welche Thorheit scheint es mir jetzt, Stunden, Tage und Jahre hinzubringen, wie ich es gethan habe! Alles, was Gott und Ewigkeit betrifft, erscheint mir jetzt in so erhabener Wahrheit! Was sollte ich die Meinung der Leute von mir achten in Vergleich mit der Möglichkeit, sie zur Wahrheit zu führen?

Roß. Und sind Sie, Miß Aberley, schon das glückliche Mittel geworden, irgend Jemand zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen?

Anna. Nicht daß ich wüßte; aber ich selbst widerstand der Ueberzeugung zu lange, als daß ich mich darüber auch bei Andern wundern könnte. Aber sagen Sie mir, sind Sie der Meinung, ich habe unrecht gethan? Ich bitte, reden Sie offen — ganz offen mit mir, wenn's auch streng lautet. That ich unrecht, zu versuchen, Andern die Wahrheit zu zeigen, während ich selbst noch so unwissend war?

Roß. (freundlich). Ich fürchte, meine liebe Miß Aberley, das zu tadeln, was Sie unter den von Ihnen bezeichneten Gefühlen und mit so geringer Besorgniß wegen der Folgen für Sie, gethan haben. Aber die edelsten und besten Handlungen können in einer Weise geschehen, welche die ganze Absicht, womit sie geschehen, wieder vereitelt. Wir müssen bei dem Bemühen, Andere zu unserer Denkweise herüber zu leiten, nie vergessen, daß wir Menschen sind, die auf Menschen einwirken wollen, und müssen solche Gründe gebrauchen, von denen wir aus Erfahrung wissen, daß sie auf das menschliche Herz Eindruck machen. Wirkliche Aenderung muß von Gott kommen; aber er bedient sich zweckmäßiger Mittel. Deutliche Darlegung der Wahrheit ist Ein Mittel, und das Gewissen wird auf Seiten dieser Wahrheit sein; jedoch wenn sie auf eine Weise dargelegt wird, die das Herz empört, so hat das Gewissen dann gegen die Unlust des Herzens zu kämpfen und wird nicht leicht gehört werden. Im Gegentheil aber, ist das Herz

zusammt dem Gewissen gewonnen, so ist Alles gewonnen. Sanct Paulus ermahnt uns, in Allem was wir thun nach dem zu trachten, was lieblich ist und wohl lautet, und er selbst ist auf eine so schöne Weise zart und gütig in seiner Behandlung der Unwissenden. Nun aber ist es, meine theure Miß Aberley, für das Gefühl nicht lieblich, noch lautet es wohl, wenn sehr junge Personen sich herausnehmen, zu lehren, zumal, wenn sie selbst kaum jenen Irrthümern entzogen sind, vor welchen sie Andere warnen.

Anna. Aber wenn wir Licht empfangen, sind wir berechtigt, es unter einen Scheffel zu stellen?

Roß (lächelnd). Nein, wir sollen es „leuchten lassen, auf daß die Welt, wenn sie unsere guten Werke sieht, unsern Vater preise, der im Himmel ist."

Anna. Aber ist es nicht ein gutes Werk, Andere aus eigner Erfahrung zu erinnern, daß sie sich selbst ins Verderben stürzen?

Roß. Sie können, meine theure Miß Aberley, durch bloße Worte Keinen überzeugen, daß Ihre Erfahrung Licht vom Himmel ist.

Anna. Aber wenn ich auch völlig geändert bin, sie verschließen absichtlich ihre Augen, wenn sie nicht sehen, daß die Aenderung von Gott ist.

Roß. Das muß lediglich von der Beschaffenheit des eingehaltenen Betragens herkommen. Ich möchte Sie nicht entmuthigen, Miß Aberley; aber wenn Gott Ihre Augen öffnet, zu begreifen, was das in Wahrheit ist, was Sie jetzt eine völlige Aenderung nennen, und wenn Sie dahin kommen, zurückzublicken auf den gegenwärtigen Zustand Ihres Herzens und Wandels, so werden Sie weniger über die Langsamkeit Anderer erstaunen, Sie werden sich vielmehr wundern, daß sie sich selbst als „völlig geändert," und zwar durch den heiligen Geist, betrachtet haben. Verzeihn Sie meine Offenherzigkeit — was ich von Ihnen sage, würde ich von Jedem sagen, der so spät aus dem Zustande der Unwissenheit zur Erkenntniß der ersten Anfangsgründe der Wahrheit gelangt ist.

Anna. Ich freue mich, daß Sie so reden. Die Strenge der Wahrheit ist mir wunderbarer Weise angenehm geworden. Aber soll ich denn schweigen? Soll ich Andern nie den Weg des Heils zeigen, den ich selbst gefunden habe?

Roß. Das mein' ich nicht; aber es ist nicht leicht, darüber eine Regel aufzustellen. Mein Rath ist dieser: Da es nicht möglich ist, daß Sie anders als noch ungeübt sind, lesen Sie die heilige Schrift,

ich möchte sagen, lesen Sie sie auf Ihren Knieen, wenigstens mit Gebet, Vers für Vers. Gedenken Sie beständig der Gegenwart Gottes in Christo. Sie wissen, er ist der einzige Weg zum Vater. Prüfen Sie diejenigen Stellen der Schrift, welche Ihnen das Wesen Ihres Herrn und sein Verhältniß zu Ihnen enthüllen. Bitten Sie ernstlich um seinen Geist, daß er Ihr Gemüth erleuchte, und das Wesen und Werk Christi Ihrer Seele offenbare — ruhen Sie nicht, bis Sie wissen, was es heißt „in Ihm wohnen" — bis Sie sagen können, er sei Ihr Frieden, Ihre Gerechtigkeit und Ihre Freude. Dies ist die erste Lection, die ein junger Christ zu lernen hat. Leben Sie ganz in dem Herrn, — ohne Ihn können Sie nichts thun. Bemühen Sie sich, ihn mehr und mehr kennen zu lernen, machen Sie sich mit seinem Worte bekannt und erflehen Sie seine Gnade, Sie geschickt zu machen, ihm gemäß zu leben: und statt zu streben durch irgend eine große That sich auszuzeichnen, unternehmen Sie nichts, ohne es ihm im Gebet vorzutragen und seine Führung und seinen Geist zu erflehen, Ihnen zu zeigen, wie Sie aus eigner Kraft so gänzlich unfähig sind, irgend Gutes zu thun. Wenn Sie so thun, werden Sie nicht leicht Jemand durch unüberlegte oder harte Reden verletzen, sollten Sie aber doch Anstoß geben, während Sie im Geist der Liebe und Demuth die Wahrheit reden, so thun Sie dann nur, was die Pflicht gebeut.

Anna (seufzend). Ich weiß wenig von solchem Wandel. Sie haben mich fühlen lassen, wie arm, blind und elend ich bin.

Roß. Erinnern Sie sich, wie unser gnadenreicher Herr und Meister seine Anrede an Diejenigen schließt, die er anklagte, arm, blind und elend zu sein, während sie sich selbst reich dünkten?

Anna. O ja.

Roß. Welchen Trost können also die aus seinen Worten schöpfen, welche fühlen, daß sie so sind? „die, welche ich liebe, strafe und züchtige ich. Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehn, und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir."

(Anna's Augen füllen sich mit Thränen: sie wendet sich ab.)

Eduard. In wie mannigfachen Zügen wird uns doch der Herr in der Schrift dargestellt!

Gertrud. Ja, und wie nothwendig, finden wir, sind uns diese verschiedenen Züge bei den verschiedenen Zuständen unsers Gemüths.

Roß. Und wir werden unser Leben lang fortfahren, sie so zu fin-

den. Es ist keine Lage, kein Zustand des Gemüths oder des Gefühls, worin wir sein können, daß wir ihn in der Schrift nicht grade als Denjenigen dargestellt fänden, welcher in jenen Verhältnissen geeignet ist, unser theilnehmendster, mächtigster und liebevollster Freund zu sein! O! Er ist wahrlich der Freund von uns Sündern, von dem Augenblicke, wo wir zuerst in Unwissenheit, Finsterniß und Furcht uns zu ihm wenden, bis zu der Stunde, wo er uns fähig macht, ohne Furcht, ja oft mit Freude und Entzücken den Tod zu sehen und in die Ewigkeit einzugehen.

Anna. In die Ewigkeit eingehen! welch ein furchtbarer Gedanke!

Mrß. Aberley. Furchtbar, in der That!

Roß (mit Gefühl). Nicht, wenn unsere Liebe auf Ihn gerichtet ist, von dem wir fern sein müssen, bis wir in die Ewigkeit eingehn.

Anna. Aber, wenn wir uns irrten — wenn wir glaubten, ihn zu lieben, und es doch nicht thun? O! ich sehne mich manchmal, der Schleier möge gelüftet werden — meine Ungewißheit möge ein Ende haben — Doch ich zittere bei dem Gedanken.

Roß. Zitterten Sie vor dem Gedanken an Tod und Ewigkeit, Miß Aberley, auch schon, bevor die Aenderung, von der Sie sprachen, in Ihrem Herzen stattfand?

Anna. Nein. Ich hielt den Gedanken an den Tod für finster und schauerlich, aber zweifelte nicht, daß ich, wenn ich stürbe, ein Engel im Himmel werden würde — und das meinen alle meine frühern Freundinnen von sich, und aus keinen bessern Gründen, als ich.

Roß. Aber jetzt, da Ihnen Gott die Augen geöffnet hat, zu sehen, daß Sie von Natur unfähig sind, in den Himmel zu kommen, und da er Ihnen die Zuflucht gezeigt, die er den Sündern eröffnet hat, wollen Sie da nicht zuversichtlich vertraun, daß er sein Werk nicht unvollendet lassen wird?

Eduard. Ich sehe einen Wagen auf das Haus zu fahren. Es muß Karl sein; ich will gehen, ihn zu empfangen und hierher zu bringen.

Mrß. Aberley. Laßt uns Alle gehn, ihn zu begrüßen. Sie werden mir erlauben, Herr Roß, Ihnen meinen Neffen vorzustellen. Ich denke, er wird Ihnen gefallen.

Roß. Es wird mich freuen, Herrn Ashton kennen zu lernen, ich muß jedoch dies Vergnügen bis morgen verschieben.

Anna. Mein Bruder versprach uns das Vergnügen Ihrer Gesellschaft für den ganzen Abend.

Roß. Ich muß Sie bitten, mich zu entschuldigen — meine eigne kleine Heerde versammelt sich, und diese Stunde betrachte ich als die ihrige. Wenn ich sie ihr schmälerte, so würden wir kein Gelingen in himmlischen Dingen haben.

Mrß. Aberley. Wir dürfen freilich auf keine Weise Ihrer eignen Familie Abbruch thun, Herr Roß. Ich hoffe, wir werden Sie morgen bei Zeiten sehn.

Roß. Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, muß aber jetzt gute Nacht sagen; und möge der himmlische Hüter, „der nicht schlummert" mit uns Allen sein, bis wir uns wiedersehn. Miß Gertrud, darf ich bitten, Ihrem Bruder eine Bestellung von mir zu machen. (spricht leise mit ihr und geht dann in's Gebüsch.)

Mrß. Aberley. Ein Geheimniß, Gertrud?

Gertrud (lächelnd). Es ist nur für meines Bruders Ohr allein.

Anna. Welch ein himmlischgesinnter Mann! O, wie sehn' ich mich nach dem Sabbath, ihn von himmlischen Dingen sprechen zu hören!

Mrß. Aberley. Er gefällt wirklich sehr, und hat etwas Heiliges in seinem Wesen. Aber nun laßt uns zu eurem Bruder und Karl gehn. Da kommt Eduard allein.

Eduard tritt auf.

Gertrud. Wo ist Karl? Was ist vorgefallen? Du siehst verwirrt aus: (ängstlich) hat sich ein Unglück ereignet?

Eduard. Nein. Aber, wer meint Ihr, ist mit Karl gekommen?

Mrß. Aberley. Wer?

Eduard. Herr Lornton.

Mrß. Aberley, Gertrud und Anna. Herr Lornton!

Eduard. Ja wohl, er selbst.

Anna. Das ist fatal! Was auf der Welt hat denn den hierher gebracht?

Eduard. Ich kann's nicht sagen; aber Karl und er trafen sich auf der letzten Station, und da für beide Wagen keine Pferde zu haben waren, so kamen sie zusammen.

Mrß. Aberley. Ich wünschte freilich, er wäre grade jetzt nicht gekommen — nun aber, meine lieben Kinder, erinnert euch, daß ihr die Reinheit und Kraft eurer Religion zu bewähren habt. Ihr wißt, Herr Lornton hat immer wenigstens beabsichtigt, gütig gegen euch

Alle zu sein; und ich bitte euch, thut, was ihr könnt, ihm seinen Aufenthalt hier angenehm zu machen. Ein gewisser Begriff von Pflicht hat ihn bewogen, diese lange, beschwerliche Reise zu unternehmen. Auf dich, Gertrud, kann ich mich verlassen; du hast deinen Vormund immer lieb gehabt.

Gertrud. Ich hab' ihn wirklich lieb, und glaube, er verbirgt viel Gefühl hinter seinem steifen, kalten Wesen.

Eduard. Du liebst ihn, Gertrud, weil du ihm nie mißfallen hast und die Strenge und Verachtung nicht kennst, womit er Fehler rügt.

Gertrud. Ich habe mir noch jüngst sein Mißfallen zugezogen, Eduard, und er hat mir unter vier Augen viele harte Dinge gesagt; aber er hörte Alles geduldig an, was ich zu meiner Vertheidigung sagte; er zeigte sich mehr unruhig als zornig, und schien geneigt, auf die Gründe einzugehn, welche mich veranlaßten, zu thun, was ihm eigensinnig und abgeschmackt vorkam.

Anna. Er hat immer Vorliebe für dich gehabt, aber, o, diese Unterredungen unter vier Augen! Wie oft hab' ich gewünscht, er möchte seine Verweise öffentlich geben. Wie schrecklich er aussieht, wenn er sagt: „Miß Anna, ich wünschte, Sie auf einige Minuten allein zu sprechen."

Eduard. Ich kann nicht sagen, daß ich ihn liebe; aber ich achte ihn. Aber jetzt müssen wir wirklich zu ihm gehn.

Gertrud. Ich habe eine Bestellung von Herrn Roß an dich, Eduard.

Eduard. Und was?

Gertrud. Er hofft, du werdest fortfahren, als christlicher Hausvater zu handeln, wenn gleich die Zahl der Hausgenossen gewachsen sei.

Eduard. Und Herr Lornton hier! (verlegen.) Mein Freund wußte nicht, daß der gekommen ist.

Gertrud. Er sagte, wenn du dich zurückzögest, nachdem du einmal angefangen, so würde dies eine üble Wirkung auf deine Diener und Gutsleute haben — außerdem, (leise) wolltest du wohl den Anschein haben, als schämest du dich deines Herrn und Meisters?

Eduard (mit Wärme). Nein, und wäre die ganze Welt hier.

Vormittag.

(Ein Zimmer im Schloß Arnavoir, dessen Fenster auf den freien Platz gehn.)

Herr Lornton, Gertrud.

(Man sieht einen großen Haufen Volks aus den Fenstern. Herr Roß und Eduard erscheinen und reden es an. Lornton geht im Zimmer auf und ab; Gertrud wahrt seine Blicke und wirft zuweilen einen verstohlenen Blick durch's Fenster.)

Lornton. Ich kann nicht glauben, liebes Kind, daß Sie wirklich gern hier bei mir bleiben, während da unten so viel Predigens über alte Bibeln und Sechser-Tractätchen ist.

Gertrud. Wären Sie bei uns, Herr Lornton, so wär' ich lieber unten.

Lornton. Ich bei Ihnen! Können Sie glauben, daß ich solch verkehrtes, thörichtes Wesen billigen würde? Ich dachte immer, Ihr Bruder hätte bei allen seinen Fehlern doch ein gut Theil gesunden Menschenverstand; aber jetzt fang' ich an, es zu bezweifeln. Kann er wirklich solch ein Thor sein, zu glauben, daß die schlauen, nachdenklichen Schotten sich durch ihn und seinen Pfarrer so an der Nase führen lassen werden, daß sie abgeschmackte Predigten für eben so viel werth halten als eine gute Mahlzeit, oder daß die heiligthuenden Blicke eines jungen Gutsherrn eben so gut ihr künftiges Wohl verbürgen, als wenn er sich ihnen wie ein Edelmann mit offenem Herzen und offener Hand zeigte?

Gertrud. Ich hoffe, das Volk wird meinen Bruder lieben so wie er ist, und Sie verzeihen mir, wenn ich sage, daß Sie selbst gestern Abend nicht unzufrieden mit ihm schienen, als er seine Dienerschaft versammlete und mit ihr las und betete. Sie blieben freilich nicht bei uns, behandelten Eduard aber nachher so gütig und wünschten ihm so väterlich gute Nacht, daß er ganz gerührt war.

(Lornton antwortet nicht, sondern wendet sein Gesicht weg, geht wieder eine Weile durch das Zimmer, dann bleibt er stehen und heftet seine Augen fest auf ein Portrait, welches an einem Ende des Zimmers hängt — macht wieder einige Schritte, bleibt stehen und sieht Gertrud freundlich an.

Lornton. Sie kennen dies Bild, Gertrud?

Gertrud. Ja, es ist mein Vater. Ich habe ihn diesen Morgen lange betrachtet. Ich meine, ich hätte nie ein edleres und einnehmenderes Gesicht gesehen.

Lornton. Es gab nie ein edleres und liebenswürdigeres mensch-

liches Wesen, als der war, von dem dieses Gemälde ein ganz vollkommnes Abbild ist.

Gertrud. Eduard, sagt mir, daß das Volk hier sich seiner noch mit ganz enthusiastischer Liebe erinnert.

Lornton. Alle, welche Gelegenheit hatten, ihn wirklich kennen zu lernen, liebten ihn mit einer Liebe, welche kein anderer Mensch, so weit meine Erfahrung geht, je im Stande war, einzuflößen.

(Er wendet sich ab und geht wieder durch das Zimmer. Gertrud steht auf, legt ihren Arm in den seinigen und geht mit ihm.)

Lornton. Haben Sie noch irgend eine Erinnerung von Ihrem Vater, meine Liebe?

Gertrud. Ich erinnere mich seiner noch sehr gut. Er steht in diesem Augenblicke vor mir, wie ich ihn an dem Morgen sah, wo er zum letzten Male die Heimath verließ, um sich zur Armee zu begeben. Ich erinnere mich, daß ich aufwachte und ihn sah, wie er mich ernst und wehmüthig anblickte und sich über mein kleines Bett bog. Ich sprang auf und schlang meine Arme um seinen Hals, und er hielt mich eine Weile fest an seiner Brust — dann legte er mich ein wenig von sich — sah mich an — drückte mich wieder an seine Brust, und küßte mich viele, viele Male; darauf legte er mich sanft nieder und seine Augen gen Himmel erhebend und seine Hände faltend, sagte er: „Gott schütze meine Kinder.“.

Lornton (tief seufzend). Armer Aberley!

Gertrud. Gott, theurer Freund, hat sein Gebet erhört. Zuerst hat er uns einen gütigen und sorgsamen irdischen Vormund gegeben, und jetzt, hoffe ich, führt er uns Alle zu sich, unserm himmlischen Vater.

Lornton. Ich würde Sie Alle wie meine eignen Kinder haben lieben können, hätten Ihr Bruder und Ihre Schwester mich überall als ihren Vater betrachten wollen. Ich will Sie indeß nicht tadeln. Ich weiß, daß die Umstände mein Temperament sehr wenig zusagend für Leute gemacht haben, die noch in der Fülle der Jugend und Hoffnung stehen. Für Sie, meine Theure, fühle ich die Liebe eines Vaters.

Gertrud. Ich bin überzeugt, lieber Herr Lornton, Eduard und Anna werden künftig mehr Ihren Beifall haben, als sie bisher verdienten.

Lornton. Ihr Bruder gleicht seinem Vater auffallend an Ge-

stalt und Gesichtszügen; aber sein ungestümes, unlenksames Gemüth ist das Gegentheil von dem seines Vaters; und doch liegt so viel davon in dem Ausdruck seines Gesichts, daß er mir noch gestern Abend auf eine wunderbare Weise meinen Freund in's Gedächtniß zurückrief. Gestern Abend, als er seine Absicht aussprach, in seiner Familie Gott zu dienen, wer auch in seinem Hause sein möge, stand Ihr Vater lebendig vor mir. Der feste, männliche, edle, jedoch etwas verlegene, Ausdruck seiner Physiognomie war ganz wie bei seinem Vater, wie ich ihn oft gesehen, wenn sein reines und richtiges Gefühl ihn in manchen Stücken dem Beginnen seiner Freunde nicht beistimmen ließ; und wenn er, zwar ungern mit ihnen verschiedener Meinung, doch in seiner eignen edlen Weise seine Gründe sagte, und entweder seine Freunde von ihrem Vorhaben abmahnte oder sie verließ.

Gertrud (ihre Hand auf Lornton's Arm legend und ihn ernsthaft ansehend). Und können sie nun die Grundsätze für albern und thöricht halten, welche Eduard dahin brachten, seinem Vater so ähnlich zu werden? Muß es nicht dieselbe Hoheit und Lauterkeit der Gesinnung sein, die denselben Ausdruck des Gesichts hervorbringt?

Lornton. Vielleicht, meine Liebe; es kann aber aus sehr verschiedenen Quellen hervorgehn.

Gertrud. Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von Gott, der einzigen Quelle des Guten. Ich hoffe, mein theurer Vater — (sie stockt und hält inne.)

Lornton. Ihres Vaters Handlungsweise ging, wenn ich ihn recht kenne, aus keiner andern Quelle hervor, als aus seiner eigenen trefflichen und redlichen Natur. Doch ich verstehe Ihr Stocken, liebe Gertrud, und den traurigen Ausdruck Ihres Gesichts und bin vielleicht im Stande, Sie von der Befürchtung zu befreien, daß Ihres Vaters religiöse Ansichten nicht besser gewesen seien, als die Ihres Vormundes. Ich finde beim Wiederdurchlesen einiger seiner letzten Briefe an mich Aeußerungen, die Sie vielleicht zu der Hoffnung berechtigen können, daß seine Ansichten den Ihrigen glichen. Als ich selbst diese Aeußerungen zuerst las, bestätigten sie mir nur die traurige Wahrheit, daß die körperliche Schwäche, welche dem Tode vorangeht, die stärksten Gemüther ergreift und überwältigt; aber ich gestehe, Gertrud, die seltsame religiöse Wuth, welche Sie ergriffen hat, und mit der Sie Ihre ganze Familie angesteckt haben, giebt diesen Aeu-

ßerungen einen neuen Character. Bevor ich London verließ, um heute hier anwesend zu sein, wie ich es für meine Schuldigkeit hielt, sah ich alle Briefe Ihres Vaters an mich noch einmal wieder durch. In vielen derselben hatte er mir seine Wünsche rücksichtlich seiner Kinder, sowie der Behandlung seiner Besitzungen und seiner Pächter ausgesprochen, und ich war entschlossen, Alles, was in meiner Macht stände, zu thun, diese Wünsche zu erfüllen. Ich habe mehrere seiner letzten Briefe bei mir. Hier sind zwei, aus denen ich einige Stellen lesen will. Sie wissen, Ihr Vater blieb in Aegypten. Der erste dieser Briefe wurde den Tag nachher geschrieben, als er die Wunde empfangen, an der er starb. Er sagt: „Ich finde, daß meine Wunde „in einem kältern Klima nicht für gefährlich angesehen werden würde; „aber hier ist meine Genesung sehr ungewiß. Ich habe Ihnen meine „Wünsche in Bezug auf Anna und meine übrigen Kinder gesagt; und „nun, Lornton, vielleicht werden wir uns in dieser Welt nicht wieder „sehn, und was, mein Freund, wissen wir von einer andern? Ich, der „ich mich an der Gränze derselben befinde, fühle eine ungewöhnliche „und, ich bekenne es Ihnen, eine entsetzliche Angst davor. Theuerster „Freund! verschieben Sie es nicht auf Ihre letzten Stunden, sich über „diese wichtige Angelegenheit zu belehren. Dann giebt es außerdem „Dinge genug zu bedenken. Ich bitte Sie, über das, was ich ge„schrieben habe, nachzudenken, und, Lornton, lassen Sie meine Kin„der religiös erziehen.“

Gertrud (deren Augen sich mit Thränen füllen). O mein theuerster Vater! Ich hoffe, er fand noch Licht und Frieden.

Lornton. In seinem letzten Briefe sagt er, nach einigen vorsorglichen Anordnungen rücksichtlich Ihrer Mutter: „— Und nun, theuer„ster Freund, leben Sie wohl. Das Schreiben fällt mir schwer. Ge„denken Sie dessen, was ich in meinem letzten Briefe sagte. Suchen „Sie Gott kennen zu lernen. Sie kennen ihn noch nicht, Lornton. „Suchen Sie den Weg des Heils durch Christus. Ich habe diesen „Weg gefunden; es giebt keinen andern. Gott hat große Gnade an „mir gethan. Ein Soldat ist mein irdischer Lehrer gewesen.“ Hier bricht der Brief ab.

Gertrud (bricht in Thränen aus und wendet sich weg. Nach einer Pause). Wollen Sie mir erlauben, theurer Freund, diese letzten Worte noch einmal zu lesen? Und dies sind meines geliebten Vaters eigne Schriftzüge! Wie seine Hand gezittert hat! O süße, köstliche Worte!

(Küßt den Brief und liest dann). „Ich habe diesen Weg gefunden; es giebt „keinen andern. Gott hat große Gnade an mir gethan.“ O wie gnädig ist unser Gott! Meinen Vater, meine Mutter, uns Alle zur Erkenntniß seiner zu bringen! Lieber Herr Lornton, (sich mit Ernst an Lornton wendend) Sie sollen nicht von uns getrennt werden. Warum haben Sie meines Vaters letzte Bitten vernachlässigt? Sie werden ihn nie wieder sehen; wenn nicht auch Sie wissen, daß Gott Ihnen gnädig gewesen ist; wenn Sie nicht den einzigen Weg des Heils finden, den mein Vater gefunden hat.

Lornton (streng). Was können wir von der Gnade Gottes wissen?

Gertrud (zurückschaudernd und mit Erstaunen). — Wie?

Lornton (bitter). Zweimal in meinem Leben habe ich mich dem in die Arme geworfen, was mir gelehrt war, die Gnade Gottes zu nennen, und beidemal hätte ich eben so gut in den Wind beten können. Glauben Sie nicht, liebes Kind, daß alle die, welche Sie die Formen der Religion verschmähen sehn, aus völliger Gleichgültigkeit gegen die Sache so handeln. Die meisten Menschen haben ihre religiöse Periode — ihre religiöse Geschichte gehabt — manche dunkel genug.

Gertrud (freundlich aber fest). Sie haben, theurer Freund, die göttliche Vorsehung in Betreff Ihrer mißverstanden.

Lornton. Zweimal, Gertrud, beruhte mein ganzes Glück auf dem Leben zweier geliebten Personen. Die erste ward krank. Ich betete von ganzer Seele zu dem Wesen, welches ich für gnädig und für den alleinigen Herrscher über Leben nnd Tod hielt. Ich betete, daß der Abgott meiner Liebe mir erhalten werden möchte, und mein Gebet wurde nicht erhört. Grade damals hatte ich die Bekanntschaft Ihres Vaters gemacht, und nun wurde er der Mittelpunkt, in welchem mein ganzes getäuschtes Liebesglück zusammenfloß. Er wurde in's Ausland kommandirt. Ich kannte seinen braven und ritterlichen Sinn, und sah voraus, daß er überall da sein würde, wo die Gefahr wäre. Abermals betete ich und wandte mich an das Erbarmen des Höchsten. Ich hörte, daß mein theuerster Freund verwundet sei. Noch immer hoffte ich auf die Gnade des Himmels; aber ich vernahm seinen Tod. Warum sollte ich beten, warum glauben, daß Gott diejenige Eigenschaft habe, welche wir Gnade nennen? Unsere kleinen, fernliegenden Leiden können in dem Laufe der Dinge an den unermeßlichen Einrichtungen der Gottheit nichts ändern.

Gertrud (sanft aber mit Wärme). Und traten Sie, mein theurer Freund, vor das Angesicht Gottes und sprachen: „O Gott, du hast uns gelehrt, daß dir allein der erste Platz in unserm Herzen gebührt. Du hast dich herabgelassen, zu jedem von uns zu sagen: „Gieb mir dein Herz.“ Du hast dich sogar für einen eifrigen Gott erklärt, der keine Nebenbuhler, keine Abgötter dulden will; aber ich habe hier ein theures, geliebtes Wesen; das mein ganzes Herz besitzt. Du allein bist Gebieter über Leben und Tod. Ich bitte dich, richte meine Seele zu Grunde, indem du mir diesen deinen Nebenbuhler erhältst, der deine Stelle in meiner Liebe eingenommen hat, und mein Herz von Dir, seinem einzigen Gute, trennt?“ Und als Gott aus Liebe dies Gebet nicht erhörte und den Gegenstand hinwegnahm, der zwischen Ihn und Ihre Seele trat, da stellten Sie, statt daß Sie zu Ihm hätten zurückkehren sollen, der Sie aus Erbarmen schlug, auf daß er Sie heile, sogleich einen andern Abgott auf, um ihn an seiner Statt, mit inbrünstigem Herzen zu verehren, und beleidigten ihn abermals durch das Gebet, Ihnen seinen Nebenbuhler zu erhalten, und sind aufgebracht, weil er Sie aus Liebe abermals nicht erhörte, und Ihr Herz öde und leer ließ, damit Er selbst es erfülle? Sagen Sie nicht, lieber Herr Lornton, es sei da keine Barmherzigkeit, wo nichts als Barmherzigkeit ist?

Lornton. Sie haben eine seltsame Beweisführung, mein Kind. Nach Ihrer Ansicht liebt Gott Sie nicht, indem er Ihnen so viele geliebte Personen giebt, und würde Seine Güte mehr zeigen, wenn er Mutter, Bruder und Schwester von Ihnen nähme.

Gertrud. Wenn ich sie mehr liebte als ihn, aber ich hoffe, er hat den ersten Platz in meiner Liebe; und mein beständiges Gebet zu ihm ist, keine Nebenbuhler in meinem Herzen zu leiden.

Lornton. Nun, meine Liebe, mögen Sie immer voraussetzen, daß Ihre Gebete erhört werden.

Gertrud. Voraussetzen! O lieber Herr Lornton, wie entehrend für den allmächtigen, allwissenden Gott ist Ihr kaltes, liebloses Zugeben seiner allbewachenden Vorsehung, während Sie, nicht aus Unglauben an die Offenbarung, sondern weil Ihnen ein Gebet zu ihrem eignen Besten nicht erhört wurde, die geoffenbarte und köstliche Wahrheit von sich stoßen, daß Gottes Sorgfalt für uns Alle so weit gehe, daß selbst ein Haar auf unserm Haupte sich ohne ihn nicht entfärben kann! (Ein Freudengeschrei wird von dem freien Platze gehört.)

Gertrud. Nun, lassen Sie uns gehen, lieber Herr Lornton, und sehen, was so große Freude verursacht hat.

Lornton. Ja, meine Liebe, ich will Sie begleiten. Ich glaube, diese Töne der Freude sind am Ende wohl durch einige materielle Beweise der Güte von Seiten Ihres Bruders veranlaßt.

Gertrud. Bevor wir gehen, erlauben Sie mir die Frage, weiß Mutter von den Briefen meines Vaters, die Sie mir eben zeigten?

Lornton. Nein; ich zeigte sie Ihrer Tante Stanly, die bei Ihrer Mutter war, als diese die Nachricht von ihres Mannes Tode erhielt; aber die Tante fürchtete, sie möchten den fast schon überwältigenden Kummer Ihrer Mutter noch durch den bittern Gedanken vermehren, daß sich Ihr Vater in der Nähe des Todes unglücklich gefühlt habe.

Gertrud. Aber der Vater wollte ja der Mutter selbst in derselben Weise schreiben.

Lornton. Durch einen unglücklichen Zufall hat Ihre Mutter die letzten Briefe Ihres Vaters niemals erhalten. Der Soldat, der ihn während seiner letzten Krankheit pflegte, und dem er auftrug, Ihrer Mutter Mehreres zu überbringen, sagte, diese Briefe seien mit einem für vollkommen sicher gehaltenen Transporte abgegangen, aber sie sind nie zu ihr gelangt.

Gertrud. Was ist aus dem Soldaten geworden, der meinen Vater pflegte?

Lornton. Ich glaube, er hält sich jetzt irgendwo in den schottischen Hochlanden auf.

Gertrud. Hat Mutter ihn gesehn?

Lornton. Nein, aber Ihre Tante Stanly; diese glaubte indeß, sein religiöses Geschwätz über Ihres Vaters Tod würde Ihrer Mutter zu viel werden. Letztere hat nie erfahren, daß es eine solche Person giebt.

Gertrud. Es wird der Soldat sein, den Vater seinen Lehrer nennt. Ich wünschte, ich könnte ihn sehen. That nicht Tante Stanly unrecht daran, Mutter zu verhindern, ihn zu sprechen.

Lornton. Ich glaub' es selbst; aber damals war ich unfähig, daran zu denken, was für Andere das Beste sei. Die Stanly that, wie es ihr gut dünkte.

Gertrud. Nun, lassen Sie uns gehen.

Freier Platz.

(Mistreß Aberley, Roß, Anna, Eduard und Ashton. Lornton und Gertrud, die sich auf seinen Arm lehnt, stehen ein wenig seitwärts. Ashton nähert sich ihnen einige Schritte, aber Gertrud winkt ihm, zurückzubleiben. Volk steht umher.)

Lornton. Eduard scheint im Begriff, eine Rede zu halten.

Eduard (näher zu dem Volke tretend). Meine Freunde, ich habe euch meine Absicht gesagt, jedes Jahr eine Zeitlang unter euch zu leben (wiederholtes Beifallrufen). Jetzt will ich euch die Zusicherung geben, daß ich in Betreff eurer kleinen Pachtungen genau so handeln werde, wie mein Vater. Ich will Keinen daraus entfernen, wenn ich ihm nicht anderweitigen Unterhalt verschaffen kann. (Freudengeschrei. Stimmen: »Gott segne Sie, Gott wird's Ihnen lohnen — edler Sohn unsers edlen Obersten.") Ich muß indessen bei diesem meinem Versprechen Eine Bedingung machen. Ich werde keine Sittenlosigkeit auf meinem Gute dulden, welche zu hindern in meiner Macht steht; und sollt' ich von irgend einem Betrug gegen die Regierung oder von irgend einem Versuche hören, die Sitten des Volks zu verderben, so soll der, welcher sich dergleichen zu Schulden kommen läßt, fort, und wären seine Väter Jahrhunderte auf dem Gute gewesen. Gute Aufführung wird lange Kontrakte bringen — schlechte Aufführung augenblickliche Entfernung. Ihr Alle besitzt jetzt die heilige Schrift. Leset sie und lehret ihren heiligen Inhalt euren Hausgenossen. In ihr werdet ihr nicht allein den Weg zur Seligkeit finden, sondern auch, rein und heilig zu sein in eurem Leben. Ich habe sie zur Richtschnur meines eigenen Lebens genommen, und da wir Alle nach ihr werden gerichtet werden, wenn wir uns vor Gottes Richterstuhl wiedersehen, so laßt uns jetzt ernstlich beginnen, in allen Stücken so zu handeln, wie sie vorschreibt. (Einige unter dem Volke stehen mit gesenktem Haupte und sehen ernst aus; Andere, meistens Frauen, rufen: »O möcht' es so sein! Gott segne sein gutes, reines junges Herz! Er ist zu gut für diese Welt!«)

Lornton (Eduard ernst ansehend). Lieber Junge! — In diesem Augenblick ist er ganz seines Vaters Ebenbild.

(Bewegung unter dem Volke; dann werden die Jüngern und die Kinder durch einen ehrwürdigen, ältlichen Mann aus der Menge hervorgeführt, und nahen sich Gertruden. Eduard giebt Roß seinen Arm und beide kommen auch heran.)

Eduard. Dies ist deine Schule, Gertrud. Erlauben Sie mir,

Herr Lornton (ihm Roß vorstellend) Ihnen meinen Freund, Herrn Roß, den Geistlichen des Kirchspiels, vorzustellen.

(Lornton erwiedert Roß's Verbeugung nachlässig und verächtlich. Der Schulmeister ordnet die Kinder in einen Halbkreis vor Gertruden. Mrß. Aberley, Anna und Ashton kommen näher.)

Schulmeister (zu Gertrud). Gnädiges Fräulein, die Kinder wünschen einstimmig, ihrem himmlischen Vater und ihrer irdischen Wohlthäterin in einem kurzen Liede zu danken, welches sie singen gelernt haben.

Lornton (verächtlich auf Roß blickend). Recht so, daß es Effect macht!

Roß (lebhaft). Was für einen Effect meinen Sie, Sir?

(Lornton wendet sich verächtlich weg und giebt keine Antwort. Gertrud geht an die andere Seite Lornton's, so daß sie zwischen ihn und Roß zu stehen kommt, und sagt dann zu letzterm:)

Wollen Sie in meinem Namen sagen, daß es uns viel Vergnügen machen wird, die Kinder ihr Lied singen zu hören?

Roß. Liebe Kinder, die Damen werden sich freuen, euer Lied zu hören.

Die Kinder singen:

Verlorne Schafe irrten wir
Von unsers Hirten Stall so weit,
Abtrünn'ge Herzen lagen wir
Mit Tugend und Gesetz im Streit.

Doch seine Lieb', obgleich verschmäht
Von uns, sucht uns Verirrte auf;
Ein schon verlor'nes Kind, umweht
Von seinem Geist, nimmt jetzt uns auf.

O! Preis dem Herren, dessen Haus
Uns Obdach beut; und jede Art
Des Segens ströme auf sie aus,
Die uns des Heiles Botin ward.

(Lornton, als die hellen Stimmen der Kinder zugleich das Lied beginnen, wird sehr gerührt, sucht aber sein Gefühl zu unterdrücken und zu verbergen. Die Frauen sind zu Thränen gerührt und gehen, als die Kinder aufhören zu singen, zu ihnen, um ihnen etwas Freundliches zu sagen und sie zu loben, während der Schulmeister einzelne auswählt, um vor Gertruden zu lesen.)

Lornton (zu Eduard). Sie sind vermuthlich Willens, dies theatralische Seminar fortzusetzen?

Eduard. Gewiß, lieber Herr Lornton, aber was Ihnen theatralisch erscheint, ist sicherlich der Ausdruck des wahren herzlichen Gefühls.

Lornton (höhnisch). Ein extemporirter poetischer Erguß?

Roß. Das Lied, wie es da ist, wurde vom Schulmeister verfertigt. Es ist ohne Zweifel Herz, wenn auch nicht Poesie darin, und die Kinder scheinen dies auch zu fühlen.

Lornton. Junge Herzen sind leicht gewonnen, und wenn gewonnen, leicht regiert und nach jeder Absicht geleitet. Mir sind alle diese künstlichen Vorrichtungen, junge Herzen zu fangen, verhaßt.

Roß. Ich hoffe, Sie werden in Wahrheit für die Liebe und den Dienst Ihres Gottes gefangen werden.

Lornton (verächtlich). Und die behagliche Herrschaft seines gütigen und demüthigen Dieners sichern.

Roß (sanft, aber mit Gefühl). Seine Diener sollen Einen Schutz gegen Schmähungen haben — das Bewußtsein, Hohn und Verachtung leiden zu müssen, da ihnen jedes Mittel benommen ist, sie zurückzuweisen.

Lornton (sieht Roß groß an, der ihn milde aber mit Würde anblickt). Sir, ich bitte Sie um Verzeihung. Ich habe Sie ohne Veranlassung beleidigt.

Roß (freundlich). Ich kann mich in jede Entschuldigung von Vorurtheilen gegen Geistliche hineindenken — einige unseres Standes haben nur zu viel Veranlassung dazu gegeben. Doch (lächelnd) die Kirche, der ich angehöre, führt weislich solche Personen nicht in Versuchung, in ihren Dienst zu treten, die, auf einem weitern Felde, die verhaßtesten aller menschlichen Geschöpfe werden würden — irdischgesinnte, ehrgeizige, heuchlerische, herrschsüchtige Priester.

Lornton. Steht es in meiner Macht, Sir, irgend etwas zum Besten Ihrer Schule zu thun? Unter die Armen Ihres Kirchspiels muß ich Sie bitten, in meinem Namen eine Kleinigkeit zu vertheilen.

Roß. Wenn Sie überzeugt sind, Sir, daß unsere Schule dem Volke wirklich Nutzen bringt, so kann noch viel geschehen, sie zu verbessern. Was unsere Armen anlangt, so muß ich sie bitten, dieselben nicht als Bettler zu behandeln. Sie haben noch jenen ächt christlichen Sinn, der sich scheut, Almosen anzunehmen, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er verletzt oder geschwächt würde. Wir können in der Gemeinde und insgeheim für diejenigen sorgen, die wirklich nicht im Stande sind, sich zu ernähren.

Lornton. Wirklich! das scheint ein vortreffliches Verfahren (geht vorwärts und klopft einem schönen Knaben auf den Kopf, der, mit der Mütze in

der Hand, Gertruden eben einen Psalm vorgelesen hat). Recht so, mein kleiner, netter Bursche. (Zum Schulmeister). Ist Ihre Schule so gut im Stande, als Sie es wünschen?

Schulmeister. Wir sind in allen Stücken vortrefflich versorgt worden. Das edle Fräulein verschaffte uns ein herrliches Schulhaus und Elementarbücher. Herr Aberley hat eine Menge Bibeln geschenkt und Hülfsmittel zum Unterricht im Schreiben und Rechnen. Ich schäme mich fast, noch von Bedürfnissen zu reden; jedoch als ich in Edinburg eine Schule hatte, so war da noch etwas, das Kindern sowohl als Eltern sehr nützlich wurde.

Lornton. Und was war das?

Schulmeister. Eine Schulbibliothek.

Lornton. Eine Schulbibliothek! (den Kopf schüttelnd) Freund, diese Bibliotheken machen Ihre Schotten zu mißvergnügten, ränkevollen Politikern.

Schulmeister. O, Sir! bedenken Sie, was Sie sagen. Kann das Lesen von Büchern, welche uns den Gesetzen Gottes gehorchen lehren, (und nur solche würden hier aufgenommen werden) uns bewegen, diese Gesetze zu brechen? denn ist nicht Zufriedenheit mit unserer Lage und Gehorsam gegen unsere Obrigkeit Gesetz Gottes?

Lornton (zieht seine Brieftasche hervor und giebt dem Schulmeister eine Banknote). Ich hoffe, Sie werden keine schädliche Bücher anschaffen, Herr Schulmeister; ich bitte deßhalb zu dem Betrage dieser Note für Ihre Bibliothrk zu kaufen.

Schulmeister (zaudernd). Sollten Sie nicht ganz überzeugt sein, Sir, daß die Bibliothek eine gute Sache ist, so möchte ich nicht —

Lornton (ihn ungeduldig unterbrechend). Ei was! nehmen Sie das Geld und thun Sie damit, was Sie wollen.

Schulmeister (zurücktretend). Nein, wahrhaftig nicht, Sir!

Lornton. Nun, dies ist das seltsamste Land und das seltsamste Volk auf der ganzen Erde. Das Land wild und unfruchtbar, und doch für seine Kinder anziehender, als alle andern Gegenden der schönen Erde, zu denen sie oft wandern müssen, um zu suchen, was seine Unfruchtbarkeit ihnen versagt; seine Bewohner sprichwörtlich arm, und doch vor der Annahme von Geld zurückfahrend wie vor einer Erniedrigung.

Roß (lächelnd). Ja, Sir, und diese Liebe zu ihrem Lande, und dieser tiefe Sinn für Unabhängigkeit ist es, was wir in dem heranwachsenden Geschlechte zu nähren wünschen.

Lornton. Ich dachte, die christliche Religion wollte das Herz öffnen und erweitern, und ihre Bekenner zu allgemeiner Menschenliebe führen.

Roß. Gewiß thut sie das, und die Schotten beweisen dies nicht minder als irgend ein anderes Volk; aber die Erinnerung an die Heimath und die ersten heiligen Eindrücke, die sie da empfangen, fesseln ihre Herzen mit einer Gewalt an dieselbe, die durch alle Gottlosigkeit, Hartherzigkeit und Irreligiosität, welche sie in der Fremde erleben, nur noch vermehrt wird; und wo sie auch wandern, es bleibt immer die Heimath ihrer Herzen und ihrer Seelen.

(Das Volk ruft »Allan Cameron, Allan Cameron!« und ein alter Soldat nähert sich, während es Platz macht, ihn durchzulassen.)

Gertrud (beiseit zu Lornton). Wer ist Allan Cameron?

Lornton (mit Bewegung auf Allan blickend). Der Soldat, welcher Ihren Vater in seiner letzten Krankheit pflegte.

(Allan, eine alte Bibel in der Hand, nähert sich Eduard.)

Allan. Ihr braucht mir nicht zu sagen, welches der junge Gutsherr ist; ich würde ihn unter Tausenden erkannt haben. Betrachtet Eduard genau, dann wendet er sich ab und wischt sich Thränen vom Auge.)

(Gertrud flüstert Eduard etwas zu, der sich Allan nähert.)

Eduard. Du bist der Soldat, welcher meinen Vater in seiner letzten Krankheit pflegte?

Allan. Ja, gnädiger Herr. Gott, Ihres Vaters Gott, segne Sie. Sie sind sein vollkommnes Ebenbild. Ich danke Gott, daß er mich diesen Tag hat erleben lassen.

(Mistreß Aberley nähert sich, sehr blaß und matt aussehend.)

Gertrud. Liebe Mutter, lassen Sie uns in's Haus gehen. Allan soll mit uns kommen.

Mrß. Aberley. Nein, nein, meine Liebe; ich kann recht gut hier bleiben.

Allan (Mrß. Aberley traurig ansehend). Sein letztes Gebet war für Sie, gnädige Frau. (Wendet sich zum Volke und winkt ihm zurückzutreten, was es auch sogleich auf eine kurze Entfernung thut) Ich habe den Tag erlebt, da Gott dies Gebet erhört hat. O! er ist in Wahrheit ein Erhörer des Gebets.

Mrß. Aberley (matt). Wie, meint Ihr, daß sein letztes Gebet erhört sei, mein Freund?

Allan. Sein letztes Gebet, gnädige Frau, war, daß Gott in Christo sich Ihnen so offenbaren wolle, daß Ihnen dadurch aller irdische Verlust tausendfach ersetzt werde. Er betete oft um Stärkung und Trost für Sie; aber gegen das Ende lag der Gedanke an Ihr

ewiges Heil schwer auf seiner Seele. Aber eh' er schied, war er im Stande, Sie mit Zuversicht dem Erbarmen und der Liebe seines versöhnten Vaters im Himmel zu empfehlen. Und habe ich heute nicht Dinge gesehn und gehört, welche beweisen, daß sein Gebet erhört ist?

Mrß. Aberley (sehr gerührt). Ich kann nicht hier bleiben. Laßt Allan nachher zu mir kommen. Folge mir Keiner. Ich wünsche allein zu sein. (Ab.)

Allan (blickt ihr besorgt nach und wendet sich dann an Eduard). Gnädiger Herr, diese Augen sind gesegnet, da sie Sie heute das Wort des Lebens unter Ihre Leute austheilen sahen. Ich habe Sie erklären hören, daß es Ihnen den Weg des Heils, des Friedens und der Seligkeit gelehrt habe. Die Bibel, welche ich Ihnen hier überreiche, ist dieselbe, aus der mein edler Oberst, Euer Gnaden Vater, die Kenntniß Gottes und des Heilsweges schöpfte. Ich denke, sie wird Ihnen aus diesem Grunde werth sein. Ich habe sie bewahrt mit Gebet und Sehnsucht nach dem Tage, an welchem ich sie Ihnen mit dieser Hoffnung überreichen könnte.

Eduard. Ein köstliches Geschenk, in der That, Allan. (Gertrud, Lornton &c. versammeln sich um Eduard, der die Bibel öffnet.) Sie ist voll von Bemerkungen mit Bleistift; sind die von meinem Vater?

Allan. Ja, gnädiger Herr.

Gertrud. Wie lange überlebte mein Vater seine Wunde?

Allan. Drei Wochen, gnädiges Fräulein.

Gertrud. Habt Ihr ihn die ganze Zeit gepflegt?

Allan. Ja, gnädiges Fräulein, und ich kann nicht aufhören, Gott dafür zu danken. Oberst Aberley's Bedienter war damals im Lazareth, und ich wurde auf seinen eignen Wunsch zu seiner beständigen Bedienung kommandirt. Jeder Soldat im Regimente würde es als eine Ehre betrachtet haben, ihm aufzuwarten. So jung er auch für seinen Rang war, so war er doch stets wie ein Vater gegen die Soldaten. Wir alle hatten Ursache ihn zu lieben, und kurz vor der Schlacht hatte er mir noch besondern Grund zur Dankbarkeit gegen ihn gegeben.

Lornton. Wie das, mein Freund?

Allan. Sehen Sie, da mich der Dienst oft dahin geführt hatte, wo mich der Tod von allen Seiten umringte, so fing ich endlich an, darüber nachzudenken, was denn wohl auf den Tod folge. Dies veranlaßte mich, meine Bibel zu lesen. Sie war manche Meile mit

mir marschirt, obgleich sie selten geöffnet ward. Ich hatte sie lange zuvor, noch als Bursch, von meiner guten Mutter bekommen, und mich gewissermaßen nie von ihr getrennt. Ich fand bald darin, daß ich auf dem breiten Wege war, der zur Hölle führt. Ich las weiter, bis ich den Heiland fand, dessen Erkenntniß Frieden in mein Gewissen und Freude und Lauterkeit in meine Seele brachte. Als ich den Heiland gefunden und die wunderbare Veränderung fühlte, die seine Erkenntniß auf Herz und Leben hervorbringt, versuchte ich, meine Kameraden zu überreden, ebenfalls die Erkenntniß seiner zu suchen. Einige von ihnen hörten mich, suchten und fanden ihn. Wir hatten keinen andern Prediger oder Lehrer, als unsere theuere Bibel. In ihr fanden wir aber die Verheißung des heiligen Geistes, daß er die, welche ihn suchten, in alle Wahrheit leiten werde; wir fanden ferner die Verheißung, daß, „wo zwei oder drei versammlet seien in Christi Namen, er mitten unter ihnen sein, sie segnen und ihnen Gutes thun wolle.“ Wir kamen also zusammen, die Schrift zu lesen, und zu beten. Wir wurden abgeschmackte Burschen genannt, und es wurde prophezeit, daß wir uns in den Tagen der Gefahr feige zeigen würden. Zuletzt schickte mich der Kapitain meiner Kompagnie in Arrest, als den Urheber von Konventikeln, welche, wie er sagte, die Mannschaft entmuthigten. Ich ließ indeß auch nachher nicht davon ab, da ich wußte, daß mein Offizier seine Befugniß überschritt. Dieser meldete nun mein Benehmen dem Obersten, und ich wurde vorgefordert. Ich hörte, daß mich Kapitain Woodford verklagt hatte, ich sei ungehorsam gegen seine Befehle, und hätte eine Neigung, die Mannschaft zu mißleiten und zu entmuthigen. Der Oberst hörte aufmerksam auf meine Vertheidigung; dann fragte er mich in seiner eignen milden und freundlichen Weise, ob ich glaubte, daß es recht sei, meines Offiziers Befehlen nicht zu gehorchen? Ich erwiederte, wir gehorchten Gott, und die Stunden, in denen wir zu diesem Ende zusammenkämen, wären der andern Mannschaft und uns, wenn wir wollten, zum Vergnügen bewilligt. Oberst Aberley sah Kapitain Woodford an, als ich dies sagte, wandte sich dann zu mir und sprach lächelnd: „Aber, Cameron, du schwächst den Muth deiner Kameraden; du wirst uns Schande machen, wenn der Tag der Gefahr kömmt.“ „Nein, Herr Oberst,“ sagte ich, „Gott behüte! Von seinen Dienern kann man am wenigsten annehmen, daß sie an jenem Tage fürchten, vor sein Angesicht gerufen zu werden.“ „Das sollte ich freilich auch mei-

nen," sagte Oberst Aberley ganz ernsthaft; dann fügte er hinzu: "Kapitain Woodford, lassen Sie uns in dieser Sache für uns selbst entscheiden, und einen Soldaten nicht eines Vergehens wegen verurtheilen, von dessen Beschaffenheit wir Beide, wie ich glaube, vielleicht zu wenig verstehen. Cameron, wirst du mit deinen Freunden diesen Abend wieder zusammenkommen?" Ich erwiederte, wir hofften es. "Nun dann," sagte er, "wir werden kommen und auch zuhören. Ich bin überzeugt, ihr werdet die Weise eurer Gebete nicht ändern." Ich versicherte ihn, daß wir das nicht thun würden. Es war ein schöner Mondscheinabend, viel glänzender, als je hier zu Lande. Unser Lager stand auf einer weiten Ebene. Neben meinem Zelte standen ein Paar Bäume, unter denen sich meine Kameraden und ich versammelten. Während des Lesens hatten wir eine Laterne, dann machten wir das Licht aus und standen mit entblößtem Haupte unter dem glänzenden Himmel, während immer Einer von uns das Gebet sprach. Ich hatte grade angefangen, als wir Tritte sich nähern hörten. Es war unser braver Oberst und Kapitain Woodford. Sie traten zu uns. Meine ganze Seele erhob sich im Gebet für Oberst Aberley, daß er zur Erkenntniß und zum Glauben an Christus gebracht werden möge; jedoch durfte ich nicht so beten, daß er hätte glauben können, ich dächte an ihn; aber ich betete für die, welche uns die Liebsten seien, und obgleich Weib und Kinder meinem Herzen nahe waren, so war doch er ihm diesen Abend der Nächste von Allen. Bald bemerkte ich, daß er seinen Hut abnahm und auch unbedeckt dastand. Kapitain Woodford schien ungeduldig; aber Oberst Aberley blieb unbeweglich, seine Augen zur Erde gerichtet und sein Haupt entblößt, bis ich geendigt hatte. Dann sagte er: "Meine Freunde, ihr sollt nicht gehindert werden, euch so oft ihr wollt zum Gebete zu versammeln." Dann gab er dem Kapitain den Arm und sagte laut: "Woodford, Sie haben die Sache mißverstanden; solche Gebete müssen einen Menschen dahin führen, den Tod ohne Furcht willkommen zu heißen." Nachdem sie einige Schritte von uns weg waren, blieb er stehen, und indem er emporblickte, hörten wir ihn sagen: "Wie schön und klar erscheint uns jetzt der Himmel da droben, Woodford! Wie anders wird die Scene sein, die wir bis morgen Abend hier unter ihm eröffnen werden. Weiter hörten wir nichts; aber am zweiten Tage darauf war die Schlacht, und als sie vorbei war, wurde der arme Kapitain Woodford nahe bei dem Platze, wo er gestanden hatte und unter einem

eben so glänzenden Monde, als ein bleicher und blutiger Leichnam gefunden. Ich stand neben Oberst Aberley, als dieser seine Wunde empfing. Zwei Pferde waren ihm während der Schlacht unter dem Leibe erschossen. Einige Offiziere fingen ihn in ihren Armen auf, als er fiel. Weiter sah ich nichts, bis die Schlacht vorbei war. Dann wurde ich zu ihm gesandt. Eine Kugel war ihm aus der Seite gezogen, und durch diese und andere Wunden hatte er so viel Blut verloren, daß er ganz matt und blaß aussah; aber sein Gesicht hatte denselben sanften und edlen Ausdruck, wie immer. Ich war beordert, Alles ruhig um ihn her zu halten. Dies war nicht leicht; so Viele kamen, sich nach ihm zu erkundigen. Als wir endlich allein und das ganze Lager zur Ruhe war, außer den armen Verwundeten, sagte er zu mir: „Cameron, ich kann an dieser Wunde sterben. Ich weiß zu wenig vom Tode. Hast du deine Bibel hier? Ich habe keine Bibel." Ich brachte meine Bibel, bat ihn aber, den Versuch zu machen, zu ruhen, wie der Doctor befohlen hatte. Er that es, und befahl mir, deßgleichen zu thun. Ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich an seinem Bette nieder. Früh am Morgen nahm er meine Bibel und fing an zu lesen. Ich stand auf, aber er befahl mir, liegen zu bleiben, bis er mich rufe. Er sprach nun länger als eine Stunde nicht wieder, dann sagte er: „Cameron, komm und sage mir, wie du die Bibel gelesen hast, daß du jenes kindliche Gefühl der Zuversicht empfingst, womit ich dich gestern Abend zu Gott beten hörte. Ich fühle davon nichts. Je mehr ich daran denke, vor ihm zu erscheinen, desto mehr schaudere ich vor der Wirklichkeit als entsetzlich furchtbar zurück." Dann hörte er meinen schwachen Versuchen, ihm den Weg der Rückkehr und Annäherung zu Gott zu zeigen, mit solcher Aufmerksamkeit und Ergebung zu, als wenn ich würdig gewesen wäre, ihn zu belehren. Gott gab mir Worte und meine Liebe zu ihm gab mir Ernst, und mein Herz betete um Segen, als ich sprach. Es war wunderbar, wie schnell er die Verheißung der Schrift von einem Erlöser aufnahm. Ich war im Stande, Stellen der Bibel herauszuheben, die grade geeignet waren, das Verlangen seiner Seele zu stillen. Er dachte nicht daran zu genesen; dennoch that er Alles, was verordnet wurde. Er wandte seine Zeit an, sich auf eine andere Welt vorzubereiten, und mit seinen Freunden, die ihn besuchten, redete er ganz offen. Mancher Offizier verließ ihn mit nachdenklichen Blicken, die man selten an ihnen gesehen hatte; aber Oberst Aberley

hatte ein so edles, freies Wesen, daß Alles beachtet wurde, was er sagte. Die beiden letzten Tage brachte er fast ganz in Gebet zu. Er sagte zu mir: „Cameron, jetzt kenne ich das kindliche Vertrauen zu Gott, welches mich in deinen Gebeten so überraschte. Dann ließ er sich herab, mir die Hand zu geben und sagte: „Wir sind alle Kinder Gottes, mein Freund, durch den Glauben an Jesus Christus, — jenen Herrn, den ich so spät erkannt, der sich mir aber so kund gethan hat, daß er alle Spitzfindigkeiten eines unwissenden und ungläubigen Herzens besiegte. Einst würde ich nicht geglaubt haben, was ich jetzt fühle. O, wie hold und lieblich sind doch die Namen, unter welchen unser Herr und Meister sich uns darstellt, als der da kommt, uns zu einer andern Welt zu rufen — „des Menschen Sohn — der Bräutigam!“ Wie kalt, wie nutzlos zur Zeit der Noth, wie wichtig ist das, was wir in der Eitelkeit unsers philosophirenden Verstandes natürliche Religion nennen. Wie passend, wie anbetungswürdig die Religion meines Herrn, meines Heilandes, meines Gottes und ewigen Theils!“ (Eduard, Gertrud und Anna sind sehr gerührt. Lornton nimmt die Bibel und biegt sich darüber.)

Eduard (zu Roß). Wie wunderbar ist Alles dieses! Wie nahe bringt es uns einer unsichtbaren Welt und Gott, dem Erhörer und Gewährer des Gebets! Wie sichtlich ist seine Gegenwart überall! Wie ähnlich die überwältigende, unterwerfende Wirkung seiner anbetungswürdigen Gnade in jeglicher Seele! Mein geliebter Vater, — es scheint, als ob er in diesem Augenblick unter uns gegenwärtig gewesen wäre! O! möge Gott mir Kraft verleihen, zu handeln, als ob er's wäre.

Roß (ernst). Das wird er, das wird er. Er läßt kein Werk, das er anfängt, unvollendet.

Eduard (geht vorwärts zum Volke, welches sich um ihn versammelt). Meine lieben Freunde, als ich heute zu euch sprach, habe ich sehr wohl gefühlt, daß ihr bei der Erklärung meines eignen Entschlusses, mein Leben dem Dienste Gottes zu weihen, nicht viel Vertrauen auf meine Entschließungen setzen konntet, da ihr wißt, wie jung und unerfahren und voller Fehler ich bin. (Stimmen: „Wir kennen sie nur als brav und gut!“) Hört mich ohne Unterbrechung, meine Freunde. Ich habe euch jetzt ein Beispiel vorzustellen, das ihr für würdig halten werdet, nachzuahmen. Ihr liebtet meinen Vater. (Stimmen: „Wie uns selbst!) Seht diese Bibel. Als sich eurem Herrn der Tod nahete, so fühlte

er, daß er aus ihr zu lernen habe, wie er sterben müsse. Seht, sie ist ganz mit Bemerkungen von seiner eignen sterbenden Hand bedeckt. (Das Volk sammelt sich dicht umher, sieht und ruft betrübt: „Seine eigne Hand!") Ja, seine eigne Hand. Ich will auch einige von den bezeichneten Stellen lesen — hier ist eine: „Es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie selig werden können, als der Name Jesu Christi." Ich habe euch gesagt, daß ich auf diesen Namen meine einzige Hoffnung setze; aber hier ist meines Vaters eigne sterbende Hand, die dieselbige als seinen einzigen Trost bezeichnet. Ihr kennt die strenge Rechtlichkeit seines Lebens. Wenn irgend einer durch seine eigne Gerechtigkeit hätte zu Gott kommen können, so war er es. (Volk: „Ja vor einem irdischen Gerichte konnte ihn Niemand eines Fehlers zeihen!") Ja, meine Freunde, aber als er im Begriff war, vor einem himmlischen zu erscheinen, fand selbst er, daß er eines Mittlers zwischen sich und dem Gerichte bedürfe.

So habe ich denn das Vertrauen, daß ihr alle eure Zuflucht zu dem Erlöser nehmen werdet, dem er das Heil seiner Seele anvertraute. — Ich will eine andere angezeichnete Stelle dieser Bibel lesen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, so an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Und: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde." Dies sind einige von den Stellen aus diesem Worte des Lebens, auf welche mein Vater seine Hoffnung für die Ewigkeit gründete. Sollen wir seinen Schritten nicht folgen, meine Freunde? Dies ist meine Entscheidung, in der Kraft Gottes, meines Heilandes, und ebenso ist es die Entscheidung meiner ganzen Familie. (Das Volk ist sehr gerührt.) Herr Roß, Sie sind unser Führer und Lehrer. — Sie werden, wie ich weiß, auch unser getreuer Tadler sein. Nun, theurer Freund, bevor wir uns trennen, beten Sie zu Gott für uns, daß er uns fähig mache, seinem gädigen Gebote zu gehorchen, zu glauben an seinen Sohn zur Rettung unserer Seelen, und uns Alle zu erwecken, daß wir die unendliche Wichtigkeit dessen erkennen, was Christus selbst das Eine nennt, was Noth ist. Bitten Sie, theurer Freund, daß Keiner von uns nochmals wage, „seine Augen zum Schlafe zu schließen, bis er einen Platz für den Herrn in seinem Herzen gefunden hat."

(Roß, Eduard und die Andern nehmen ihre Hüte ab, während Roß betet.)

Hier will ich schließen. Möge die Entscheidung meiner Leser dieselbe sein, wie der Familie, aus deren Leben ich einige Scenen geschildert habe. Sie fährt fort, streng ihrer Wahl getreu zu bleiben; und obgleich sie an manchen jener Lustbarkeiten, worin sie sonst ihr größtes Glück setzte, nicht mehr Theil nimmt, und obgleich sich einige von ihren frühern Freunden von dem Umgange mit ihr zurückgezogen haben und in den Spott einstimmen, den die Aenderung ihrer Gesinnung und ihres Lebens erregt hat, so rechnet sie doch die Erkenntniß ihrer wahren Glückseligkeit von der Zeit an, wo sie zur Erkenntniß Gottes gebracht wurde — so wahr und gewiß, als ein Blindgeborner sein Erblicken des Lichts und der herrlichen Schöpfung von dem Augenblick rechnen würde, da er sein Gesicht erhielt. — Sie hat auch empfunden, daß mehr wirkliches Wohlwollen, wirkliche Liebe, Aufrichtigkeit und Treue in religiösen Kreisen, als bei der Welt gefunden wird; und daß zwar wohl ein oberflächlicher Beobachter da weniger äußere Freude finden mag, wo das Herz der ausschließliche Gegenstand der Besserung ist, daß aber grade da auch die treuesten und besten Freunde, die liebevollsten und gewissenhaftesten Verwandten gefunden werden — kurz Alles, was im menschlichen Character das Werthvollste ist, und was wahrhaft das Vertrauen und die Liebe des Herzens sichert. Sie hat auch die Freude gehabt, zu sehen, daß einige von denen, die sie lieben und achten, anfangen, über die Sache der Religion nachzudenken. Unter diesen ist Herr Lornton, der jetzt regelmäßig Herrn Percy's Kirche besucht, und den man Thränen vergießen sah, als dieser Geistliche von der Herrlichkeit Dessen sprach, der sich erniedrigte, zu suchen das Herz — die Liebe des gefallenen Menschen.

In der Religion gelten keine halben Maßregeln. Wir sind nicht religiös — wir wissen nicht, was es heißt — wir betrügen uns selbst, wenn wir meinen, wir wären es, ohne daß es der Gegenstand ist, der unsere ernsthaftesten und angelegentlichsten Gedanken beschäftigt; ohne daß alle andern Dinge im Vergleich mit ihm nichtig erscheinen; ohne daß wir sehen, daß wir nichts gewinnen würden, wenn wir die ganze Welt gewännen und nähmen Schaden an unserer Seele. Wir lieben Gott nicht, und sind nach der Schrift nicht berechtigt, dies zu glauben, wenn er nicht einen Platz in unserer Seele und unserm Herzen hat, der weit erhaben über jeden Platz ist, den irgend ein menschliches Wesen darin besitzt. Wir kennen Christum nicht, wenn

er sich unserer Seele nicht so kund gegeben, daß wir fühlen, er sei das Erhabenste von Allem, was die Liebe und Verehrung des Herzens und der Seele gewinnen kann: „Welchen, wie der Apostel sagt, „ihr nicht gesehen habet und doch liebt; an den ihr glaubet, ob ihr ihn gleich jetzt nicht sehet; dessen ihr euch erfreuet mit unaussprechlicher, herrlicher Freude.“

Bekenntniß ist nicht Glaube

oder

der Name Christ ist nicht Christenthum.

„Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur;
„das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu worden.“
2 Kor. 5, 17.

Einleitung.

Auf den folgenden Blättern ist ein Versuch gemacht worden, die Wirkungen darzustellen, die nothwendigerweise der Entstehung eines Glaubens in der Seele folgen, welcher als ein solcher bezeichnet wird „der die Welt überwindet;“ und von welchem behauptet wird, daß er seinen Ursprung direct von Gott habe. Es darf nicht befremden, daß solche Wirkungen denen übertrieben scheinen, welche mit der Glaubenskraft unbekannt sind, aus der sie hervorgehen, oder daß sie diese mit Widerwillen betrachten, als die Zeichen eines Seelenzustandes, der von ihrem eignen völlig verschieden ist. Indeß ist die wichtige Frage: — Welches ist in Wahrheit der rechte Zustand der Seele? Bei dem Versuche, dieselbe zu beantworten, ist eine Characterschilderung gewählt, die vielleicht am kräftigsten und interessantesten dem Leser die Antwort giebt. Diejenigen, welche mit der allgewaltigen Kraft dieses Glaubens aus Erfahrung bekannt sind, werden einsehen, daß den aufgestellten Characteren nur seine ganz gewöhnlichen und allgemeinen Wirkungen beigelegt werden. Wenn der Leser fühlt, daß er mit der Beschaffenheit und Kraft desselben noch unbekannt ist, so darf man hoffen, er werde sich veranlaßt fühlen zu prüfen, ob es heilsam sei, in dieser Unwissenheit zu beharren.

Personen:

Howard Conway	alte Freunde

Karl Howard
Mistreß Howard
Emma Howard
Gesinde ꝛc.

(Die Unterhaltung findet auf Howard's Landsitz nahe bei London statt.)

(Ein Zimmer in Howard's Hause.)

Howard. Conway.

Howard. Nun, mein lieber Conway, da wir endlich allein sind, erlaube mir den Grund dieses deines gütigen Besuchs auszusprechen. Es ist dieser: du hast während der letzten achtzehn Monate so viele seltsame Gerüchte über mich gehört, daß du endlich nicht mehr umhin konntest, an die Wahrheit von einigen derselben zu glauben. Du hast gehört, daß die Krankheit, welche mich gleich nach deiner Abreise von England befiel, und darauf der Tod meines Sohnes nachtheilige Wirkungen auf meine Geisteskräfte gehabt haben; und so schmerzlich es dir auch war, dich von Mistreß Conway bei ihrem jetzigen schwächlichen Gesundheitszustande zu trennen, und so ungelegen dir es kam, deine Familie im Auslande zurückzulassen, so konntest du doch nicht ruhen, bis du dich selbst überzeugt, ob es so sei; und du bist aus keinem andern Grunde von Lausanne nach England gereis't. Du schweigst, Conway. So sage mir denn, hast du irgend eine Veränderung an mir bemerkt? Wir haben jetzt zwei Tage in London und beständig in Gesellschaft zugebracht, und du hast mich heute größtentheils in meiner Familie gesehen. Sei ganz offen gegen mich. Wäre es irgend so schlimm, daß eine wirkliche Veränderung mit meinem Verstande vorgegangen, nach wem in der Welt, Conway, würde ich mich eher um Mitleid und Hülfe umsehen, als nach dir?

Conway. Mein theuerster Howard, glaube mir, auf meine Ehre, ich sehe durchaus keine Veränderung an dir, als (lächelnd) vielleicht einige graue Haare mehr.

Howard. Ja, Conway, viele mehr. Auch deine, mein Freund, haben sich vermehrt, seit wir uns zuletzt sahen; und wir beide lächeln darüber — so groß ist die Gewalt der gewohnten Affectation.

Conway. Affectation!

Howard. Ja, Conway, mit graden Worten Affectation. Wir beide halten uns über eine so geringfügige Sache weit erhaben; aber ist ein Lächeln der richtige Ausdruck des Gefühls, welches wir empfinden, wenn wir an unsern liebsten Freunden die Annäherung von Hinfälligkeit, Alter und Tod wahrnehmen?

Conway. Da spricht das unveränderte Herz meines Freundes! derselbe freie Sinn für Wahrheit — dieselbe Neigung, geringfügigen und vorübergehenden Gemüthsbewegungen einen tiefen Sinn beizumessen. Ich will jedoch damit nicht zugeben, daß mein Lächeln affectirt war, obgleich mein Gefühl in dem Augenblicke, wo ich lachte, eine Beimischung von Traurigkeit haben mochte.

Howard. Nun, ich freue mich, daß du mein Herz noch für dasselbe hältst. Es würde dir aber doch schwer fallen, zu beweisen, daß dein Lächeln frei von Verstellung war — aber wir haben nicht Zeit, das Lächeln zu definiren. Sage mir, lieber Conway, was hast du über mich gehört? Je unverholener du mir Alles erzählst, desto mehr werde ich darin einen Beweis deiner Ueberzeugung von meiner Gesundheit finden.

Conway. Ich will dir Alles, was ich noch weiß, ohne den mindesten Rückhalt erzählen, lieber Howard. Du weißt, ich war so glücklich, nicht eher von deiner Krankheit zu hören, als bis ich auch schon deine Genesung vernahm. Um diese Zeit befand sich meine gute Marie, wie du weißt, in einem sehr bedenklichen Gesundheitszustande. Ich schweige von jenen Tagen der Angst und des Leidens. Der Erste, den ich nach deiner Krankheit aus England sah, war Harley, dein Nachbar in Suffolk. Als ich nach dir fragte, schien er so verlegen und so ungern von dir zu sprechen, daß ich ganz unruhig wurde. Er versicherte mich, die Aerzte hätten ihm gesagt, daß deine Klagen ganz gehoben seien, und daß sie nicht den mindesten Zweifel hegten, deine Gesundheit werde bald vollkommen hergestellt sein. Indeß schien sein freundliches, offenes Gemüth noch immer in Unruhe zu gerathen, wenn

du genannt wurdest, und endlich, nach vielen zudringlichen Bitten von meiner Seite gestand er mir, daß dich deine vertrautesten Freunde für sehr verändert hielten — daß die Annäherung des Todes dich entsetzlich beunruhigt — kurz dich wirklich zur Schwärmerei geängstigt habe.

Howard. Zur Schwärmerei geängstigt? Sagte das Harley von mir? und konnte er es glauben?

Conway. Er sagte, eine Zeitlang habe er's nicht gekonnt. Er habe es jedoch nicht möglich machen können, dich selbst zu sehen; und endlich fand er es unmöglich, in Dasjenige Zweifel zu setzen, was ihm von einigen deiner vertrautesten Freunde gesagt wurde, welche dich gesehen und mit dir verkehrt hatten, und auf welche du einen solchen Einfluß ausgeübt, daß sie in der That selbst von deiner Schwärmerei angesteckt geschienen und sie zu vertheidigen versucht hätten. Der gute Harley selbst sprach mit einem ganz ungewöhnlichen Ernste von dir. „Ach, Conway,“ sagte er zu mir, „wir müssen jetzt alle bei der Annäherung einer Krankheit zittern. Sie hat das stärkste Herz und den edelsten Geist unter uns gebeugt.“

Howard (nachdenklich). Zur Schwärmerei geängstigt! So ist es das, was von mir gesagt wird, und dieser Annahme verdanke ich also wohl jene verächtlichen Blicke, welche mir von gewissen Seiten so schwer zu ertragen fallen. Nun denn, weg mit dem Stolze, aus meinem Character wenigstens. Aber fahre fort, Conway.

Conway. Warum sollte ich fortfahren! Ich quäle dich nur.

Howard. Nein, nein, — fahre fort. Ich wünsche Alles zu hören, und du hast es versprochen, Conway.

Conway. Nun denn, lieber Howard, ich hörte viele solche Gerüchte über dich, das eine immer unverträglich mit dem andern. So sagte mir ein vornehmer Engländer, der jedoch eingestand, daß er dich nicht persönlich kenne, du hättest deine politischen Ansichten geändert, und wärest jetzt in beständiger Opposition gegen die Minister. Bald darauf wurde mir von deinem alten Bekannten, Oberst Gray, erzählt, daß deine neuen Ansichten dir einen Einfluß bei gewissen Männern gäben, den deine überlegenen Talente dir nie verschafft haben würden; aber daß sie bei solchen Ansichten sich freuten, Gebrauch von jenen Talenten machen zu können, und daß es deßhalb von dir bekannt sei, daß du ihnen eine beträchtliche Anzahl Stimmen verschafftest, auf welche die Minister immer rechnen könnten. Jene widersprechenden

Gerüchte über deinen öffentlichen Character brauche ich nicht zu wiederholen, sie stimmten indeß alle in dem Einen Punkte überein, daß du ganz und gar verändert seist. Fast eben so viele Nachrichten erhielt ich über dein Privatleben. Man sagte mir, du betetest aus dem Stegreif in deiner Familie, du hörtest fanatische Prediger, — du nähmst Sonntags keinen Besuch an, und wolltest an diesem Tage kein Wort von Geschäften, wenn sie auch noch so wichtig wären, hören, — und, mein lieber Howard, du behandeltest deine Familie, besonders Karl, mit Strenge. Doch hörte ich die unerklärliche Veränderung in deinem Wesen auch dem Tode des guten Arthur zuschreiben.

Howard. Warum aber wandtest du dich nicht an mich selbst um Aufschluß über alle diese Widersprüche?

Conway. Weil ich mir selbst nicht verhehlen konnte, lieber Howard, daß der Ton deiner Briefe sich ganz und gar geändert hatte. Ich versuchte mich zu überreden, daß die mir zu Ohren gekommenen Gerüchte vielleicht Einfluß auf mich übten, während ich läse, aber es war unmöglich, mich davon zu überzeugen. Deine Briefe, lieber Howard, sind ihrem ganzen Character nach verändert, und ich gestehe ohne weitern Rückhalt, daß du in deiner Vermuthung Recht hast. Ich bin, sobald ich Marie mit Ruhe verlassen konnte, in keiner andern Absicht nach England zurückgekommen, als um selbst zu sehen und zu urtheilen, ob ich so unbegreiflich getäuscht sei, oder ob du dich wirklich verändert habest, — und jetzt bin ich fast eben so in Verlegenheit als vorher, — denn ich sehe keine Veränderung. — Und doch gewissermaßen —

Howard (lächelnd). Und doch bin ich gewissermaßen nicht derselbe mehr.

Conway. Ich weiß nicht, wie es ist, aber —

Howard. Quäle dich nicht damit, lieber Conway, zu entdecken, was es an mir ist, daß dich, du weiß selbst nicht wie, zu dem Glauben bringt, daß ich verändert sei, — daß ich durchaus nicht mehr sei, was ich war, als wir uns zuletzt sahen. Die Wahrheit ist, Conway, ich bin wirklich nicht mehr derselbe. Du sollst über diese Veränderung Alles erfahren, was ich selbst weiß. Sie liegt nicht allein in meinen Ansichten, sondern weit mehr in meiner Gesinnung; und in beiden besonders mit Beziehung auf das höchste Wesen und das Verhältniß, in welchem der Mensch zu ihm steht. Wie oft ha-

ben wir beiden, lieber Conway, unsere Ansichten und Gesinnungen über diese wichtigsten Dinge uns gegenseitig ausgesprochen. Als wir uns zuletzt sahen, waren wir fast gleicher Ansicht über sie. Mit welcher Ruhe haben wir zuweilen das Bild des Gottes unserer eigenen Vorstellung gezeichnet, nachdem wir die wunderbare Ordnung seiner Himmel und die erhabene Größe und rührende Schönheit der Natur bewundert hatten.

Conway. Ja, Howard, und warum nicht mit Ruhe? Ist nicht ein ruhiger und verstandesmäßiger Zustand der Seele am angemessensten, wenn wir uns ein Bild von dem höchsten Wesen zu machen versuchen?

Howard. Ja, Conway. Gewiß müssen wir das Bild des Wesens, von welchem wir das Dasein erhielten, und mit welchem wir die Ewigkeit zu leben hoffen, mit allen tief und ernst bewegten Kräften unserer Seele, möglichst frei von aller Zerstreuung, uns entwerfen. Aber was ich dir in's Gedächtniß zurückzurufen wünschte, war die Bemerkung, die wir so oft in den Tagen unseres wärmsten Gefühls machten, lieber Conway, daß, während uns die Natur vor Augen lag, wenn wir auf die Vereinigung von Größe, Milde und Zartheit eines prachtvollen Sonnenuntergangs zum Beispiel, oder einer herbstlichen Mondnacht blickten, wir nicht vernünftelten — sondern liebten und anbeteten. Erst wenn der Eindruck vorüber war, begannen wir zu reflectiren. Wir betrachteten das Resultat jener Reflexionen als sehr wohlthätig für uns, und jene Momente der Entzückung als die reinsten und süßesten unseres Lebens, und ich zweifle nicht, sie trugen zur Beruhigung und Erhebung unserer Seelen bei. Aber, lieber Conway, kannten wir bei dem Allen Gott, oder haben wir ihn je in Wahrheit verehrt?

Conway. Sagtest du nicht diesen Augenblick, Howard, daß wir beim Anblick der Erhabenheit und Schönheit von Gottes Schöpfung liebten und anbeteten?

Howard. Ja, Conway; unsere Herzen waren bis zur Wehmuth von Gefühlen der Liebe und Anbetung erfüllt, aber auf was oder auf wen richteten wir dieses volle Gefühl? Wir blickten auf die Herrlichkeit der Schöpfung, bis unsere Herzen schlugen, ihren Schöpfer zu finden und zu lieben, — aber fanden wir ihn? Wir zogen uns zurück und wurden ruhig, und wenn wir dann die schöne Ordnung des Himmels und die überschwängliche Herrlichkeit noch einmal be-

Bayerische Staatsbibliothek München

dachten, die durch die ganze Natur ausgegossen ist, so sahen wir dunkel, daß der, welcher das Große und Kleine, die Lieblichkeit und Ordnung des Ganzen erschaffen hatte und erhält, selbst unbegreiflich groß, unbegreiflich weise und unbegreiflich liebenswürdig sein müsse, — und wir fühlten, daß wir in unserer menschlichen Natur in einem unbegreiflichen Abstande von ihm sein müßten, und er ging durch unsere Gedanken allzumal unbegreiflich, während wir glaubten, daß in dem unendlichen Bereiche seiner Vorsehung wir, als ein Theil und in Verbindung mit andern vernünftigen Wesen einer großen Maschine so lange am Leben erhalten werden würden, bis wir auf den Punkt kämen, wo wir das gemeinsame Geschick vollenden und hindurch gehen müßten, durch den Tod — wie wir hofften — zur Unsterblichkeit. Aber was es mit dieser Unsterblichkeit für eine Bewandtniß habe, das ahneten wir zu dunkel, um mit unsern Gedanken darauf zu ruhen; auf jeden Fall aber dachten wir, werde sie für den Tugendhaften beseligend sein.

Conway. Nun, Howard, ich meine auch nicht, daß wir durch Reflexion Gott irgend näher kommen können. Aber, mein Freund, du sprichst, als ob wir wirklich die Wahrheit des Christenthums geläugnet hätten, und doch verwarf keiner von uns beiden, in gewissem Sinne, die Bibel als die Leiterin unserer Hoffnungen; und ihre Moral, wenigstens die des Neuen Testaments, betrachteten wir, wenn auch vielleicht nicht ganz ausführbar, doch als wunderbar rein, und ihren Stifter —

Howard. Fahre nicht fort, Conway. Verzeihe mir, daß ich dich unterbreche, aber ich kenne deine Ansichten; sie waren auch die meinigen, aber eben in diesen Ansichten habe ich mich völlig geändert. Die ich früher hatte, scheinen mir jetzt im höchsten Grade sündhaft. Du bist beleidigt, Conway; aber ich muß dir, meinem Freunde, der mir theuer ist wie meine eigne Seele, aussprechen, was mir jetzt als sonnenklare Wahrheit erscheint. Conway, wir sind beide im Irrthum, in einem furchtbaren Irrthume gewesen. Meine Briefe an dich haben die Veränderung in meiner Seele verrathen. O, wenn du wüßtest, wie ich mich bemüht habe, meine Meinung in jenen Briefen so auszudrücken, um dich nicht zu verletzen oder dir nicht als ein Verrückter zu erscheinen! Und jetzt habe ich dir doch wohl fast die Ueberzeugung eingeflößt, daß ich ein solcher bin.

Conway. Willst du mir Eine Frage beantworten, Ho-

ward, ohne Rückhalt, und ohne dich an meine Offenheit zu stoßen?

Howard. Gern, Conway, was es auch sei.

Conway. Dann, mit klaren Worten, lieber Howard, hattest du Furcht vor dem Tode?

Howard. Klar genug, in der That, diese Frage, Conway. Aber glaubst du, daß sie, falls ich auch wirklich jene Furcht empfunden, mich so hätte kränken können, als wie ich gestehe, dieß bei deiner Erzählung von den Gerüchten über mich der Fall war.

Conway. Verzeih, lieber Howard; aber zuweilen werden wir doch zu Schwachheiten verleitet, die wir nicht bekannt wünschen.

Howard. Wahr, Conway; vergieb mir den Anstoß, den ich an deiner Frage nahm, ich werde sie so wahrhaft beantworten, als ich kann. Ich fürchtete den Todeskampf, glaub' ich, nicht mehr als jeder andere Mensch, der bei Sinnen ist. Vor dem, was folgen würde, hatte ich keine peinliche Furcht, obgleich ich jetzt meine damalige Sicherheit über diesen Punkt für anmaßende Thorheit erkenne. Aber, Conway, es giebt viele Dinge, wovor wir beim Sterben zurückschaudern müssen, wenn wir irgend Gefühl haben. Der Mann ist glücklich, welcher, wenn er anders darauf vorbereitet ist, in der Schlacht oder sonst wo stirbt, wo er den Blicken von Weib und Kindern und Freunden entgeht. Ich verlebte einige unbeschreiblich traurige Stunden, als ich glaubte, ich würde sterben. In diesen Augenblicken fühlt die Seele ihre eigne Schwäche und sucht nach Etwas außer sich, worauf sie sich stützen könne — ich vermochte nichts zu finden. Meine Krankheit war von verhältnißmäßig geringem Fieber begleitet und ließ meinen Geist zum Verwundern hell; aber ich versichere dich auf mein Wort, ich fühlte weder vor dem Tode noch vor dem, was darauf folgt, irgend eine Furcht, die nicht Jedermann unter gleichen Umständen fühlen würde.

Conway. Was hat denn, mein lieber Howard, deine Ansichten und Gesinnungen in Beziehung auf Gott so verändert?

Howard. Ich werde dir genau Alles, so weit ich mich erinnere, beschreiben, was in meiner Seele vorgegangen ist; und du sollst mich unterbrechen, denn wir wollen jede meiner Ansichten näher besprechen, welche dir unvernünftig scheint.

Conway. Ich bin ganz Ohr.

Howard. Ich brauche dich kaum daran zu erinnern, mit welcher

Wärme ich meine Emilie und die Kinder geliebt habe, noch auch an meinen Plan für der Letztern Erziehung, den Character des Vaters und seiner Autorität so früh als möglich in dem des Freundes und vertrauten Führers sich verlieren zu lassen. Du weißt, es gelang mir, und ich erfreue mich ihrer Liebe und ihres Vertrauens in reichem Maße. Als ich krank wurde, versammelten sie sich Alle um mich; selbst der gute Arthur, dem das Reisen so beschwerlich und schmerzlich wurde, kam gradewegs nach London. Du weißt, Conway, daß ich mein gewärtiges Alter ohne anderes erhebliches Mißgeschick als das Leiden dieses armen Knaben erreicht habe. Ich erinnere dich an Alles dieß, damit du im Stande seist, in den Gang meiner Gedanken und Gefühle einzugehen, die ich dir zu beschreiben denke. Als ich mich nämlich überzeugte, daß ich außer Gefahr sei, so begann ich über das nachzudenken, was ich empfunden hatte, als ich mich dem Tode nahe glaubte. Nun, lieber Conway, gieb Acht, und widersprich jedem, auch dem kleinsten Irrthume in meiner Darstellung. Ich empfand die höchste Freude und Erleichterung des Herzens bei dem Gefühl, daß ich der Gesundheit und denen, die ich liebte, zurückgegeben sei, und fast unwillkürlich ergoß sich der Dank meiner Seele. „Großer Gott, ich danke dir! Barmherziger, gnädiger gütiger Schöpfer und Erhalter, nimm meinen Dank an!“ — das war eine Zeitlang das beständige Gefühl und innerliche Gebet meiner Seele. War dieß unvernünftig, Conway?

Conway. Gewiß nicht, lieber Howard.

Howard. Nun denn, Folgendes waren meine Gedanken über diese Gefühle. Wenn ich so mächtig ergriffen bin von dem Gefühle der Güte, die mich dem Leben und allen seinen Segnungen zurückgiebt, und wenn dieses Gefühl richtig ist, wovon mich das Erfreuliche und Angenehme desselben schon fast allein überzeugen würde, kann ich schuldlos gewesen sein, da ich alle jene Segnungen so lange ohne ein Gefühl von Dankbarkeit genossen habe? Gewiß nicht. Habe ich Recht, Conway?

Conway. Ich kann hier keine Undankbarkeit sehen, Howard; vielmehr ist der beste Gebrauch von Gesundheit und Talenten gewiß der richtigste Weg, unsere Dankbarkeit zu beweisen.

Howard. Aber welches ist der höchste und beste Gebrauch unserer Talente, Conway?

Conway. Du, lieber Howard, darfst diese Frage nicht thun, da du jeden Augenblick deines Lebens deinem Vaterlande, deinen Freunden

oder den Unglücklichen und Elenden widmest — da deine Rechtlichkeit im öffentlichen und dein Werth im Privatleben fast zum Sprichwort geworden sind, — da du der geliebte Freund der ersten und besten Männer des Tages bist, der Wohlthäter von Hunderten, der gütigste Herr, der —

Howard. Halt, Conway; das Bild hat ein sehr partheiischer Freund gezeichnet. Laß jetzt mich, wie er wirklich ist, den Character deines stolzen — blinden Freundes schildern.

Conway (rasch aufstehend). Dafür hab' ich keine Geduld. Wie kannst du dich zu solchem baaren Geschwätz einer gewissen Secte erniedrigen, Howard? Willst du mir nun auch gleich sagen, daß alle Menschen gleich sind, — der ehrenwerthe, — der edle, — der redliche, und der gemeine, — der verdorbene, — der nichtswürdige? Welch' unbegreifliche Thorheit!

Howard. Höre mich, Conway; ich habe nicht gesagt, alle Menschen seien gleich, — es ist abgeschmackt, dieß zu sagen. Einige Menschen sind in Betracht ihres natürlichen Seelenzustandes fast Engel in Vergleich mit andern; und dir zu gefallen, Conway, will ich zugeben, daß ich von Natur ein Gemüth empfing, welches den höchsten Flug der Ehre und Rechtschaffenheit zu fliegen liebte, und Alles verachtete, was niedrig und gemein war. Auch gab mir die Natur ein sehr lebendiges Gefühl für Vollkommenheit und Schönheit in allen Dingen, und fügte zu alle dem noch warme und standhafte Neigung hinzu.

Conway (sich wieder setzend). Nun, Howard, und willst du sagen, solch ein Character sei kein tugendhafter?

Howard. Nein, das will ich nicht. — Solche Eigenschaften bilden Charactere, die natürlich in der Gesellschaft anerkannt werden. Sie geben auch einen hohen Werth für die Liebe und den Beifall der Gesellschaft; es sind demnach zufriedene glückliche Menschen, welche solche Charactere besitzen.

Conway. Und das mit Recht. Aber was weiter, mein Freund?

Howard. Dieses, Conway: Es sind Charactere, die gewöhnlich ohne Sorge oder Furcht in die Ewigkeit gehen, während sie in der That im höchsten Grade unvorbereitet auf dieselbe sind.

Conway. Wie kannst du das beweisen, Howard? Ist ein tugendhaftes Leben eine unzweckmäßige Vorbereitung zur Ewigkeit?

Howard. Wer bildete meine Seele, Conway? Wer verlieh mir jene Eigenschaften, die deine Liebe gewannen? Wer gab mir warme

Neigung und guten Geschmack? Wer gab mir Rang und Freunde und Einfluß und alle die Freuden des Lebens? Und warum empfing ich alles dieses mehr als so viele Andere?

Conway (lächelnd). Du bist in der That wie ein begünstigtes Kind behandelt, Howard; aber du hast dadurch deine Dankbarkeit bewiesen, daß du keine der dir verliehenen Gaben mißbrauchtest.

Howard. O Conway! Gott ist nicht Gott, oder er ist vollkommen in Gerechtigkeit wie in Güte. Solche Gaben verlangen einen unendlichen Dank, und welchen Dank hab' ich gebracht?

Conway. Ich muß wiederholen, was ich gesagt habe; du hast einen guten Gebrauch von allen jenen Gaben gemacht.

Howard (lächelnd). Nun, Conway, muß ich dir dein eignes Wort zurückgeben. „Welch unbegreifliche Thorheit!“ Ich weiß nicht, in welche Sprache ich einkleiden soll, was ich sagen will, — die Religion hat schon alle Worte vorweggenommen. In den einfachsten Worten, Conway: Glaubst du, daß ein Mensch, der Wohlthaten ohne Zahl von Gott empfangen hat, und doch lebt, ohne zu suchen, ihn in dieser Welt kennen und lieben zu lernen, vorbereitet sein kann, die Ewigkeit mit ihm zu leben?

Conway. Was verstehst du unter Leben ohne Erkenntniß und Liebe Gottes in dieser Welt?

Howard. Ich verstehe darunter Leben ohne kaum an sein Dasein zu denken, ohne zu überlegen, ob unsere Ansichten, Gesinnungen und Handlungen so sind, wie er es fordert, — ohne redlich die Wahrheit dessen zu prüfen, was sich als eine Offenbarung seines Wesens und Willens ankündigt; kurz, ohne jenes glorwürdige Wesen, die Quelle aller Vollkommenheit und Schönheit, so zu kennen, wie wir es kennen können, wenn wir wollen, und ohne es so zu lieben, wie wir es lieben würden, wenn wir es kennten.

Conway. Fast jedes Wort, welches du gebrauchst, Howard, bedarf der Erklärung, und das würde kein Ende nehmen. Ich räume also ein, daß Unkenntniß des Wesens Gottes eine schlechte Vorbereitung auf den Eintritt in jenen Zustand ist, von welchem wir nur wissen, daß Er dort gegenwärtig ist, — und bitte fortzufahren.

Howard. Gut, Conway, ich will zu der Geschichte meines eignen Herzens und Gefühls zurückkehren. Mir schien es ein vollkommen richtiger Schluß, daß ich in sehr hohem Grade der Undankbarkeit gegen Gott schuldig sei. Es schien mir auch deutlich, daß ich wie ein

Thor gehandelt, indem ich das einzige Buch in der Welt hochmüthig vernachlässigt hatte, dessen Anspruch auf göttliche Inspiration die schärfste Prüfung aller Jahrhunderte ausgehalten, und auf welches diejenigen Menschen, die ich als die weisesten und besten verehrte, welche die Welt jemals sah, ihre Hoffnung auf Unsterblichkeit gegründet hatten. Und auch ich selbst kannte kein einziges Beispiel, wo redliche Untersuchung zu einem andern Resultate geführt hätte.

Conway. Mein lieber Howard, ich kann nicht umhin, diese letzte Behauptung zu bezweifeln.

Howard. Ich sage nur, Conway, daß ich nie von einem entgegengesetzten Ergebniß hörte. Unter Allen, mit denen ich gründlich über religiöse Gegenstände gesprochen, habe ich nie Einen gefunden, der nur behauptet hätte, die Bibel durch und durch zu kennen, ohne daß er nicht auch durch sie geleitet worden wäre. Im Gegentheil, es ist eben so gewöhnlich, die Kenntniß von ihr wie den Glauben an sie zu verschmähen. Ich kenne in der That Menschen, die durch frühe Erziehung sehr wohl mit der Sprache der Bibel bekannt sind, und die sie zu schlechten Zwecken geläufig citiren können; aber selbst diese, finde ich jetzt, sind mit dem Hauptzwecke der Schrift und mit dem Zusammenhange der Worte, die sie anführen, unbekannt, — oder wenn nicht unbekannt, so verdrehen sie schmachvoll ihren deutlichen Sinn. Ich berufe mich auf dich selbst, Conway: als wir uns zuletzt sahen, obgleich wir uns Christen nannten, und an den christlichen Religionsgebräuchen Theil nahmen, um uns zur Bekleidung bürgerlicher Aemter zu befähigen, — kannten wir die Bibel?

Conway. Ich kann nicht sagen, daß ich ganz genau mit der Bibel bekannt bin, ich habe sie indeß mehr als einmal durchgelesen, und Sonntags oft einzelne Abschnitte derselben durchgenommen. Außerdem, weißt du, besuche ich mit meiner Familie regelmäßig die Kirche, wo ich so oft daraus vorlesen gehört habe, daß sie mir ganz vertraut zu sein scheint. Freilich kann ich nicht behaupten, ihren Inhalt völlig zu verstehen.

Howard. Ich verstehe dich, lieber Conway, aus eigner Erfahrung. Wir hören abgerissene Stücke der Schrift in der Kirche, bis wir mit ihrer eigenthümlichen Sprache bekannt werden, während wir kaum eine ihrer Vorschriften oder Lehren recht zu Herzen genommen haben.

Conway. Vielleicht, Howard; aber weiter.

Howard. Nun, Freund, du kennst mich zu gut, um zu glauben,

daß ich länger in diesem Zustande der Unwissenheit, zumal der Bibel, die in meiner Macht stand, kennen zu lernen, hätte bleiben wollen. In Betreff meiner Undankbarkeit, so bat ich Gott, sie mir zu vergeben. Wenn ich jedoch nach einem Entschuldigungsgrunde suchte, den ich für mich anführen könnte, um Vergebung zu erlangen, so konnte ich keinen finden. Ich sagte: „Barmherziger Gott, vergieb mir, denn bisher bin ich der Sünde dieser meiner Undankbarkeit nicht inne geworden; „aber warum bist du ihrer nicht inne geworden?“ war eine Frage, die ich nicht anders beantworten konnte, als wenn ich in der Anerkennung meiner Schuld einen Schritt weiter ging: „weil ich so sehr mit deinen gnadenreichen Gaben beschäftigt gewesen bin, daß ich dich, ihren Geber, vergessen habe.“ Ich fühlte, daß ich keine Entschuldigung hatte. Ich war von Jugend auf mein eigner Herr gewesen. Zeit zur Erforschung und Fähigkeit zur Untersuchung anderer Gegenstände waren Gaben, die mir Gott verliehen hatte; wie konnte ich also zu entschuldigen sein, daß ich Gott selbst als den einzigen Gegenstand ohne Interesse für mich gefunden hatte. Conway, ich kann dir nicht beschreiben, welch' eine völlige Veränderung durch dieses bittere Gefühl von Selbstverdammung in meiner Seele hervorgebracht wurde. Ich war gewohnt, mich als einen Menschen zu betrachten, der an Character über das Mittelmäßige erhaben sei; aber Alles erschien wie ein leerer Traum, als ich entdeckte, daß ich in dem einzigen Punkte, der hienieden in Wahrheit von dauernder Wichtigkeit ist, ein Thor gewesen war. In diesen Augenblicken schien mir alle Speculation unsers Verstandes über Gott ebensoviel Aehnlichkeit mit der Wahrheit zu haben, als ein Sonnenuntergang mit dem Tode hat; — der eine ist ein schönes Bild — der andere eine furchtbare Wirklichkeit. Es war mir, als hätte ich mich durch den von Herzen kommenden Versuch, Gott zu danken, ihm näher gebracht, und der Gedanke an seine Gegenwart war mir über allen Ausdruck entsetzlich. Ich meinte stets an die Allgegenwart Gottes geglaubt zu haben: jetzt fühlte ich, was es heiße, wirklich daran zu glauben. Ich glaubte mich sogleich umgeben und eingehüllt in die Gegenwart eines Wesens von so lauterer Heiligkeit, daß ich im Vergleich damit vor meiner eignen Natur mich entsetzte, als vor etwas, das in seinen Augen Befleckung sein mußte, — eines Wesens, so unbegreiflich in der Weisheit und Unendlichkeit seiner Wege, daß es mich die völlige Unbedeutenheit aller Bestrebungen fühlen ließ, die nicht zur Erkenntniß seines Wesens und Willens führen. Ich sehnte mich, die Bi-

bel zu lesen, denn ich fühlte, daß das Wenige, was ich von ihrer Sprache kannte, zu meinem Gefühle paßte, und es allein ausdrücken konnte — wie z. B. die Worte Hiob's: „Ich habe gehört von dir mit dem Gehöre des Ohrs, aber jetzt siehet dich mein Auge, weßhalb ich mich verabscheue und Buße thue —"

Conway. Welch ein Ausdruck, Howard! „sich verabscheuen!" Kann das dein Ernst sein?

Howard. Wenn du dir den Character Hiob's denkst, Conway! so wirst du mir zugeben, daß der meinige durchaus keine Vergleichung mit ihm aushalten könnte; und doch war dieß sein Gefühl, da sich ihm das Wesen Gottes deutlicher offenbarte, als dieß vor den Tagen seines Unglücks der Fall war. Es ist Unwissenheit und Unbekanntschaft mit der Lebendigkeit, der zuweilen Entsetzen erregenden Lebendigkeit, mit der der Geist Gottes der Seele die Wahrheit offenbart, was uns solch eine Sprache als übertrieben scheinen läßt. Du schweigst, Conway, aber du siehst nicht befriedigt aus. Hältst du mich jetzt (lächelnd) für verrückt?

Conway. Lieber Howard, glaubtest du damals, als du die lebhaften Eindrücke, die du beschreibst, empfingest, unter einem übernatürlichen Einflusse zu stehn?

Howard. Nein, theurer Freund; solch ein Gedanke war damals noch nie in meine Seele gekommen. Ich habe seitdem erst aus der Schrift gelernt, alle Offenbarung religiöser Wahrheit für die Seele dem Geiste Gottes zuzuschreiben.

Conway. Fahre fort, Freund, ich bitte dich.

Howard. Gut, Conway; ich wünschte also die Bibel zu lesen. Indeß war ich damals noch nicht im Stande, länger als eine ganz kurze Zeit aufzusitzen, und meine gute Emilie bewachte mich fortwährend mit einer Sorgfalt, die mir bewies, daß sie mich noch nicht außer Gefahr glaubte. Als ich sie bat, mir eine Bibel zu bringen, wurde sie blaß wie der Tod. Nur sie und Arthur waren bei mir in der Stube. Er sprang sogleich auf und indem er seine Hände zusammen schlug, schellte er seinem Bedienten und eilte aus dem Zimmer. „Du fühlst dich kränker, Howard" sagte Emilie, sich bemühend gefaßt zu scheinen. Ich versicherte sie, dieß sei nicht der Fall, aber sie wollte mir nicht glauben; so etwas Ungewöhnliches ist es für uns, die wir uns Christen nennen, wenn wir gesund sind, die Quelle unseres angeblichen Glaubens zu Rathe zu ziehn. Emilie sah mich mit bangem

Blicke an, als ob die Zeit unserer Trennung nahe sei. Ich fühlte mich noch zu schwach zu einer Anstrengung, wie sie eine wahrhafte Auseinandersetzung meines Gefühls erfordert haben würde; deßhalb sprach ich sie zufrieden, bis ich sie endlich überredete, mich mit einer Bibel allein zu lassen, die Arthur mir gebracht hatte. Als ich diese Bibel aufschlug, fand ich vorn auf einem weißen Blatte die Worte geschrieben: „Arthur Howard, die erste Bibel, die ich gelesen, obgleich ich mich einen Christen nenne, und in meinem zwanzigsten Jahre." So hat also mein armer Sohn auch seine strafbare Unwissenheit erkannt, dacht' ich. „Oder vielmehr deine strafbare Nachlässigkeit," sagte mir mein jetzt lebendig erwachendes Gewissen; denn ich hatte nie ernstlich versucht, ihn über religiöse Gegenstände zu belehren oder ihn zur Selbstbelehrung darüber anzuleiten. Des armen Arthur's Bemerkung über sich selbst wog ganze Bände für mich auf. Alle meine andern Kinder waren ebenso vernachlässigt. Sie waren alle, wie du weißt, Conway, in der Beobachtung der äußern Formen der Religion erzogen worden, aber weiter hatte ich mich um diesen Gegenstand nicht bekümmert, indem ich ihn für einen Theil der Erziehung hielt, dem sich ihre Mutter mit besserm Erfolge unterziehen werde, als ich. Dieser unglückliche Knabe, der durch die Sorglosigkeit derer, denen wir ihn anvertraut hatten, ein Gegenstand schmerzlicher Sorge für seine Freunde geworden und von Kindheit an unfähig war, an irgend einer für sein Alter passenden Lustbarkeit Theil zu nehmen; der wegen seiner außerordentlichen Reizbarkeit alle Gesellschaft scheute, weil, wie er sagte, jedes Auge seinen Ausdruck verändere, so bald es sich auf ihn richte, — dieser theure Knabe war bei allem, was ich ihn gelehrt hatte, ebenso wenig für eine andere, als für diese Welt vorbereitet. Während mein Herz mich verdammte, wurde es zugleich unaussprechlich beruhigt, und ob ich mich gleich unwürdig fühlte, meine Gedanken zu Gott zu erheben, so verehrte ich doch seine Güte, so meinem vernachlässigten Kinde ein Vater geworden zu sein. In Arthur's Bibel waren viele Stellen angestrichen.

Conway (gerührt). Armer Junge! ich freue mich, daß es so war.

Howard. Ja, Conway; aber warum das? — Wie kommt es, daß, wenn die, welche wir lieb haben, in eine andere Welt gehen, wir niemals glauben, sie seien zu fromm, sondern daß wir uns von ihrer Glückseligkeit um so gewisser überzeugt halten, je sicherer wir sind, daß sie sich Gott in dieser Welt geweihet hatten?

Conway. So ist es, Howard; aber fahre fort.

Howard. Ich las mehrere der von Arthur bezeichneten Stellen nach. Eine fesselte meine Aufmerksamkeit. Sie hieß: „Lerne Gott kennen, und du wirst Frieden haben." Nun, Conway, was, meinst du, ist der Sinn dieser Stelle?

Conway. Ich meine, der sei sehr klar, Howard. Wir dürfen uns nur an den traurigen Aberglauben der heidnischen Nationen erinnern — wie Aeltern ihre eignen Kinder opferten und als arme trübsinnige Büßer mit reizbarem Gewissen, aber unbekannt mit dem wahren Gotte, durch Martern und Blut seine eingebildete Gottheit zu sühnen strebten, wir dürfen uns nur hieran erinnern, um zu verstehen, wie die Erkenntniß des wahren Gottes unserer Seele Frieden giebt. Diese Stelle, mein' ich, trägt den Stempel der Inspiration.

Howard. Das glaubt' ich auch, Conway, als ich sie las, und ich verstand sie auf dieselbe Weise; aber als ich mich zu einigen andern Stellen wandte, fing ich an zu zweifeln, ob ich diese wirklich verstehe, — wenigstens schien der Sinn, den ich mit den Worten verband, nur die Oberfläche zu berühren, wenn ich sie mit Stellen verglich, wie diese: „Gott ist meine Stärke, mein Schild, mein Heil — Herr, erleuchte dein Angesicht über uns — Wie der Hirsch schreit nach den Wasserbächen, so schreit meine Seele nach dir, o Gott! — Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gotte."

Conway. Mein lieber Howard, das ist morgenländische Sprache und bildlicher Ausdruck.

Howard. Dieß auch angenommen, was ist der Sinn des Bildes? Worauf weis't es hin?

Conway. Auf denjenigen Zustand der Seele, den du selbst andeutetest, als du sagtest, dein Herz sei zuweilen bis zur Wehmuth von Liebe und Anbetung gegen den Schöpfer der herrlichen Werke der Natur erfüllt gewesen, die dich umgeben.

Howard. Nein, lieber Conway, die von mir angeführten Worte der Bibel drücken das Verlangen der Seele nach einem bekannten und schon empfundenen Genusse aus. „Meine Zuflucht, meine Hoffnung, meine Freude" sind keine Ausdrücke, die jemals von Menschen gebraucht werden, welche Gott nur aus seinen Werken erkennen. Sie werden vielmehr von solchen gebraucht, welche wissen und erfahren haben, daß es Etwas giebt, was ein wirklicher Umgang der Seele mit Gott diesseits des Grabes ist.

Conway. Und glaubst du wirklich, Howard, daß es einen solchen giebt?

Howard. Das glaube ich ganz fest, Conway. Ich weiß, daß man den Glauben an diese Wahrheit für bloße Schwärmerei hält, obgleich er deutlich in der Schrift erwähnt wird. Auch ich hielt ihn einst dafür, obgleich für mich etwas so Liebliches in dem Traume — wie ich's nannte — lag, in welchem religiöse Schwärmer leben, daß ich nie solche Verachtung gegen sie hegen konnte, als ich's von Andern sah.

Conway. Ich sehe nichts Liebenswürdiges in religiöser Schwärmerei. Wie viele arme unwissende Geschöpfe haben sich, durch solche Einbildungen ihr Gehirn zerrütten lassen und dann in ihrer gemeinen Sprache ihre abgeschmackten Träumereien der Welt übergeben.

Howard. Keine Production eines gemeinen Gemüths kann, ich gestehe es, für einen gebildeten Menschen genießbar sein. Aber solche Productionen waren es auch nicht, aus denen ich die Gesinnung Derer kennen lernte, die ich für Schwärmer hielt. Es waren besonders die Schriften Augustin's und einiger Späteren von gleicher Gesinnung, in welchen allen ich den festen Glauben an eine fühlbare Gemeinschaft der Seele mit Gott fand. Aber ich will in der Geschichte meines eignen Geistes fortfahren. Nachdem ich mehrere der von Arthur bezeichneten Stellen gelesen, wurde ich so erschöpft, daß ich mich niederlegen mußte und gleich einschlief. Als ich erwachte, sah ich, daß Arthur unbemerkt in mein Zimmer gekommen war, und nahe an meinem Bette saß. Er lehnte sich auf dasselbe, den Kopf in die Hand gestützt, und die Augen ernst gen Himmel erhoben. Du weißt, Conway, wie sanft und ausdrucksvoll sein Gesicht war, in diesem Augenblick war es wirklich himmlisch. Es schien, als ob sein Geist mit einem angebeteten aber unsichtbaren Wesen ein Gespräch hielte. Einige Augenblicke unterbrach ich ihn nicht, aber ich beobachtete seine Blicke. Sie drückten Anbetung und ernste Bitte gemischt mit einer Milde zuversichtlicher Liebe aus, die seine Augen mit Thränen füllte. „Arthur, sagte ich endlich, wer ist außer dir und mir hier gegenwärtig?“ Er sah mich an, beunruhigt über die Seltsamkeit meiner Frage, da ich so lag, daß ich leicht sehen konnte, es sei hier keine andere Person gegenwärtig. „Ich habe deine Blicke beobachtet, liebes Kind, sagt' ich. Du scheinst die Gegenwart eines geliebten, aber unsichtbaren Wesens zu fühlen.“ Er erröthete, schien verlegen und stockte einen Augenblick; dann sich sammelnd erwiederte er fest aber mit vielem Gefühl: „Ja,

lieber Vater, meine Seele suchte die Gegenwart Dessen zu fühlen, welchen ich liebe, ohne ihn gesehn zu haben, an den ich glaube, obgleich ich ihn nicht sehe, und mich freue mit unaussprechlicher herrlicher Freude.“ „Arthur,“ sagte ich mit großer Theilnahme, „meinst du den allmächtigen Gott mit diesen Worten?“ „Ja, Sir,“ erwiederte er, „aber ich glaube, ich verbinde nicht ganz denselben Begriff damit wie Sie, wenn Sie sagen: der allmächtige Gott. Ich meine Gott den Sohn, durch den wir allein zu Gott dem Vater kommen können.“ Ich fragte ihn, was er darunter verstehe, „die Gegenwart Gottes fühlen.“ Aber ich brauche dir seine Antwort auf diese Frage nicht zu sagen, Conway. Mir war sie nicht ganz unverständlich, weil ich den Unterschied zwischen einem eingebildeten Glauben an die Allgegenwart Gottes und einen wahren und wahrhaftigen Glauben daran selbst erfahren hatte. Das Gefühl der Gegenwart Gottes ist nur ein Schritt weiter im Glauben an dieselbe; und daß es ein solches Gefühl gebe, sagt gleichfalls die heilige Schrift.

Conway. Sollten wirklich deutliche Stellen in der Schrift sein, Howard, worauf diese Ansicht beruhet?

Howard. Ich will dich an einen Ausspruch erinnern und dir das Urtheil selbst überlassen. Christus sagt: „Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es, der mich liebet. Wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren; Joh. 14, 21.“ Was meinst du nun, Conway, daß unter dieser Offenbarung verstanden werde?

Conway. Ich weiß nicht. Aber wahrhaftig, Howard, anzunehmen, wir fühlten die Gegenwart des unsichtbaren Gottes, ist baare Schwärmerei — ein Traum der Einbildungskraft.

Howard. Wenn ich dir nun verstandesmäßig beweisen könnte, daß die Schrift ein Mittel angiebt, wodurch wir zu einem solchen Gefühl von Gottes Gegenwart gelangen können, hältst du dann die Erreichung desselben für wünschenswerth?

Conway. Gewiß. Wir halten ja den Himmel deßhalb für wünschenswerth.

Howard. Halten wir den Himmel für wünschenswerth, Conway? Wer von uns wünscht denn in ihn einzugehn? Wer von uns schaudert nicht vor dem Gedanken zurück und klammert sich lieber an das elendeste Dasein fest, als daß er zu Dessen Gegenwart eingehe, den wir nichts destoweniger in alle dem für vollkommen zu halten behaup-

ten, was der Liebe und Anbetung werth ist? O Conway, in welch' einer Täuschung verträumen wir unsere Tage! In welch einem Irrsale von Selbsttäuschung! Wir bilden uns eine Norm für die Moral, eine Norm für unsere Gesinnungen und Handlungen, welche diejenige sehr wenig übertrifft, die hie und da schon vor dem Christenthume existirte. Wir nennen uns Christen, wünschen, daß alle Welt im christlichen Glauben unterrichtet und von ihm geleitet werde, weil wir die Moral des Christenthums für so vollkommen halten, als die vollkommenste Philosophie sie lehren kann, und ihre Gesetze nebst deren Gründen für so verständlich und überzeugend, daß sie ohne alle andere wissenschaftliche Vorbereitung begriffen werden können: und dennoch fragen wir hochmüthig: Was hat das Christenthum Wichtiges offenbart oder gewirkt, das die Philosophie, richtig verstanden, ohne dasselbe nicht auch gethan hat? Wir thun diese Frage, weil wir auf seine eigenthümlichen Lehren nicht hören oder uns nicht die Mühe geben wollen, sie kennen zu lernen, und wenn nun die, welche dieß thun, über unsere selbstgesteckten Gränzen hinausgehen, so halten wir sie für schwärmerisch und unvernünftig; und wenn wir gezwungen sind, einzusehen, daß die Offenbarung Gottes selbst über diese Gränzen hinausgeht, so halten wir diese auch entweder für unbegreiflich und deßhalb mit Recht für einen Gegenstand des Skepticismus, oder wir maßen uns an, rücksichtlich der Inspiration Unterscheidungen zu machen und sie allzumal zu verwerfen.

Conway. Wenn du sagtest, „über unsere Vernunft" statt „über unsere selbstgesteckten Gränzen", mein lieber Howard, so, glaube ich, würdest du mehr mit deiner gewöhnlichen Redlichkeit reden.

Howard. Nein, lieber Conway, ich nenne die Dinge bei ihrem rechten Namen. Was nützt die Vernunft, wenn sie nicht von einem Lichte erleuchtet wird, das außer ihr ist? Vernunft allein ist eben so wenig Licht; als das Auge Licht ist. Das Auge kann keinen Gegenstand unterscheiden, wenn kein Licht da ist; eben so kann auch die Vernunft nicht unterscheiden, was Wahrheit ist, außer durch das Licht der Erfahrung oder der Offenbarung. Wahre Philosophie ist bloß das Licht der Erfahrung. Alles, was die Vernunft in Beziehung auf das, was Anspruch darauf macht, Offenbarung von Gott zu sein, thun kann, ist, zu prüfen, worauf es diesen Anspruch gründet. Jesus Christus berief sich gradezu auf die vom Lichte der Erfahrung erleuchtete Vernunft, als er sagte: „Die Werke, die ich in

meines Vaters Namen thue, die zeugen von mir. Wenn ich nicht die Werke meines Vaters thue, so glaubet mir nicht.“ Die Juden wußten aus eigner Erfahrung und aus dem Resultate der Erfahrung aller frühern Jahrhunderte, daß Christi Wunder nur durch übernatürliche Kraft gewirkt werden konnten; sie handelten also den Gesetzen der Vernunft entgegen, indem sie ihn verwarfen. Was unsere Vernunft jetzt zu thun hat, ist, mit dem Lichte der Erfahrung oder wahren Philosophie den Beweis zu prüfen rücksichtlich der Art und Weise, wie die Bibel sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, bis sie zu uns kam, — den Beweis rücksichtlich der Verfasser ihrer einzelnen Bücher, der Glaubwürdigkeit dieser Verfasser und der Zuverlässigkeit ihrer Zeugnisse, und zwar zu prüfen nach den bewährten Regeln des Urtheils über solche Dinge. Wenn unsere Vernunft dies Alles geprüft hat, und wenn wir bei unserer Untersuchung Schritt für Schritt nur Wahrheit gefunden haben, bis wir zu dem Schlusse gekommen sind, daß die ganze heilige Schrift von Gott eingegeben sei,“ wie die Bibel selbst sagt, dann handeln wir der Vernunft zuwider, wenn wir die Bibel nicht als das Licht und die Führerin unserer Vernunft annehmen.

Conway. Ich glaube, Howard, du schließest die Kraft der Vernunft in zu enge Gränzen ein. Ich bin von der Richtigkeit deiner Behauptung noch nicht überzeugt, aber ich bin nicht vorbereitet, über diesen Punkt zu streiten, da ich noch nicht hinlänglich darüber nachgedacht habe.

Howard. Aber ich, mein lieber Conway, habe viel darüber nachgedacht und durch eigne Erfahrung gefunden, daß ein großes Hinderniß für uns, zur Kenntniß wahrer schriftmäßiger Religion zu gelangen, aus der Ungewißheit entsteht, welchen Platz das gewöhnliche Licht, das unsere Vernunft leitet, bei der Untersuchung einnehmen muß; und wenn du die Sache prüfen willst, lieber Conway, so wirst du finden, daß wir die Offenbarung dadurch zu erhellen suchen, daß wir ein Licht zu ihr mitbringen, welches schwächer ist als sie, und welches sie nur verdunkelt. Wir verwerfen die in der Schrift offenbarten Wahrheiten nicht, wie du sagst, weil sie der Vernunft zuwider, sondern weil sie der Erfahrung unbekannt sind. Zum Beweise dessen wirst du finden, daß wir uns bei jedem Theile der Offenbarung völlig beruhigen, der auch durch die Erfahrung unterstützt wird. Erfahrung indeß, beschränkt und meist höchst unvollkommen wie sie ist, muß der Offenbarung nachstehn, und es ist Thorheit, sie zu ei-

nem Prüfsteine für die Weisheit Gottes zu machen; und wir thun es nichtsdestoweniger.

Conway. Nun denn, liebster Howard, laß uns ganz aufrichtig sein. Glaubst du, selbst zugegeben, daß die Authenticität der Schrift nicht geleugnet werden kann, daß es möglich sei, absolute Widersprüche zu glauben, oder solche Widersprüche zu sehen, und zu glauben, sie kämen von Gott?

Howard. Kann es gerechtfertigt werden, Conway, daß wir die Autorität der Schrift, die wir als Offenbarung Gottes nicht leugnen können, wegen ihrer angeblichen Widersprüche verwerfen, während wir zu gleicher Zeit bekennen, daß wir ihren Inhalt keineswegs vollkommen verstehen? Sind wir weise, — oder vielmehr, sind wir nicht geradezu unsinnig, daß wir unser Schicksal für die Ewigkeit daran wagen, indem wir ungeprüfte Meinungen über einen so wichtigen Gegenstand leichtsinnig annehmen?

Conway. Aber, mein lieber Howard, können die eifrigsten Verfechter der Inspiration der Bibel sich über ihren Sinn vereinigen? Warum giebt es so viele Secten, von denen jede behauptet, daß sie allein die heilige Schrift verstehe? Wie sollte nun ich oder irgend Jemand Das zu verstehen oder in Einklang zu bringen hoffen, was die Welt Jahrhunderte in Streit gehalten hat?

Howard. Die Menge von Secten, mein lieber Conway, beweist lediglich die Schwäche des menschlichen Verstandes in Beziehung auf religiöse Gegenstände. Jede Secte verbindet mit irgend einem besondern, vielleicht nicht einmal wichtigen, Theile der Schrift einen Sinn, der ihr klar und von großem Gewicht scheint; und wenn eine andere ihn dann nicht eben so hoch anschlägt oder ihn anders versteht, so hält jene sich schon hinlänglich berechtigt, sich von dieser als in Irrthum befangen zu trennen. Wenn aller Menschen Verstand darin übereinstimmte, daß es nicht möglich sei, die Bibel zu verstehen, so könnten wir uns demselben vielleicht als Führer anvertraun; da aber alle Secten sie zu verstehen glauben, obgleich sie fortwährend über den Sinn einiger Stellen verschiedener Ansicht sind, so müssen wir annehmen, daß der Fehler am menschlichen Verstande und nicht an der heiligen Schrift liegt. Keine Secte, Conway, verwirft die Bibel als unverständlich, sondern nur der, welcher sich begnügt, lieber allen mit der Verwerfung derselben verbundenen Schaden zu leiden, als sich die Mühe zu geben, sie gern zu studiren.

Conway. Lieber Howard, du drängst mich zu stark auf diesem Punkte. Ich gebe zu, daß ich die Schrift nicht mit der Aufmerksamkeit studirt habe, als ich vielleicht sollte, jedoch glaub' ich, daß meine Vorstellungen von Gott hauptsächlich aus ihr geschöpft sind. Ist es nicht wahre Weisheit in dieser Beziehung, Ansichten, mögen sie aus der Schrift oder aus der Erfahrung oder sonstwoher genommen sein, sich anzueignen, die alle Menschen einstimmig für Gottes würdig halten, und sich mit mystischen streitigen und unbegreiflichen Dogmen nicht zu befassen? Kann ich Unrecht haben, wenn ich mir eine möglichst hohe Idee von Vollkommenheit bilde, das göttliche Wesen mit dieser erhabenen Idee bekleide, und dann diesem allervollkommensten Geiste meines Herzens Verehrung dadurch erweise, daß ich mich bemühe, ihm so ähnlich zu werden, als ich kann?

Howard. Dagegen läßt sich nur einwenden, Conway, daß du mit eben soviel Recht die Sonne oder die Sterne verehren kannst, als dieses nur in deinen eignen Vorstellungen lebende Wesen.

Conway. Aber ich habe ja gesagt, meine Vorstellungen seien hauptsächlich aus der Schrift geschöpft.

Howard. Wenigstens meinst du das; aber ohne Gewißheit und ohne alle feste Ueberzeugung, daß die Schrift selbst eine Offenbarung von Gott ist. Mein lieber Conway, deine Religion ist, was die meinige vor zwei Jahren war. Ich habe den damaligen Zustand meiner Seele und meiner Ansichten nicht vergessen. Auch ich meinte, ich hätte die wahrhaft weise und rechte Mitte in diesen Dingen getroffen.

Conway. Nun denn, laß uns nicht weiter streiten, sondern fahre in der Geschichte deines Herzens fort. Ich bitte aber, verhehle mir Nichts, weil du etwa glaubst, ich würde es für unbegreiflich halten. Mir kann Nichts unbegreiflicher sein, als daß du dich nach einer Umwandlung deiner selbst hättest sehnen sollen. Sage mir Arthur's Antwort auf deine Frage.

Howard. Das will ich, lieber Conway. Seine Antwort war nach der Schrift und folgende: „Glaube, lieber Vater, ist die Ueberzeugung von Dingen, die man nicht gesehen hat. Durch ihn lebt der wahre Christ — durch ihn schreitet er fort auf seinem Wege zum Himmel, — durch ihn hofft und leidet er, sehend Den, der unsichtbar ist. Dies Sehen im Geiste, dies Wahrnehmen der Gegenwart Desjenigen, welcher unsichtbar ist, verstehe ich unter dem Ausdrucke, „die Gegenwart Gottes fühlen;" und dieses steht in genauem Verhältniß

zu der Kraft unsers Glaubens und zu der Gründlichkeit unserer Bibelkenntniß. Der Glaube selbst ist die Gabe Gottes, die Wirkung seines Geistes auf unsere Seele.

Conway. Aber wenn das ist, lieber Howard, so ist er etwas Uebernatürliches, und folglich kann uns der Mangel desselben nicht zugerechnet werden. Dies ist sicherlich ein mystisches und nutzloses Dogma.

Howard. Denselben Einwurf macht' ich auch; aber vergieb mir, wenn ich sage, daß er nur die äußerste Unwissenheit in der Schrift beweis't. Arthur bewies mir dies sogleich. Er sagte, es gebe in der Schrift nichts einfach Deutlicheres, als die bestimmte Verheißung der Wirkung des Geistes Gottes auf unsere Herzen, wenn wir Gott darum bäten, und nichts Begreiflicheres, als die Erfolge, die seiner Einwirkung zugeschrieben würden. Mein lieber Sohn antwortete mir immer in den Worten der Schrift; er schien besorgt, der Kraft des göttlichen Worts etwas zu nehmen, wenn er seinen Inhalt in einer andern als dessen eigner Sprache gäbe.

Conway. Und welches ist die Sprache der Schrift über diesen Gegenstand?

Howard. Man kann sie sich nicht einfacher denken. Jesus Christus sagt: „Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel den heiligen Geist (Gutes) geben Denen, die ihn bitten?“ Und ferner über die Art, wie der Geist Gottes wirkt, sagt Christus: „der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ Der Erfolg dieser Wirkung des Geistes wird eben so deutlich angegeben: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.“ Auch erklärt Christus aufs Feierlichste, daß diese Wirkung des heiligen Geistes auf die Seele zur Erlösung unumgänglich nöthig ist. „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“ Und Paulus sagt: „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder“ und: „Wer nicht Gottes Geist hat, der ist nicht aus ihm.“

Du schweigst, mein Freund; scheint dir dieß eins jener unverständlichen Dogmen zu sein, mit welchen es Weisheit ist, sich nichts zu schaffen zu machen?

Conway. Nicht, wie du es dargestellt hast, oder vielmehr Alles, was über diese Dinge von jenem edlen jungen Geiste gesagt worden, der jetzt in der Ewigkeit ist, trifft mich mit der Gewalt unwiderstehlicher Wahrheit. Aber fahre fort, lieber Howard. Ich fühle wenigstens den mächtigen Eindruck, den diese Gegenstände auf das menschliche Gemüth zu machen geeignet sind.

Howard. In meinem damaligen Gemüthszustande schien mir jedes Wort der Schrift, welches Arthur aussprach, selbst Geist zu sein, und ich fuhr fort, mich mit ihm mit dem höchsten Interesse zu unterhalten. Er schien seinerseits, wenn er keine Schriftworte, die seine Meinung genau ausdrückten, finden konnte, sie lieber überall nicht ausdrücken zu wollen, besonders als ich ihn bat, die Antwort zu erklären, die er mir auf meine Frage, ob er gesucht hätte, die Gegenwart des allmächtigen Gottes zu fühlen, gegeben hatte. Du erinnerst dich, daß seine Antwort war, er habe gesucht, die Gegenwart Gottes des Sohnes zu fühlen, durch welchen allein wir Zugang zu Gott dem Vater hätten.

Conway. Ich erinnere mich. Wie erklärte er diese Antwort?

Howard. Er sagte, Jesus Christus habe seine Jünger mit deutlichen Worten belehrt, daß er das einzige Mittel sei, wodurch sich die Menschen Gott dem Vater nähern oder sein Wesen erkennen könnten. Christus sagte seinen Jüngern kurz vor seinem Tode: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch.“ Spricht zu ihm Thomas: „Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen?“ Jesus spricht zu ihm: „Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Und wiederum sagt Christus: „Niemand weiß, wer der Vater ist, als nur der Sohn, und wem ihn der Sohn offenbaren will.“ Und Paulus sagt: „Durch ihn haben wir Zugang in Einem Geiste zum Vater, durch einen neuen, lebendigen Weg, durch den Vorhang, das ist, sein Fleisch.“ Er führte noch andere Stellen an, die klar und nachdrücklich dasselbe sagten, fügte aber kein einziges Wort von seinem eignen hinzu. Ich bemerkte ihm

dieß. „Weil ich, lieber Vater," erwiederte er, „in Vergleich mit Ihnen an Geist, Erfahrung und überhaupt ein Kind bin. Ich fürchte irgend etwas von meinen eignen schwachen Gedanken zu den Worten der Inspiration hinzuzufügen, damit sie Ihnen nicht auch etwas von dieser Schwäche zu haben scheinen: und besonders bei diesem Gegenstande." „Und warum so besonders bei diesem Gegenstande, lieber Sohn?" fragt' ich. „Weil," erwiederte er mit dem tiefsten Ernst, „kein anderer Name den Menschen gegeben ist, selig zu werden, als der Name Jesus, und ist in keinem andern Heil. Wie unendlich wichtig ist es also, daß unsere Ansicht von diesem alleinigen Erlöser, und unser Glaube an ihn einzig und allein auf Gottes eigner Offenbarung von ihm beruhe." Er ward bewegt, wie er sprach, und drückte seine Stirn gegen meine Hand, in welcher ich die seinige hielt. Ich sagte ihm, was ich damals tief fühlte, daß die Menschen unverantwortlich sorglos über einen so wichtigen Gegenstand wären. „Ja," erwiederte er sehr bewegt, „Gott, welcher das Licht aus der Finsterniß scheinen ließ, hat gegeben das Licht der Erkenntniß seiner Herrlichkeit in dem Angesichte Jesu Christi. Aber wie Wenige fassen diese Herrlichkeit. Christus ist das Bild des unsichtbaren Gottes. Durch ihn wurden alle Dinge geschaffen, die im Himmel und auf Erden sind, sichtbare und unsichtbare. Alle Dinge wurden durch ihn erschaffen, und in ihm und durch ihn bestehen sie. Dieser glorreiche Eine, der in der Gestalt Gottes war, erniedrigte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und wurde ein Mensch; und da er an Geberden als ein Mensch erfunden ward, war er gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Und doch, wie Wenige lieben, wie Wenige kennen ihn!" „Kennen ihn!" erwiederte ich. „Ja, lieber Vater, kennen ihn. Paulus drückt aus, was Alle fühlen, die ihn kennen: „Ich achte Alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntniß Christi Jesu, unsers Herrn, um welches willen ich habe Alles für Schaden gerechnet." Mein lieber Sohn sprach mit der glühendsten Theilnahme, — aber du hast hieran genug, Conway.

Conway. Ich finde Alles, was du mir von Arthur sagst, im höchsten Grade interessant. Aber wo hatte er diese Ansichten gewonnen?

Howard. Auch ich that gleich diese Frage an ihn und hörte, daß er durch einen jungen Freund, der in seiner Nachbarschaft auf dem Lande lebte, veranlaßt worden war, über den Punkt der Religion nachzudenken. Du weißt, seine Gesundheit verhinderte ihn, in

London zu wohnen, und drei Jahre hatte er meistens bei meiner Schwester in Cornwall gelebt. Wir alle hatten ihn während dessen oft auf kurze Zeit gesehn. Er sagte mir, seine Vorurtheile gegen mehre Lehren des Christenthums seien sehr groß gewesen; sein Freund habe mit der unermüdetsten Theilnahme und Güte gearbeitet, diese Vorurtheile zu besiegen; aber erst wenige Monate zuvor, ehe er zu mir gekommen, sei er ganz und von Herzen ein Christ geworden. Du weißt jedoch, wie bescheiden und zurückhaltend er in Allem war, was ihn selbst betraf. Als ich ihn veranlassen wollte, zu erzählen, was in seiner Seele der Annahme jener religiösen Ansichten vorausgegangen sei, gelang es ihm mehrmals, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen; und als ich ihm endlich offen das neue und große Interesse gestand, welches ich selbst an der Sache nähme, und ihn bat, mich mit der Art bekannt zu machen, wie er seine Vorurtheile überwunden und wie sein Geist den festen und glücklichen Zustand erlangt habe, in welchem er jetzt zu sein scheine, so versprach er mir Alles zu schreiben, indem er hinzufügte, daß er mich in einigen Tagen verlassen müsse, (denn sein Befinden verschlimmerte sich wieder) und daß er diese nicht dazu anwenden könne, über sich selbst zu reden. „Wenn," sagte er, „Gott in Gnaden mich als den ersten seiner Familie zu seiner Erkenntniß berufen hat, so geschieht dieß, glaub' ich, weil er weiß, daß mir die kürzeste Zeit zugemessen ist, ihn hier auf Erden zu preisen."

Conway. Armer Junge! Er scheint wirklich für eine bessere Welt vorbereitet zu sein.

Howard. Als ich ihn von mir lassen mußte, so kann ich dir nicht beschreiben, Conway, wie sehr ich fühlte, daß er mir theuer war. Aber nichts mehr davon. — Ich habe unendliche Ursache zur Dankbarkeit in dieser Beziehung.

Conway. Du sahst ihn wieder?

Howard. Ja; ich war Zeuge davon, wie er starb, oder vielmehr, wie sein Geist dahinüber schied, wo er sich sehnte zu sein. Wenn wir uns diesen Abend trennen, Conway, so will ich dir die Nachricht über die Veränderung seiner Ansichten geben, die er mir schriftlich mittheilte. Ich glaube, sie wird dich interessiren, und du stehst so früh auf, daß du Zeit haben wirst, sie zu lesen, bevor wir uns morgen wiedersehn.

Conway. Es wird mir sehr lieb sein, sie zu sehen; und ich

wundere mich nicht, lieber Howard, daß religiöse Ansichten, die dir unter solchen Umständen vorgetragen wurden, einen mächtigen Eindruck auf deine Seele machten.

Howard. Ich kann nicht sagen, Conway, daß Arthur's Ansichten großen Einfluß auf die Veränderung meiner eignen Gesinnung hatten; höchstens nur so weit, als sie mich in dem Glauben bestärkten, daß der wahre Christ einen tiefer gefühlten, unwiderstehlichern und mächtigern Eindruck von Gott und der unsichtbaren Welt an sich erfahre, als es selbst von dem denkenden Theile der Menschen für vernunftgemäß und nothwendig gehalten zu werden scheint. Aber er muß, ehe er zur Wahrheit gelangt, sie Schritt vor Schritt selber suchen. Arthur's Schwierigkeiten bei diesem Suchen und die meinigen waren nicht gleich. Die äußern Umstände bedingen bis zu einem gewissen Grade jeden Character. Seine frühen Leiden und mein stetes Glück hatten unsern Gedanken eine sehr verschiedene Richtung gegeben. Ich war nur gewohnt zu handeln, er nachzudenken. Für ihn erhuben sich die Schwierigkeiten aus dem offenbaren Widerspruche zwischen den Eigenschaften Gottes und dem bestehenden Zustande der Welt; für mich aus der Erfahrung meiner Unfähigkeit, dem göttlichen Gesetze zu gehorchen, welche in der Strenge seiner klaren Anforderungen zu wachsen schien, je ängstlicher ich ihm zu gehorchen versuchte; oder vielmehr, jeder Schritt, den ich in diesem Versuche that, schien nur auf eine neue, unerfüllte Pflicht zu führen, während mein Gewissen bei Allem, was ich that, unbefriedigt blieb.

Conway. Und brachte dich nicht grade dieses zu der Ueberzeugung, lieber Howard, daß du eine irrige Ansicht angenommen habest? Kann ein gerechter Gott von uns fordern, was nicht in unserer Macht steht zu erfüllen?

Howard. Ich legte mir oft selbst diese Frage vor, aber die Sprache der Schrift war vollkommen deutlich, und es war noch nicht lange her, daß ich mit der vollsten Ueberzeugung einsah, das Gesetz Gottes, so weit ich mich damit bekannt gemacht hatte, sei heilig, gerecht und gut, und seine Vorschriften in jeder Beziehung recht und geeignet, Alles zu fördern, was an Character tüchtig ist oder was auf wahres Glück hinzielt. Jesus Christus faßt das ganze göttliche Gesetz in diese beiden Gebote zusammen: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften und von ganzem Gemüthe; und deinen Nächsten als dich selbst.“

Und sind nicht diese beiden Gebote eben so sehr darauf berechnet, das Glück der Menschen zu sichern, als sie für den großen Gesetzgeber ehrenvoll sind?

Conway. Sie haben aber sicherlich Einen Fehler, — die, für welche sie berechnet sind, sind schlechterdings unvermögend, ihnen zu gehorchen.

Howard. Und woher dieses Unvermögen, Conway? Wie kommt es, daß, während wir uns zu dem Glauben bekennen, Gott sei unserer höchsten Liebe werth, wir ihn nicht auf's Höchste lieben können? Und während wir sein schönes, einfaches und gerechtes Gebot bewundern, wodurch er den Menschen lehrt, das Glück seiner Brüder zu sichern, daß wir ihm nicht gehorchen können?

Conway. Um diese Frage zu beantworten, mein Freund, müßte ich Schritt vor Schritt Rechenschaft davon geben, wovon noch nie Rechenschaft gegeben worden ist — von dem Ursprunge des Bösen.

Howard. Nein, lieber Conway, das würde dich nur von dem Ziele abführen. Wenn wir uns von Dem belehren lassen wollten, den wir angeblich für den allein Weisen, den allein Allwissenden halten, und dessen Lehre durch unsere eigne Erfahrung vollkommen bestätigt wird, so würden wir glauben, daß der Grund jenes Unvermögens die Abwendigkeit unserer Herzen von der Reinheit seines Wesens und seiner Gesetze sei. Wir sehen nicht mit der Klarheit, wie er diesen Zustand unsers Gemüths, weil wir nie jene Fülle der Liebe für ihn, den Vollkommensten, den Liebenswerthesten kannten, die nach seiner Absicht bei unserer Schöpfung unsere volle Zufriedenheit und Glückseligkeit ausmachen sollte, und deren Gegensatz in dem gegenwärtigen Zustande unseres Gemüths er ganz deutlich „Feindschaft" nennt; und wir, voll Selbstliebe, wie wir sind, werden einräumen, daß wir wenigstens zu Zeiten eine Unlust bei dem Gedanken an Gott, eine Ungeduld gegen sein Sittengesetz und eine Neigung fühlen, sein Dasein zu vergessen und so zu handeln, als ob wir selbst die Herren unsers Lebens wären.

Conway. Und wie ist dem Allen abzuhelfen, Howard? Wie können wir diese Herzen ändern und sie zu ihrem ursprünglichen Zustande zurückführen?

Howard. Das ist die einzige Frage von Wichtigkeit unter allen Fragen des geschäftigen Menschengeistes; denn ehe sie beantwortet ist, ist jedes andere Bemühen baare Thorheit — baares Spiel am

Rande einer auf ewig von Gott uns trennenden Kluft. Gottes Antwort auf diese Frage wirft auf Alles Licht, was für uns diesseits des Grabes zu wissen irgend Werth hat.

Conway. Und welches ist die Antwort Gottes auf diese Frage?

Howard. Sie ist diese. — Er selbst hat es unternommen, uns durch seinen Geist nach dem Bilde Christi zu erneuen, wenn wir nur unsere widerspänstigen Herzen beugen und ihn darum bitten wollen. Du scheinst nicht befriedigt, Conway.

Conway. Ich bekenne, ich bin es nicht; es ist etwas so Unsicheres, so Visionäres in dieser Lehre von übernatürlicher Einwirkung. Ich bin gewiß, ich würde mich nie überzeugen, daß ich unter der unmittelbaren Belehrung des göttlichen Wesens stehe.

Howard. Glaubst du denn, daß Alles, was ich dir in Betreff meiner gesagt habe, bloße Täuschung sei?

Conway. Das will ich zwar nicht geradezu sagen, lieber Howard; aber du mußt mir Zeit geben, über diesen Gegenstand nachzudenken, wenn ich allein bin. Es ist nicht leicht, sich eine Ansicht über einen Gegenstand zu bilden, der so neu ist als dieser mir. Vergiß, was ich zuletzt gesagt habe, oder sieh' es als das Resultat einer festgewurzelten Denk- und Vorstellungsweise an.

Howard. O, mein geliebter Conway, diese steif und starr gewordenen Denk- und Vorstellungsweisen machen mich zittern. Wir stehen in einem Alter, mein Freund, wo wir uns mit Gleichgültigkeit von Allem abwenden, was sich als eine neue Ansicht geltend macht, und mit Widerwillen eine alte betrachten, die sich eine Wichtigkeit beilegen will, der sie die allgemeine Uebereinstimmung längst beraubt hat. Dieß ist das Resultat der Erfahrung und mag vielleicht in jeder andern Sache wahre Weisheit sein; aber in der Religion, vergieb mir, lieber Conway, ist es baare Thorheit.

Conway. Wie so?

Howard. Weil es keine Lehre oder Vorschrift des Christenthums giebt, welche die Menschen durch ihre Erklärungen und Glossen nicht in Dunkel gehüllt haben. Jene Erklärungen sind den meisten viel besser bekannt, als die Bibel selbst, ja, sie heben diese in manchen Puncten sogar auf; und wenn wir nun die Sache untersuchen, so finden wir, daß viele grade jener Ansichten, welche wir mit der Vernunft am wenigsten reimen zu können glaubten, und die von denen, welche wir als verstandesmäßige Erklärer der Schrift betrachteten, ver-

worfen worden, eben die klarsten Lehren der Bibel sind. Jeder muß sich also zur Gestaltung seiner religiösen Ansichten geradezu an die Offenbarung wenden.

Conway (lächelnd). Wir kommen immer wieder auf denselben Punkt zurück — die Bibel, nichts als die Bibel.

Howard. Ja, lieber Conway, die Offenbarung Gottes, und nur sie, vermag uns über das zu belehren, was wir anders nicht wissen können, und sie ist, ich bekenne es, meine einzige Führerin bei dem Suchen nach Wahrheit über Gott und unser Verhältniß zu ihm.

Conway. Nun, Freund, ich glaube, ich verstehe jetzt diesen Theil deines Glaubensbekenntnisses. Ich will nun deine geistige Entwickelungsgeschichte nicht weiter unterbrechen.

Howard. Es kostete mir einen harten Kampf, jenen Gesetzen Gottes zu gehorchen, die ich in meinem Gewissen, in meinem Geiste und Herzen als allzumal gut und recht billigte. Du hast über meine Bemühungen, Gott in meiner Familie zu verehren, nur Wahrheit gehört. Ich beschloß, was auch Andere thaten, „ich und mein Haus wollten dem Herrn dienen." Ich wurde von ihnen geliebt und geehrt als ihr Haupt und ihr Führer in irdischen Dingen, und ich entschloß mich, spät wie es in meinem Alter war, zu versuchen, meine Pflicht als ihr Vater und Dienstherr auch in himmlischen Dingen zu erfüllen. Sobald ich im Stande war, meine Familie um mich zu versammeln, sagte ich ihr unverholen, daß ich bis jetzt meine Pflicht versäumt habe, weil ich in in einer schmählichen Unwissenheit gewesen sei. Ich setzte Regeln fest, nach welchen sie sich richten sollte, und gab meinem Gesinde vierzehn Tage Zeit, über die Sache nachzudenken, indem ich Denen, welchen die Strenge meiner Anordnungen nicht gefiele, versprach, ich wollte ihnen das Zeugniß der Treue gegen ihren irdischen Herrn und eine Entschädigung für ihre augenblickliche Entlassung geben; aber ich machte es zur unerläßlichen Bedingung, daß kein Diener unter meinem Dache bleiben solle, der sich nicht genau nach meinen Anordnungen richte.

Conway. Und was für Anordnungen waren das?

Howard. Es würde langweilig sein, sie im Einzelnen anzuführen, aber die Hauptsache war, Alle mußten sich zur bestimmten Stunde zur Morgen- und Abendandacht bei mir versammeln, — vollkommene Mäßigkeit und Ordnung sollten in jeder Beziehung herrschen, — und der Sabbath sollte nach den Buchstaben des Gesetzes, wie es von

Christus erklärt ist, gehalten werden. Dabei, lieber Conway, war es unvermeidlich, nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, und ich wundere mich deßhalb auch nicht im Geringsten, daß du mich als einen solchen hast schildern hören.

Conway. Aber warum solche plötzliche Extreme, Howard? Warum nicht allmählig, und, wenn ich so sagen soll, ohne Aufsehn solche anstößige Sonderbarkeiten annehmen?

Howard. Jene Eindrücke einer unsichtbaren Welt, welche du als visionär betrachtest, waren meiner Seele zu lebhaft gegenwärtig, als daß ich aus Furcht vor Spott oder Verachtung vor meiner deutlichen Pflicht hätte zurückweichen sollen. Ich wußte, ich würde mir beides zuziehen, aber im Vergleich mit dem Mißfallen oder dem Beifalle Gottes galten sie mir nichts.

Conway. Und doch war dein Gewissen nicht beruhigt?

Howard. Nein; denn ich glaubte auch mir dadurch eine Gerechtigkeit zu erwerben, in welcher ich mit einem Anspruch auf ewige Belohnung vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen könnte. Der feste Glaube an das Schriftwort, daß ich dort erscheinen müsse, „um Rechenschaft von allen meinen irdischen Handlungen zu geben,“ trieb mich am Schlusse jedes Tages, nach dem Maßstabe der Schrift und mit einer Sorgfalt, die mit der Klarheit, worin ich damals die Wichtigkeit des Ergebnisses sah, im Verhältniß stand, zu prüfen, ob ich in der That Das erfüllt habe, was ich als Bedingung des Wohlgefallens Gottes betrachtete; und die Prüfung meiner Handlungen an jedem Tage bewies mir, daß ich noch in jeder Hinsicht mangelhaft war, und daß alle meine Gedanken, Worte und Handlungen noch eine Beimischung von etwas Unheiligem hatten. Wenn wir versuchen, Gott so aufrichtig zu gehorchen, so finden wir, Conway, „daß sein Gebot wirklich außerordentlich groß“ ist, und „sein Wort rein — reiner als Silber, siebenmal in einem Schmelzofen geläutert.“

Conway. Aber, lieber Howard, geben nicht selbst die Strenggläubigsten zu, daß wir nach der Aufrichtigkeit, nicht nach der Vollkommenheit unsers Gehorsams am jüngsten Tage werden gerichtet werden?

Howard. Nein, Conway; das ist eine jener die Schrift erklärenden Glossen, von denen ich sprach, und zwar eine, die sich vollständig als unläugbare religiöse Wahrheit festgesetzt hat, während kein Schat-

ten von Grund dafür in der Bibel ist. Kannst du mir irgend eine Stelle der Schrift anführen, daß unser allwissender Richter ein aufrichtiges aber mangelhaftes Bemühen, zu gehorchen, statt eines vollkommnen Gehorsams annehmen will?

Conway. Entschuldigt nicht Christus selbst seine Jünger, als sie, statt wie er sie aufgefordert hatte in der Stunde seines Leidenskampfes mit ihm zu wachen, eingeschlafen waren? Er sagte, voll Mitleid mit ihrer Schwäche und mit Anerkennung ihres aufrichtigen Willens: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Ich habe immer die Güte und Großmuth dieser Worte in jenem Augenblicke bewundert.

Howard. Und doch, wenn du die Stelle, die fortwährend zu Gunsten deiner Meinung angeführt wird, prüfen willst, so wirst du finden, daß du eine Auslegung der Worte unsers Herrn bewundert hast, die sie keineswegs zulassen. Wir wollen die Stelle lesen, wie sie Markus hat, (Lies't) „Und Jesus kam und fand sie schlafend, und sprach zu Petro: Simon schläfst du?" (Warum anders wendet er sich so bestimmt an Petrus, und nicht an Jacobus und Johannes, als weil jener so zuversichtlich erklärt hatte, er sei bereit, mit seinem Herrn zu leiden und zu sterben?) „Vermöchtest du nicht Eine Stunde zu wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Ist das eine Entschuldigung? Ist es nicht vielmehr eine ernste und gnädige Warnung, durch welche der zwar redliche aber sich selbst zu sehr vertrauende Petrus, wenn er sie beachtet hätte, bewahrt geblieben wäre vor — der Schwäche, wie du es nennen wirst; ich aber muß sagen, vor dem Verbrechen, eine Stunde nachher seinen Herrn zu verrathen. Außerdem giebt es auch keine andere Stelle, die möglicherweise so verstanden werden kann, wie du diese verstehst. Christus mildert nie die Fehler seiner Jünger; im Gegentheil, er tadelt sie stets; und hätte er anders gehandelt, so wäre er nicht gewesen, was er war, der Lehrer und das Muster der vollkommensten Heiligkeit.

Conway. Wie willst du denn je gerechtfertigt vor Gott dastehen, Howard? Was ist zu thun, wenn du seinen Gesetzen weder vollkommen gehorchen noch freigesprochen werden kannst, obgleich du ihnen nach dem vollen Maße deiner Kräfte gehorchst? Ich habe mir daher unter deinen Bemühungen, gehorsam zu sein, Trauer über Vergehungen gedacht, denn auch die ist geboten.

Howard. Ja, Conway, und hättest du deines Freundes Seele

gesehn, als er stundenlang niedergeworfen vor der Heiligkeit Dessen dalag, den er anbetete, wie er jeden Augenblick seiner eignen Unlauterkeit sich mehr bewußt wurde, als er sie in dem Lichte der Vollkommenheit des allein Heiligen, allein Weisen, allein Guten, allein Anbetungswürdigen erblickte, den er mit Zittern liebte, — dessen Barmherzigkeit er seine Seele unterwarf, obgleich der Weg, wie sich Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in dem Gerichte über ihn vereinigen könnten, ihm noch so dunkel war, daß die Angst, welche er ausstand, manchmal an die Angst vor geistigem Tode gränzte: — du könntest nicht so leichtfertig von jenem Bewußtsein der Sünde sprechen, welches, wenn eine Empfindung von der Herrlichkeit dessen hinzukommt, gegen welchen wir gesündigt haben, wahre Reue hervorbringt.

Conway. Und nützte diese tiefempfundene Reue auch nichts? O Howard! verzeih, wenn ich solche Lehren — solche Gefühle nicht verstehe. Könntest du wünschen, daß ich's thäte?

Howard. Ich wünschte, lieber Conway, daß die Angst, die ich erlitten habe, für uns Beide hinreichend sei, und daß du mir glaubtest, wenn ich dir versichere, daß, wenn du nur eine Stunde lang mit mir die Unruhe eines Gewissens gefühlt hättest, das durch den Glanz der Heiligkeit, durch die es gerichtet werden wird, zum Bewußtsein seiner eignen Finsterniß und Schuld geweckt ist, du würdest dich nie dieser Stunde wieder erinnern können, ohne daß damit nicht auch ein Gefühl zurückkehrte, welches jeden leichtfertigen Gedanken augenblicklich niederschlagen würde. Es ist der Geist Gottes, der uns unserer Sünde überführt, und wenn er die Seele berührt, so fühlt sie die Gegenwart Dessen, der das in ihr wirkt, was „die Feuertaufe“ genannt wird.

Conway. Aber, lieber Freund, zugegeben, daß diese Eindrücke wirklich von dem Geiste Gottes gemacht werden, was bezwecken sie? Kann die Ueberzeugung, daß es unmöglich ist, den Gesetzen Gottes in ihrer ganzen Reinheit zu gehorchen, uns selbst reiner machen? Oder, angenommen, daß sie den Ernst unseres Strebens steigerte, von welchem Nutzen würde es sein, wenn wir, wie du sagst, nie zu vollkommnem Gehorsam gelangen können, und Gott keinen andern annimmt?

Howard. Ich will dir mit den Worten der Schrift antworten: „das Gesetz,“ wenn wir seine Lauterkeit und Strenge erkennen, „ist ein Zuchtmeister, uns zu Christum zu bringen.“

Conway. Erkläre dich, Freund, ich bin nicht gewiß, daß ich dich verstehe.

Howard. Wie verstehst du die angeführte Stelle der Bibel?

Conway. Ich habe, denk' ich die Worte schon oft gehört, ohne daß ich wüßte, ob ich je einen deutlichen Sinn damit verbunden habe. Indessen sollt' ich denken, daß, wie du zu thun scheinst, das Sittengesetz Gottes darunter verstanden werden kann. Ich denke, es ist bekannt, daß die jüdischen Religionsgebräuche, die Opfer zum Beispiel, den Tod Christi vorbilden sollten. In diesem Sinne konnten die zahlreichen Ceremonien, die das alte Testament erwähnt, die Juden zum Verständniß des Zweckes von Christi Leiden führen, und ein Zuchtmeister sein, der sie dahin brachte, ihn aufzunehmen.

Howard. Diese Ceremonien beabsichtigten ohne Zweifel, den Tod Christi vorzubilden und den Zweck, für welchen er litt, uud die auf diese Ceremonien bezüglichen Gesetze sind in dem enthalten, was „das Gesetz" genannt wird. Aber das Sittengesetz Gottes ist auch darin enthalten, denn Paulus sagt: durch's Gesetz kommt die Erkenntniß der Sünde," oder mit andern Worten: das Gesetz bezeichnet Das, was Sünde ist. Daß dieß seine Meinung ist, bestätigt das Folgende, wo er von einer Sünde sagt, er würde nicht gewußt haben, daß es Sünde sei, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: „Du sollst nicht begehren." Nun wirst du dich erinnern, daß dieses Verbot ein Theil des sittlichen Gesetzes ist — es ist das zehnte Gebot.

Conway. Richtig, aber was meinst du damit, wenn du sagst, die Kenntniß des sittlichen Gesetzes bringe uns zu Christus?

Howard. Ich meine die Erkenntniß unserer Unfähigkeit, das Sittengesetz zu erfüllen, zeigt uns, daß es unmöglich ist, je vor Gott gerechtfertigt zu sein, wenn es nicht einen andern Weg giebt, ihm wohlgefällig zu werden. Paulus sagt: „Durch des Gesetzes Werk wird kein Fleisch vor ihm gerecht, denn durch das Gesetz kommt" — nicht die Erkenntniß des Gnadenweges, sondern — „die Erkenntniß der Sünde," und „der Tod ist der Sünde Sold; aber Gott giebt das ewige Leben durch Jesum Christum unsern Herrn." Ewiges Leben, lieber Conway, kann durch keinen Gehorsam erlangt werden, den wir jetzt zu leisten vermögen; es ist ein Geschenk, welches wir durch den Glauben an Christum empfangen. „Das Gesetz ist ein Zuchtmeister, uns zu Christo zu bringen, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben."

Conway. Dieß ist keine neue Lehre, Howard; und es kann dir nicht entgehen, daß ihre Richtung zur Unsittlichkeit der Grund ist, weßhalb alle Freunde wahrer Sittlichkeit ihre Vorbereitung fürchten.

Howard. Nein, Conway, es ist in der That keine neue Lehre, es ist die Lehre, durch welche jegliche Seele, die in den Himmel gekommen, gerechtfertiget ist, von den Tagen Abels bis heute, und zum Beweise dessen berufe ich mich wiederum auf die einzige, unwandelbare Quelle der Wahrheit — die Bibel. „Durch den Glauben hat Abel Gott ein größeres Opfer gethan, denn Cain. Durch den Glauben ward Enoch weggenommen, daß er den Tod nicht sähe. Durch den Glauben hat Noah die Arche zubereitet zum Heil seines Hauses, da er einen göttlichen Befehl empfing von Dem, das man noch nicht sah; durch welchen er verdammete die Welt und hat ererbet die Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt.“ Durch den Glauben wurden Abraham, Moses, David und alle Väter gerechfertigt. Durch den Glauben erklärte Paulus gerechtfertigt zu sein. „Da wir nun,“ sagt er, „durch den Glauben gerechtfertigt sind, haben wir Frieden mit Gott;“ und er wirft Alles, worauf er vor seiner Bekehrung seine Hoffnung auf den Himmel gegründet hatte, von sich, als ohne Nutzen, vielmehr als werthlos und geringe: — „Was mir Gewinn war, das hab' ich um Christi willen für Schaden geachtet. Ja, und ich achte Alles für Schaden gegen die Herrlichkeit der Erkenntniß Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich Alles für Schaden gerechnet habe, und achte es füc Koth, auf daß ich Christum gewinne und in ihm erfunden werde, indem ich nicht meine eigne Gerechtigkeit habe, die aus dem Gesetz ist, sondern die aus dem Glauben an Christus kommt, die Gerechtigkeit, die aus Gott ist durch den Glauben.“ Die Menschen, lieber Conway, möchten in ihrer Weisheit, welche Gott wegen ihres Resultats in dieser Hinsicht Thorheit nennt, diese Lehre gern aus der Welt als der Sittlichkeit gefährlich verbannen; oder, wenn sie zu ehrlich sind, gegen den wohlverstandenen Sinn des deutlichen Schriftworts so weit zu gehen, so suchen sie dieselbe doch durch Glossen und Deutungen dem Volke aus den Augen zu rücken. Aber sie thun dieß aus baarer Unwissenheit, weil sie den eigentlichen Grund und Zweck dieser Lehre durchaus nicht kennen, und vor den klarsten Thatsachen ihre Augen verschließen. Sie sehen, daß in den Ländern, wo diese Lehre ohne Glosse und Deutung von der Kirche aufrecht erhalten und ohne Furcht dem Volke gepredigt wird, die reinsten Sitten herrschen, daß da der höchste Werth auf religiöse und sittliche Unterweisung gelegt wird; daß Fleiß und vor allen Dingen jene häuslichen und gemüthlichen Tugenden, welche lautere Sitten stets begleiten, dort am meisten zu

finden sind. Sie sehen auch, oder können sehen, daß wo diese Lehre klar und frei gepredigt wird, ein verhältnißmäßig hohes Interesse an der Religion herrscht. Und was ist es, Conway, das immer die Anklagen gegen Anhänger dieser Lehre begleitet? Ist es nicht fast in jedem Falle, daß sie abgeschmackt streng und sonderlich in ihrem Betragen geworden seien?

Conway. Gewiß, so ist es. Aber scheint es nicht ein Widerspruch, zu glauben, daß das, was uns von der Nothwendigkeit eines strikten Gehorsams befreit, uns grade noch strikter im Gehorsam machen sollte? Verdienen wir Tadel, wenn wir selbst den Beweis von Thatsachen zur Unterstützung eines so offenbaren Widerspruchs nicht annehmen?

Howard. Ja, Conway; denn es ist Unkenntniß der eigentlichen Beschaffenheit jenes Glaubens, die uns fürchten läßt, ihn als den Grund anzunehmen, worauf wir unsere Hoffnung des Himmels bauen; und wir sollten doch erst redlich die wahrhafte Beschaffenheit eines in seinen Wirkungen so außerordentlichen Glaubens untersuchen, bevor wir ihn verwerfen und verdammen. Das muß doch selbst ein lauterer Glaube sein, der zu einer Strenge in Moral und Gottesfurcht führt, welche von denen für unnöthig gehalten wird, die ihre Hoffnung des Himmels noch immer auf ihren Gehorsam gründen, und der zu gleicher Zeit diese Strenge doch noch als so mangelhaft betrachtet, um fortwährender Vergebung zu bedürfen.

Conway. Nun, Howard, ich kann nicht widerlegen, was du sagst, und ich werde mit wahrem Interesse deiner Erklärung von dem Wesen dieses Glaubens zuhören. Die beste Religion muß immer die sein, welche die reinste Sittlichkeit verbürgt.

Howard. Der große Irrthum, in welchen wir bei dieser Sache verfallen, lieber Conway, ist dieser: wir bestehen darauf, das, was unsere Freisprechung vor dem Richterstuhle Christi bewirken soll, mit dem zu vereinigen, was uns vorbereiten soll, ewig mit ihm zu leben, und wir machen das Erstere von dem Letztern abhängig, während die ganze Erlösungslehre beides von einander trennt. Christus starb als eine Sühne für die Sünde, und allein durch dieses Opfer für uns werden uns unsere Sünden vergeben und wir in dem großen Weltgerichte gerechtfertigt. Der Geist Gottes heiligt unsere Seelen, sie fähig zu machen für die Gegenwart Gottes; aber sein Werk geht so stufenweise, und die Seele erhält unter seiner Führung einen solchen

Begriff von der Größe und Reinheit der wahrhaftigen Heiligkeit, daß der strengste, reinste und aufrichtigste Christ fühlt, er sei ewig verloren, wenn seine künftige Rechtfertigung von seinem geleisteten Gehorsam abhängen sollte. — Aber die Stunde unserer Abendandacht naht heran. Ich muß zu meiner Familie in das Bibliothekzimmer. Willst du mit uns sein, Conway?

Conway. Gewiß, wenn du mir Zutritt gestatten willst.

Howard. Ja, lieber Conway, deine Gegenwart wird mein Gebet beleben; und ich freue mich, dir Gelegenheit zu geben, selbst über eins jener Mittel, eine Familie zum Dienste Gottes zu führen, zu urtheilen, welches von der Welt für einen so traurigen Beweis angesehen wird, daß ein Mensch schwach an Verstand geworden ist.

Conway. Auch ich freue mich, Howard, Gelegenheit zu haben, eine eurer Einrichtungen kennen zu lernen, die für so übertrieben sonderbar gelten. Ich fange nur an zu fürchten, daß ich bald zu Denen werde gerechnet werden müssen, über welche du immer soviel Einfluß hast, daß sie, wenn sie bei dir gewesen sind, nicht umhin können, deine Schwärmerei zu vertheidigen und sich sogar von ihr anstecken zu lassen.

(Sie verlassen das Zimmer.)

Das Bibliothekzimmer.

Ein Tisch mit einer großen Bibel und andern Büchern.

Howard und Conway.

Howard. Ich komme immer eine kleine Weile vor meiner Familie hierher, um über die Stelle nachzudenken, die ich vorlesen will.

Conway. Erklärst du sie ihr?

Howard. Ich versuche es; aber hier fühle ich recht schmerzlich die unglücklichen Folgen meiner langen Vernachlässigung dieses wichtigsten aller Studien. Ich fürchte meinem eignen Verständnisse zu trauen, um nicht unwissend wie ich über unzählige Punkte bin, diejenigen in Irrthum zu bringen, welche Unterweisung von mir erwarten. Meine Weise ist diese. Ich studire zuerst die Stelle durch, die ich vorzulesen denke, und bitte Gott um seinen Geist, daß er mich in den Stand

setze, sie recht zu verstehen. Dann ziehe ich einen bewährten Ausleger zu Rathe, und wenn ich finde, daß wir übereinstimmen, so gehe ich mit einigem Vertrauen daran, meine Ansicht zu sagen. Stimmen wir nicht überein, so muß ich die Stelle wenigstens so lange unerklärt lassen, bis ich ihren wahren Sinn gefunden habe. Hätte ich, wie ich gesollt, die Bibel die letzten 30 Jahre studirt, so wäre ich jetzt fähig, Gottes Geboten zu gehorchen, meine Familie in seiner Erkenntniß zu unterweisen.

Conway. Aber widersprichst du dir nicht ein wenig, lieber Howard? Du sagst, die Bibel und nur die Bibel müßte die Führerin jedes menschlichen Wesens in Erlernung der Religionswahrheiten sein, wenn es auch noch so arm und schwach an Verstande wäre; und doch müßte es dir dreißig Jahr Arbeit kosten, sie zu verstehen?

Howard. Nicht durch die Kraft des Verstandes, lieber Conway, verstehen wir die Bibel. Es giebt einen Weg zu ihrem Verständnisse, der auch den Armen und Ungebildeten, Frauen und Kindern offen steht, welchen der höchste Verstand auf keine andere Weise erreichen kann, als sie, und der besteht in dem aufrichtigen Gebet um Kraft von Gott. Es giebt mancherlei Weisen, Freund, die Bibel zu lesen. Eine ist, sie aufmerksam zu lesen und dich auf deine eigne Einsicht für ihr Verständniß zu verlassen, wie du es beim Lesen anderer Bücher thust. Niemand wird auf diese Weise die Bibel lange lesen; denn „der natürliche Mensch," der natürliche Verstand hat nicht Lust an göttlichen Dingen. „Sie sind ihm eine Thorheit," denn was vom Geiste Gottes eingegeben ist, kann nur von einem Gemüthe geliebt und verstanden werden, welches unter dem Einflusse des heiligen Geistes steht. Es giebt noch eine andere Weise, die Bibel zu lesen, die auch nicht die rechte ist, die aber doch mehr Interesse und Wirkung hat als die erste: nämlich, wenn man fühlt, daß die Bibel einen tiefern Sinn habe, als welcher dem entgegenkommt, welcher sie zu verstehen gedenkt, wie er andere Bücher versteht. Einem solchen Leser scheint sie in tiefes Dunkel gehüllt, aber was er begreift, hat unendlich mehr Einfluß auf ihn, als was von dem erstern begriffen wird. Die einzige Weise, die Bibel mit wirklichem Erfolg zu lesen, ist, sie als das Wort Gottes aufzuschlagen, jeden Vers als den Ausspruch des Geistes aufzunehmen, der „in alle Wahrheit leiten will," und der jetzt grade so in dem Worte spricht als in dem Augenblicke, da er es zuerst eingab, — seine Hülfe anzuflehen, daß er unsern Ver-

stand erleuchte, Alles in dem von ihm hineingelegten Sinne aufzunehmen, und seinen Inhalt in unserer Seele zu versiegeln, als die Quelle, woraus hervorgehen soll „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit," als „die Früchte des Geistes," die durch ihn vermittelst seines Wortes auf unsere vernünftigen Seelen gepfropft sind. Die Bibel auf diese Weise zu lesen, lieber Conway, gewährt unaussprechliche Freude. Ihr ganzer Inhalt, ihre Lehren, ihre Verheißungen, ihre Offenbarungen in Beziehung auf den, der da ist „Wunderbar, Rath" — „der Allmächtige Gott" — „der Bräutigam seiner Kirche" — „der Geliebte" — alles erfüllt die Seele mit einer Kraft, einem Entzücken, welches dem unbegreiflich ist, der es nie erfahren hat; und die, welche befähigt worden sind, so die Bibel zu verstehen, müssen sich nie an einen weniger klaren und kräftigen Sinn irgend einer Stelle genügen lassen. Sie ist, mit Gebet, dem Ungebildetsten wie dem höchsten Verstande gleich offen und zugänglich. Und dieß ist das Verständniß, welches auch ich suche, bevor ich meiner Familie irgend eine Stelle der Schrift zu erklären unternehme; aber es zu gewinnen, erfordert Zeit, Nachdenken und Gebet, und ich fühle deutlich, daß meine irdische Sonne für immer untergehen muß, ehe das Licht des Geistes Gottes über der Hälfte der erhabenen Wahrheiten für mich aufgeht, die in diesem Worte des Lebens offenbart sind. Hätte ich von den Mitteln, mich zu belehren, und von den Talenten, die mir zu Gebote standen, Gebrauch gemacht, es möchte wohl anders gekommen sein. — Die Stelle, welche heute Abend an die Reihe kommt, habe ich so sorgfältig studirt — um meinem eignen Herzen genug zu thun — daß ich den Sinn derselben, wie ich ihn mir angeeignet habe, glaube geben zu dürfen. — Ich höre die Glocke, welche meine Familie zusammenruft. Setz' dich neben mich, lieber Conway.

Es treten herein Mistreß Howard, Emma, Karl, Gesinde und einige andere Personen. Alle nehmen ihre Plätze ein. Howard und Conway erheben sich, und Alle stehen, während Howard mit den Worten des heil. Chrysostomus betet:

„Allmächtiger Gott, der du uns gegenwärtig die Gnade erwiesen, „daß wir einmüthig unser gemeinschaftliches Gebet dir vortragen dür„fen, und versprochen hast, daß wo zwei oder drei in deinem Namen „versammelt sind, du thun willst, worum sie bitten, — erfülle jetzt, „o Herr! das Gebet und Flehen deiner Knechte, wenn es zu ihrem

„Heile dient; verleihe uns in dieser Welt Erkenntniß deiner Wahr„heit, und in der zukünftigen das ewige Leben. Amen.“

Alle setzen sich, und Howard lies't die ersten sieben Verse des dreizehnten Kapitels aus dem ersten Briefe Pauli an die Korinther: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle“ ꝛc., die er dann folgendermaßen erklärt:

„Welches ist nun die Natur dieser Liebe, die so unerläßlich ist, um Gott unsere Dienste wohlgefällig zu machen?

„Die Liebe trägt die Fehler und Schwächen und die Lieblosigkeit Anderer, und bleibt stets gütig und wohlwollend gegen sie. Die Liebe beneidet nicht Anderer Vortheil, Gaben, Reichthum oder Glück; wahre Liebe hat ihre Freude an dem Allen. Sie rühmt sich nicht ihrer eignen Vorzüge und ist nicht stolz darauf, beträgt sich nie hochmüthig, sondern ist gütig, sucht nicht ihren eignen Lohn, wird nicht leicht verdrießlich, denkt nicht gern Schlimmes von geliebten Personen, sondern freut sich ihrer Fortschritte in allem wahren Guten.

„Wahre Liebe trägt Alles, glaubt alles Günstige, hofft alles Gute und erträgt in Hoffnung jeglichen Schmerz.

„Diese von Paulus so schön beschriebene Liebe ist die, welche Christus so oft und so dringend fordert, als das „neue Gebot,“ welches er seinen Jüngern gab, und wir müssen unsere Kenntniß von Christo und unsern Gehorsam gegen ihn an diesem Maßstabe prüfen. Manche begnügen sich mit dem Bewußtsein, daß sie nie Jemand beleidigt haben, — mit ihrem Wohlwollen, — ihrem Almosengeben. Aber haben sie auch stets ihren Nächsten, reich und arm, mit der durch das göttliche Wort gebotenen Liebe geliebt? Ist sie das freiwillige, erste Gefühl ihres Herzens gegen jede menschliche Kreatur? Und nicht allein das; sind sie auch geduldig mit Jedermann, hoffend und ausharrend? Laßt uns uns selber dadurch nicht täuschen, daß wir den Versuch machen, diese Beschreibung wahrer christlicher Liebe so weg zu erklären, daß wir sie mit jenem einseitigen, unvollkommnen guten Willen gegen diejenigen zusammen fallen lassen, welche uns nie beleidigt haben, was wir Wohlwollen nennen. Die christliche Liebe ist derjenigen gleich, von welcher Christus selbst uns ein Beispiel gab; sie wird zum Princip in uns, nicht durch die Natur, sondern durch seinen Geist uns eingepflanzt, uns fähig zu machen für die Gegenwart dessen, der die Liebe ist.“ Sie heißt daher eine „Frucht des heiligen Geistes.“ Und grade diese Gnade ist es, welche die Welt als eine von den Tugenden

in Anspruch nimmt, die sie zu besitzen sich rühmt, und in der sie die strengen Christen weit übertreffe. Wir aber fordern von denen, welche diesen Anspruch machen, weiter nichts, als die Natur der ächten Christenliebe und des wahren Wohlwollens nach der Beschreibung zu prüfen, welche der Apostel Paulus davon giebt, und überlassen es ihrem Gewissen, zu entscheiden, ob sie irgend Aehnlichkeit mit jener Uebereinkunft hat, sich gegenseitig seine Fehler nachzusehen, was sie christliche Liebe nennen. Was uns selbst betrifft, laßt uns auf dieses vollkommne Gebot der Liebe sehen, und wenn wir inne werden, wie weit wir noch von der Erfüllung desselben entfernt sind, uns inniger dem anschließen, ohne welchen wir nichts vermögen, und inbrünstig seinen Geist anflehen, daß er uns aus der Fülle seines Reichthums mehr von dieser unentbehrlichen Gnadengabe verleihe, welche im Himmel waltet, und ohne welche wir uns selbst betrügen, wenn wir uns für Christi Jünger halten.

Laßt uns beten.

Howard's Gebet.

„O du Hoher und Erhabener, der du in der Ewigkeit wohnest, dessen Name ist geheiliget! Du Allmächtiger, und so wenig gefürchtet! Du Allwissender, und so unbekannt! Du Allgegenwärtiger, und so vergessen! Wir sehnen uns, deine Gegenwart zu fühlen, — unsere Seelen in den Staub zu beugen vor deiner Heiligkeit und deiner langmüthigen Geduld, — zu bekennen, daß, wenn du mit uns in Gericht gehen, wenn du uns unsere Sünden in dem Lichte deiner Heiligkeit zeigen wolltest, wir vor dir nicht bestehen und nicht auf eins unter tausenden antworten könnten. Aber du bist unser Vater, o Gott! der Anfang und das Ende unsers Daseins; getrennt von dir ist unser Leben ewiger Tod. Aber, o Gott, wir trachten uns von dir zu trennen — wir umfassen den Tod. Du bist Licht, aber wir hassen das Licht und erwählen die Finsterniß. Du bist die Liebe, aber in unserer Finsterniß glauben wir es nicht. O Gott! wie können wir dir danken für den glorreichen, überwältigenden Beweis, den du uns gegeben, daß du die Liebe bist? Welchen Dank können wir dir erweisen, der du das Bild des Vaters bist? — Du Abglanz seiner Herrlichkeit! du mächtiger Gott! du Geliebter! — der du des Vaters Schooß verließest, ein Menschenkind zu werden, — ein Knecht der Tyrannen, — ein Mann der Schmerzen, — verworfen und verschmäht zu werden, — zu tragen

unsere Schmerzen, — Züchtigung zu leiden unsers Friedens wegen, — alle unsere Missethat auf dein unschuldiges Haupt zu laden, — uns zu heilen durch deine Wunden. O Gott! wir können nichts thun, als diesen Kelch des Heils mit dankbarem, freudigem Herzen anzunehmen, und dir uns zu ergeben, auf daß, wie du uns erkauft hast, du dein eigen Werk vollenden und uns geschickt machen mögest für deine Gegenwart. Darum nahen wir uns in Demuth, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, nach welchem die ganze Gemeinde im Himmel und auf Erden benannt ist. Gieb uns nach dem Reichthum deiner Herrlichkeit, durch deinen Geist mit Kraft an unserm innern Menschen gestärkt zu werden, auf daß Christus durch den Glauben in unsern Herzen wohne, und wir im Anschaun seiner Herrlichkeit durch den Geist des Herrn in sein Bild verwandelt werden mögen. Unsere innersten Herzen sind dir alle bekannt, o Gott! — zerstreue die Finsterniß, welche sie noch umfängt, und erwecke sie, ehe es zu spät ist, durch das Licht der Wahrheit. Herr, du kennest unsere Furcht und unsere Sorgen, — du kennest die, welche unsern Herzen am nächsten und am schwersten auf ihnen liegen; — du hast uns geboten, unsere Sorgen auf dich zu werfen, — Herr, wir begehren dieß zu thun. Wir haben deine Kraft erkannt, zu trösten, zu erquicken und zu erheben. Wir haben auch erkannt deine Kraft zu erwecken, zu überzeugen und zu erneuen. Dir übergeben wir unsere eignen Seelen und die Seelen derer, welche wir lieben, in demüthiger Hoffnung für dieses und das ewige Leben. Amen.“

Nach dem Gebet lies't Howard einen Gesang vor, den dann Alle gemeinschaftlich singen.

Gesang.

Leer und eitel ist der Trost,
Den auf eignes Thun wir gründen;
Von dem Himmel kann ihr Heil
Hier die Kreatur nur finden.

Nur auf Gottes Gnade steht
Unsre Hoffnung fest gegründet
Sie tilgt unsrer Sünden Schuld,
Sie den Geist vom Tod entbindet.

Gottes Geist, den Christus schickt,
Läutert uns mit heil'gen Gluthen

Und erneuert unser Herz
In der ew'gen Liebe Fluthen.

Nach dem Gesange zieht sich die Dienerschaft :c. zurück.

Howard, Conway, Mistreß Howard, Emma und Karl.

Mrß. Howard. Wir hofften, Howard, Herr Conway und du wäret zu uns zurückgekehrt.

Howard. Unser Gespräch wurde, wenigstens für mich, so interessant, daß ich, die Wahrheit zu sagen, vergaß, daß ihr uns erwartetet.

Mrß. Howard. Nun, Emma und ich waren so eifrig mit Herrn Conway's schönen Kupferstichen beschäftigt, daß wir's auch vergessen haben könnten, wäre nicht Karl auf seinem dreistündigen Marsche durch das Zimmer gelegentlich stehen geblieben und hätte uns daran erinnert. (Howard wendet sich mit Bewegung weg und seufzt.)

Karl. Vater, soll ich deine Blicke in Worte übersetzen?

Howard. Kannst du das Karl?

Karl (halb freundlich, halb finster). Sie sagen: O daß die Augen meines verworfenen Sohnes geöffnet würden, damit er den Werth de Zeit erkennete, die er so vertändelt.

Howard. Du hast richtig übersetzt, Karl. Und sagen nun meine Blicke auch, daß tändeln mit Erkenntniß eben so strafbar ist, als tändeln mit Zeit?

Karl (finster). Kann Erkenntniß ohne Ueberzeugung von ihrer Wahrheit etwas helfen?

Emma. Lieber Karl, erinnere dich. (Sie sieht ihn fest an. Er wendet sich um und geht an's andere Ende des Zimmers.)

Ein Diener öffnet die Thür zu einem andern Zimmer, wo Speisen aufgetragen sind. Alle gehen hinein; Howard tritt an den Tisch und spricht.

Ein Tischgebet.

„Allgegenwärtiger, allgnädiger, allbarmherziger Gott, wir danken dir für deinen steten Segen. Oeffne unsere Augen, zu sehen — öffne unsere Herzen, zu fühlen deine Güte um dessentwillen, durch den wir Sünder uns stets dir nahen können als unserm versöhnten Vater. Amen.“

Howard (bei Seite zu Conway). Warum so still, mein Freund?

Conway. Frag' mich nicht, lieber Howard. Ich will dir nachher meine Gedanken sagen. Ich wünsche Karl zu beobachten.

Karl (nachdem er die aufgetragenen Speisen betrachtet). Ich möchte wissen, welch ein langes Tischgebet der alte Tagelöhner, den ich heute bei seinem Mittagsmahl beobachtete, für nöthig halten würde vor diesem Abendessen, oder was es sein soll, zu sprechen.

Conway (lächelnd). Vielleicht kürzer, als vor seinem eignen Mittagsmahl. Denn ich habe oft sagen hören, je knapper das Mahl, desto länger das Gebet.

Karl. Ja, so natürlich ist dem Menschen die Eitelkeit, sich als einen Günstling des Himmels zu betrachten, daß er sogar Schwarzbrod, so knapp zugemessen, um ihn so eben vor dem Verhungern zu schützen, als einen Beweis dafür aufstellen kann.

Howard. Oder vielmehr, so verstockt ist des Menschen Herz, die Gnadengaben Gottes zu erflehen oder zu würdigen, daß der überschwenglichste Segen ihn nicht rühren kann, sie zu suchen; und nur wenn er durch einen gnädig über ihn verhängten Mangel seine lichen Abhängigkeit inne wird, so kommt er dahin, seine stolze Seele vor dem Wesen zu beugen, ohne dessen stete Vorsehung er keinen Augenblick leben könnte, weder in Ueberfluß noch in Armuth.

Karl. Vielleicht; — wie es aber auch sein mag, der arme alte Mensch, von dem ich sagte, sprach mit mir, als ob er sein kostbares Leben und alle seine kleinen Angelegenheiten unter der besondern Obhut des Himmels glaube, und obgleich er auf keinen einzigen Einwurf, den ich ihm machte, eine vernünftige Antwort geben konnte, so schien er doch ganz zufrieden.

Mrß. Howard. Und du, Karl, konntest versuchen, dem armen Manne einen so tröstlichen Glauben zu rauben?

Karl. Ich wünschte mich zu überzeugen, ob sein Glaube an eine unmittelbare göttliche Vorsehung auf irgend einem vernünftigen Grunde beruhe. Als ich ihn zuerst bemerkte, hatte er sich grade an die Außenseite der Gartenmauer in ihren Schatten gesetzt. Oben an der Mauer, über seinem Kopfe, war der Zweig eines Birnbaums losgegangen und hing mit schönen Früchten beladen über ihn herab. Als er sich niedersetzte, schien er sehr ermüdet, nahm seinen Hut ab und streckte sich in dem Elend von Hitze und Mattigkeit auf die Erde nieder, während ich, wie ich ihn so ansah, bei mir selbst über den seltsamen Zustand der Dinge philosophirte, welcher die große Mehrzahl der menschlichen Geschöpfe zwingt, sich in Elend abzuquälen, damit die kleine Minderzahl in Müßiggang und Schwelgerei leben könne. Nach

einigen Minuten kam ein kleines Mädchen mit des armen Mannes Mittagsmahle. Er richtete sich auf, und als ob er sich besänne, hielt er eine Weile inne, bevor er es ihm abnahm; und indem es dann einen kleinen Topf mit Milch, den es gebracht hatte, neben ihn auf den Rasen setzte, entfaltete er mit einer Miene von Milde und Dankbarkeit, als ob er eine köstliche Gabe empfangen habe, ein grobes Tischtuch, woraus er ein Stück des schwärzesten Brodes nahm, das ich je gesehen habe, hielt es in der Hand, erhob seine Augen gen Himmel, bedeckte dann das Gesicht mit seinem Hute, und blieb so gewiß wenigstens zehn Minuten, während man an der Bewegung seiner Hände sah, daß er in brünstigem Gebete war.

Emma. Der arme alte Mann! Ich glaube gewiß, es ist der alte Watkins gewesen. Ich weiß, er arbeitete heute an der Gartenmauer.

Karl. Nun, Emma, das ist wieder eine von deinen frommen Abgeschmacktheiten. Du denkst, du mußt alle Arme im Lande kennen; und du vergissest, wie sehr es mit deiner angeblichen Heiligkeit im Widerspruche steht, wenn du sie kennst, deine Mitchristen bei Schwarzbrod und Buttermilch verhungern zu lassen, während du dich in kostbare Seide und Spitzen kleidest. Aber (den Besatz an Emma's Kleide genau besehend) sind das Spitzen? Ich glaub's nicht. Ich will Alles wetten, du trägst ein unächtes Fabrikat, um dein Geld den Bettlern zu geben, und das ist es, was deine wundervolle Religion dich lehrt, die braven Fabrikanten um ihr Verdienst zu bringen, um den Müßiggang zu füttern.

Emma (lachend.) Wie wunderbar konsequent deine Bemerkungen sind, mein weiser Bruder. Du wirst indeß doch, denk' ich, mit meinem Besatz zufrieden sein, sowohl rücksichtlich meiner religiösen Ansichten über Spitzen, als auch der Fortschritte, die ich durch deine Vorlesungen in der National-Oeconomie gemacht habe. Er besteht nämlich aus guten englischen Spitzen, die, wenn meine Befehle befolgt worden, von einem heruntergekommenen Fabrikanten gekauft sind, und nun habe die Güte und fahre in deiner Geschichte fort.

Karl. Ja, Emma, ich wollte, ich könnte meine Natur gegen die deinige umtauschen. Man kann dir nicht in's Gesicht sehen, ohne daß einem etwas wie Güte und Friede über die Seele schleicht.

Emma. Du kennst das Friedensgeheimniß, Karl, — aber, bitte, fahre in deiner Erzählung fort.

Karl. Ich habe in keiner Erzählung fortzufahren Ich versucht

nur, dem Gefühle des alten Mannes etwas von der Bitterkeit meines eignen Herzens mitzutheilen.

Emma. Und das konntest du thun?

Karl. Nachdem er sein elendes Mahl geendigt hatte, verließ ich den Platz, wo ich unbemerkt gestanden hatte, trat näher und fing ein Gespräch mit ihm an. Nachdem ich ein langes Gerede über die Vorsorge, die der Himmel für ihn trage, angehört hatte, sagt' ich: „Aber Freund, eine Mahlzeit von Schwarzbrod und Buttermilch ist doch gewiß kein so großer Beweis von Vorsorge und verdient doch gewiß kaum ein so langes Gebet, als ihr vorhin hieltet.“ „Herr,“ erwiederte er, „wenn wir wissen, daß wir nichts als Strafe für unsere Sünden von Gottes Hand verdienen, so blicken wir auf jede Gnade mit Dank und Bewunderung.“ „Aber was hat euch denn zu solch einem Sünder gemacht?“ fragte ich. „Ein böses Herz, Herr.“ „Und wann wurde euer Herz denn so böse?“ „Ach, Herr, es war es von Kindesbeinen an; ich brachte es mit auf die Welt.“ „Dann, Freund, ist es nicht böser als das andrer Menschen,“ sagt' ich, „und doch, — seht nur auf die, welche höher stehen, als ihr — wie ist für die gesorgt. Sie leben in gemächlicher Ruhe, während ihr für sie arbeitet; sie haben jedes Vergnügen, jeden Genuß des Luxus, und manche von ihnen halten sich des Himmels eben so gewiß, als ihr. Warum ist denn ein solcher Unterschied zwischen ihnen und euch, wenn eure Herzen gleich und ihr die Kinder eines gerechten Vaters seid?“

Howard (mit Strenge). Ich will nichts weiter hören. Fühltest du nicht, als du versuchtest, die Quelle der Zufriedenheit dieses armen Mannes zu vergiften, daß du das Werk dessen triebst, „der ein Mörder war von Anfang?“

Karl (vom Tische aufstehend). Das vor so vielen Zeugen!

Howard. Gieb mir Gelegenheit, dich allein zu sprechen, und du ersparst dir die Zeugen. Merk' dir das, Karl!

Karl verläßt das Zimmer.

Mrß. Howard. Emma, meine Liebe, es ist schon spät, wir wollen aufbrechen. Gute Nacht, Herr Conway. Ich hoffe, Howard wird Sie morgen nicht wieder so ausschließlich in Beschlag nehmen. (Sieht Howard besorgt an und geht.)

Howard. Liebe Emma, gute Nacht. (Emma küßt ihm die Hand, er drückt sie an seine Brust.) Mein gutes Kind, Gott segne dich.

(Mrß. Howard und Emma ab.)

Conway. Lieber Howard, warum bist du ganz gegen deine Natur und auf Kosten deiner Gemüthsruhe so strenge gegen Karl?

Howard. Weil ich nicht leiden darf, mein lieber Conway, daß das finstere Herz meines Kindes so keck gegen Gott sündigt, ohne ihn zurecht zu weisen. (Steht auf und holt eine Bibel.) Erinnerst du dich der furchtbaren Warnung, die wir in der Bibel gegen diese schwache Nachsicht mit unsern Kindern haben. (Schlägt die Stelle auf und lies't:) „Und der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich thue ein Ding in Israel, daß wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen. An dem Tage will ich erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; ich will es anfangen und vollenden. Denn ich habe es ihm angesagt, daß ich Richter über sein Haus sein will ewiglich, um der Missethat willen, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten und hatte nicht einmal sauer dazu gesehen.“ Und du weißt, Conway, wie buchstäblich diese furchtbare Drohung in Erfüllung ging. Da Eli an einem Tage die Nachricht erhielt, daß seine beiden Söhne umgekommen seien, — daß die Lade des Herrn, die Gott jener Ruchlosigkeit wegen verlassen hatte, genommen worden, und daß die Herrlichkeit von Israel gewichen sei.

Conway (nachdenklich) Es ist sonderbar, daß die Religion, welche Liebe, Güte und Wohlwollen verheißt, wo sie am strengsten geübt wird, sich meistens als die Veranlassung zu Zwietracht erweis't.

Howard (schlägt die Bibel auf und lies't). „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth.“ „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht werth.“ Das ist der Friede, Conway, der für diese Welt denen verheißen ist, die an Christum glauben. Seine Religion ist allerdings eine Religion des Friedens, aber des Friedens der Seele mit Gott, — ein Friede, welcher zum Kriege führt mit Allem, was sich Gott und der Heiligung widersetzt, — ein Krieg, lieber Conway, beides auswendig und inwendig. Aber sieh nicht so ernst aus, mein Freund! Komm, laß uns den glänzendrn Mond betrach-

ten, welcher Lust zu haben scheint, unser dunkles Licht zu überleuchten. (Oeffnet ein Fenster.) Wie erquickend ist diese Luft!

Conway. Ja wahrlich, erquickend! Theure, kühle Luft Englands! Und dieser glänzende Himmel — wie ich ihn mit dir anschaue, Howard, so weckt er die Erinnerung früherer Zeiten.

Howard (den Arm um ihn schlingend). Du willst sagen, glücklicherer Zeiten, Conway?

Conway. Ich fühle mich allerdings in diesem Augenblicke nicht sehr glücklich.

Howard. Weil du mit mir nicht zufrieden bist.

Conway. Oder vielmehr mit mir selbst nicht. Wenn du Recht hast, Howard, in welch' einem Zustande bin dann ich?

Howard. In dem interessantesten von allem, mein geliebter Conway. Du bist im Begriff, die wichtigste Veränderung vorzunehmen. Du willst einen Zustand von Gleichgültigkeit gegen die wichtigste aller Angelegenheiten verlassen und in den der sorgfältigsten Forschung eingehen. Schreite unbesorgt vorwärts. Ich hoffe, meine Erfahrung wird dir von einigem Nutzen sein, und ich danke Gott, daß wenn einer von uns durch Unkenntniß und Mißverstehen des Weges, der zu ihm führt, leiden sollte, es der gewesen ist, der immer den meisten Stolz und das größte Selbstvertrauen besessen hat.

Conway. Und der, welcher immer der Führer und Leiter in allen würdigen Bestrebungen gewesen ist.

(Man hört unter dem Fenster sich Tritte nähern.)

Howard (leise). Es ist der arme Karl. Er wird keine Ruhe haben, bis er sich mit mir ausgesöhnt hat. (Karl bleibt einen Augenblick unter dem Fenster stehen.)

Conway (leise). Der arme Junge; rede ihn an.

Howard (ebenso). Das darf ich nicht, Freund.

(Karl geht rasch weg)

Conway. Und warum nicht mit ihm sprechen?

Howard. Weil ich sein Vater bin und er Unrecht hatte. Er weiß, ich bin immer nur zu willig, ihn wieder aufzunehmen, wenn er sich entschließen kann, zu mir zurückzukehren.

Conway. Er scheint in einem ganz ungewöhnlichen Seelenzustande zu sein.

Howard. Das ist er. Seine Seele ist lauter Feindschaft gegen wahre Religion, jedoch scheint er unfähig, an irgend etwas anders

zu denken, und findet immer Mittel, die Rede darauf zu bringen, offenbar bloß in der Absicht, seine Bitterkeit dagegen auszulassen. Sein warmes Gefühl und seine wirklich liebenswürdigen Eigenschaften befinden sich ganz elend und unglücklich unter dem Einfluß dieser erbitterten Gesinnung, aber er kann sie nicht loswerden. Ich glaube, in seinem Herzen giebt er mir die Schuld von seiner ganzen unbehaglichen Stimmung, und er hat schon versucht, getrennt von uns zu leben, selten aber bleibt er länger als ein oder zwei Wochen aus. Es scheint ein seltsamer und gewaltiger Kampf zwischen Licht und Finsterniß in seiner Seele zu sein. Ich kann nur für ihn beten, und so viel an mir liegt, jedem bösen Gedanken entgegen treten, da er durch mein Schweigen leicht zu dem Glauben kommen könnte, es sei keine Sünde, demselben nachzuhängen.

(Es tritt Jemand leise in's Zimmer.

Conway (sich umwendend) Karl.

Karl. Darf ich so lange stören, um Herrn Conway gute Nacht zu sagen und meinen Vater um Verzeihung zu bitten, daß —

Howard. Du hast meine völlige Verzeihung, lieber Karl. (ihm seine Hand reichend.)

Karl. Gute Nacht, Herr Conway.

Howard. Du brauchst uns nicht zu verlassen, Karl. (seine Hand liebevoll haltend.)

Karl (gerührt). Mein allzugütiger Vater! Ich muß gehen. (drückt seines Vaters Hand mit seinen beiden und eilt dann aus dem Zimmer.)

Conway. Ich sehe, du behandelst ihn richtig, Howard. Die Gradheit deines Benehmens, die mit deinen eignen Grundsätzen ganz übereinstimmt, muß dir gelingen lassen, aus ihm zu machen, was du wünschest.

Howard. Gelingen! O wie wenig Aussicht hab' ich noch auf Gelingen! Aber still davon, — wie sollt' ich bei Aenderung des Characters, den ich habe bilden helfen, schon in dem Augenblicke auf Erfolg hoffen, wo ich dieselbe erst versuche; oder mich getäuscht fühlen, wenn mein Gebet nicht gleich erhört wird? Ich habe mich sehr unglücklich gefühlt, Conway; aber ich will nichts weiter sagen. — Schau den Himmel dort, — wie herrlich ist er! Wie oft hat ein Blick auf seinen Glanz mir in den finstersten Stunden Ruhe gegeben, seit ich Den kennen lernte, der dort regiert. Manchmal hab' ich gedacht, er hörte mich nicht und verschmähte all mein wehmüthiges und inbrün-

stiges Gebet; dann aber brachten mich einige Augenblicke Betrachtung jener ausgebreiteten Pracht, Ordnung und Schönheit dahin, mich ruhig auf den allmächtigen Arm dessen zu stützen, der das Alles hält, mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Anbetung und Gewißheit; während es mir war, als redete mich der Geist, welcher ist der Tröster, in einer Sprache an, die so erhaben ist in ihrem Sinne, so einfach und so lieblich klar in ihrem Ausdrucke: „Hebet eure Augen in die Höhe, und sehet: wer hat solche Dinge geschaffen, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Er rufet sie alle mit Namen; sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an Einem fehlet. Warum sprichst du denn: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht geht vor meinem Gott über. Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde, noch matt; sein Verstand ist unerforschlich. Er giebt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden.“ Und dann habe ich mich fähig gefühlt, alle meine Sorgen auf ihn zu werfen, und ihm zu vertrau'n, daß er meine sehnlichsten Wünsche nach seinem gnädigen und unfehlbaren Willen erfüllen werde. Welch' eine schöne Wahrheit haben jene Worte der heiligen Schrift; im Hinblicke auf jene Himmelskörper. Sie zeigen wahrlich die Herrlichkeit Gottes. Kein Fluch hat die Ordnung und Schönheit jenes prachtvollen Himmelsgewölbes gestört. Alles ist noch, wie er es schuf, — eine sichtliche Offenbarung der Macht und der Weisheit und der Schönheit des göttlichen Geistes.

Conway. In der That die ganze Schöpfung offenbart uns ihn, wenn wir darauf achten wollten.

Howard. Ja, lieber Conway, aber kein uns bekannter Theil der Schöpfung ist vollkommen geblieben, als jene Himmelskörper. Allerdings „die ganze Erde ist voll der Herrlichkeit Gottes;“ aber wir können diese Herrlichkeit nicht begreifen, bis wir im Sinne der Schrift wissen und verstehen, „daß Gott heilig ist.“ Ohne diese Erkenntniß müssen wir fortwährend in Verlegenheit sein, wenn wir uns Rechenschaft über die vielen Unvollkommenheiten geben wollen, die wir an unserm immer noch schönen Theile der Schöpfung gewahr werden. Ich gebe zu, daß sie die Weisheit, Vorsorge, Macht und Liebe ihres Schöpfers so sehr offenbart, und das Herz durch ihre überschwängliche Schönheit, Größe und Majestät anzieht, daß wir angelegentlich versuchen, selbst in ihren Unvollkommenheiten Vollkommenheit, und in

ihren augenscheinlichsten Uebeln eine gute Absicht zu entdecken. Aber dürfen wir da Vollkommenheit suchen, wo Gott selbst seinen Fluch hingelegt hat?

Conway. Seinen Fluch? das scheint mir doch ein herber und düsterer Gedanke!

Howard. Es ist die Wahrheit, Conway. Gott verfluchte die Erde um der Menschen willen. Wenn wir aber die Beschaffenheit des Fluchs sorgfältig prüfen, so finden wir, daß in allen Werken und Wegen Gottes, so auch darin, eine Herrlichkeit ist, — eine Herrlichkeit in der Weisheit, die ihn aussprach, und eine Herrlichkeit in der Liebe, welche sich in die Erfüllung desselben mischt. Um dieß aber gewahr zu werden, müssen wir die geoffenbarte Wahrheit glauben, daß unsere Welt einst wie der Mensch, zu dessen Wohnung sie geschaffen wurde, das vollkommene Werk eines vollkommenen göttlichen Geistes war, jetzt aber ist, wie der Mensch, und dem gefallenen Menschen angemessen, ein verderbtes Werk, ein schöner Entwurf, aber mit einem Fluche beladen.

Conway. Zugegeben, Howard, daß des Menschen wegen ein Fluch auf der Erde liegt; so kann ich darin keine Liebe, noch irgend eine gute Folge für den Menschen sehen. Du hast eben den erhebenden Eindruck beschrieben, der durch die Betrachtung des leuchtenden und vollkommenen Himmels hervorgebracht wird; — wären wir mit gleicher Vollkommenheit auf Erden umgeben, würde es nicht denselben Eindruck machen?

Howard. Nein, lieber Conway, die Erfahrung sagt das Gegentheil. Jene Himmel können wir nur betrachten. Was der Mensch aber in seiner Gewalt hat, das ist durch ihn befleckt und verderbt. Wenn es leichter ist, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme, wie unberechenbar größer hätte für das ganze Menschengeschlecht, wenn es den Versuchungen einer Welt so voll des üppigsten Ueberflusses ausgesetzt gewesen wäre, daß es nur hätte zuzugreifen brauchen, die Schwierigkeit sein müssen, jene Ueppigkeit von sich zu weisen? Laß nur alle Menschen in einem solchen Zustande von Müßiggang und äußerlichem Vergnügen uns denken, und wir werden sogleich die Gnade Gottes sehen, die in jenem Fluche lag, daß der Mensch „im Schweiße seines Angesichts" der Erde abgewinnen solle, was zu seinem Lebensunterhalte nöthig ist.

Conway. Ich glaube, du hast Recht. In diesem Augenblicke fallen mir Menschen ein, denen es sicherlich eine Gnade gewesen, wenn sie ihr Brod zu erarbeiten gezwungen worden wären, um vor dem Elende bewahrt zu bleiben, welches ihre Ausschweifungen und Laster über sie gebracht haben.

Howard. Du wirst immer finden, lieber Conway, daß die Erfahrung die Wahrheit und Weisheit Gottes in allen seinen Wegen bestätigt, und wenn du dich bei der Bewunderung der Schönheiten der Natur und bei der Empfindung eines wehmüthigen Vergnügens im Anschaun ihres Absterbens und ihres Wechsels erinnern willst, daß wir grade darin den Fluch der Sünde um unsertwillen sehen, so glaub' ich, würdest du in Allem eine Liebe erblicken, die das Vergnügen, was du genießest, tausendfältig vermehren würde.

Conway (lächelnd). Ich glaube, lieber Howard, dieß ist eine jener Theorien, bei der dein Herz immer sehr lebhaft interessirt ist.

Howard. Vielleicht. Ich bekenne, daß die schöne Vollkommenheit der Sympathie, welche zwischen unserm Gefühle und den uns umgebenden Naturgegenständen besteht, mich immer sehr gerührt hat; und jetzt glaube ich, ihren Nutzen zu erkennen, — sie führt uns zur Wahrnehmung der unendlichen Weisheit und Güte Dessen, der sie so für einander einrichtete, daß sie diese seltene Vereinigung hervorbringen, obgleich sie mit einem Fluche belegt sind. Wären die Naturgegenstände allzumal vollkommen, Conway, würden wir diese Sympathie fühlen?

Conway. Ich glaube nicht.

Howard. Nein. Es ist die Aehnlichkeit ihres Wechsels und Verfalls, ihres abwechselnden Sonnenscheins und Gewölks mit den menschlichen Gefühlen und den menschlichen Angelegenheiten, was die Naturgegenstände so unendlich anziehend macht; und diese Manifestation des Wesens Gottes können wir durch die ganze Natur verfolgen. Ueberall können wir den Fluch eines heiligen Gottes bemerken, die Folge der Sünde, und seine Gnade und Liebe, daß er jenen heiligen Fluch so auf alle Dinge gelegt hat, daß er dem Geiste Belehrung bringt durch Gegenstände, die vielleicht trübe, aber mächtig ergreifend und rührend sind. Aber wenn ich auf dieß Thema eingehe, so könnte ich dich die ganze Nacht wach halten.

Conway. Das magst du thun; ich werde diese Nacht doch nicht so bald schlafen.

Howard. Warum nicht, mein Lieber?

Conway. Ich kann dir mein Gefühl selbst nicht recht beschreiben; vielleicht bin ich morgen dazu im Stande. Aber kann ich dich, der du bisher so consequent, so fest und so unveränderlich von Character warst, jetzt so ernstlich und thätig mit einer Sache beschäftigt sehen, woran du vor ein oder zwei Jahren noch nicht das mindeste Interesse nehmen konntest, und von der ich selbst noch nichts weiß, ohne abwechselnd Sorge um dich und um mich selbst und um diejenigen zu fühlen, welche von mir abhängen? Ich muß mich von dir trennen, bevor mein eignes Urtheil frei darüber wird; denn wie immer, so ist noch jetzt, ein Etwas in allem, was du sagst, welches den Wunsch in mir rege macht, deine Meinung zu theilen, wie sie auch immer sein mag.

Howard. Ist dies Etwas nicht Wahrheit, mein lieber Conway?

Conway. Ich weiß nicht. Was du zuletzt sagtest, berührte mein Herz wie Wahrheit; denn wer hat nicht die ungemeine Wehmuth gefühlt, welche die Betrachtung der Veränderungen und des Absterbens in der Natur bei uns hervorbringt? Aber ich weiß nicht, ob es Wahrheit ist hinsichtlich jener Gefühle, daß der Allmächtige sie hervorbringe, indem er eben seinen über die Erde ausgesprochenen Fluch so mit der gefallenen Natur des Menschen in Beziehung gesetzt, daß jene, wohin er sich auch wendet, in einer so traurig und zugleich kräftig lehrreichen Sprache zu ihm redet.

Howard. Ich sage nicht mit Bestimmtheit, daß dieß so sei. Daß auf der Erde ein Fluch des Menschen wegen liegt, ist eine geoffenbarte Wahrheit; aber wie dieser Fluch in Ausführung gebracht wird, das sagt die Schrift nicht weiter, als daß er die Erde ohne die Arbeit des Menschen unfruchtbar machen, und daß sie, gleich seinem eignen verstockten und abwendigen Herzen von selbst nur Unkraut hervorbringen sollte, welches, wenn es nicht ausgerottet wird, das Gedeihen jeglicher guten Pflanze verhindern würde. Wie in allen andern Stücken, die nicht religiöse Lebensfragen betreffen, so ist auch hier nur die Summe der Wahrheit gegeben, und es bleibt uns überlassen, Gottes Wege durch die andern Mittel, die er in unsere Macht gelegt hat, ausfindig zu machen. Es scheint mir, als ob ich wirklich seine Wege in dieser Beziehung gefunden habe, aber ich kann mich irren. Nur dieß Eine will ich noch sagen. Laß uns einmal die Sache umkehren, und ein vollkommnes Wesen annehmen, welches dem Tode, der, wie du weißt, der Sünde Sold ist, nicht unterworfen wäre, — laß uns annehmen,

solch ein Wesen würde auf unsere Erde gesetzt, welche Sympathie könnte zwischen ihm und den es umgebenden Naturgegenständen bestehen? Welch' ein Gefühl zum Beispiel könnte das Absterben der Natur im Herbste in einem vollkommnen, mit dem Begriff des Todes unbekannten Wesen erregen? Kein Gefühl, welches irgend ein Interesse für seinen vollkommnen Geist haben könnte. Keine Sympathie könnte er fühlen mit der ihn umgebenden Trauer der absterbenden Natur, oder mit dem schaurigen Tone des Windes, der den trostlosen Winter heranführt. Vollkommenheit würde sich mit Schauder und Entsetzen von solchen Scenen abwenden. Aber der arme gefallene Mensch fühlt sich heimisch unter ihnen. Sein Herz ist mit ihnen allen im Einklange und sie geben ihm Lehren, die allerdings traurig sind, auf die aber sein gefallener Geist mit weniger Abscheu hört, als auf irgend andere. — Aber, lieber Conway, dieß ist ein Gegenstand von verhältnißmäßig geringer Bedeutung, und vergieb mir, wenn ich sage, daß ich mich über deine Schlaflosigkeit freuen werde, wenn sie durch die Sorge hervorgebracht wird, dich zu überzeugen, ob du Recht habest oder ich. Dank sei Gott, ich habe wenig Furcht vor dem Ergebniß einer solchen Prüfung. Ich kenne deine Redlichkeit, und du bist gnädig bewahrt geblieben vor den unseligen Netzen der Sünde und vor den Gewohnheiten des Lasters, welche weit öfter als vollkommener Unglaube den Menschen hartnäckig die Wahrheit verschmähen läßt. Einst würde ich dieß vor dir und mir mit großem Stolze und einem Gefühle sittlicher Ueberlegenheit gesagt haben; jetzt betrachte ich es als einen Gegenstand der größten Dankbarkeit.

Conway. Nun, Howard, es ist mir nicht unlieb, allein zu sein. Ich werde dir morgen viel zu sagen haben. Mittlerweile mußt du dein Versprechen erfüllen, und mir unsers theuern Arthur's Nachricht über seine Sinnesänderung mittheilen. Ich wünschte Alles darauf Bezügliche kennen zu lernen, und werde mich der unsichtbaren Welt bei der Lectüre dessen näher fühlen, was ihm sein nun vollendeter Geist eingab, als er dem Zustande der Vollendung zueilte.

Howard. Ja, lieber Conway, aber ich wünsche sehr, daß du es lesest. Ich werde es in dein Zimmer bringen. Du wirst in dem Paket mit dem Bericht über seine Bekehrung einige Papiere finden, die er vor derselben, und einige, die er nachher geschrieben hat, — und nun laß uns gehen, Freund. (Ab.)

Früher Morgen.

(Conway's Zimmer.)

(Conway sitzt am Tische vor einem offnen Fenster, von wo man eine schöne Landschaft übersieht. Die Sonne ist eben aufgegangen. Ein Paket Papiere liegt vor ihm. Er sitzt eine Zeitlang in tiefem Nachdenken. Dann öffnet er das Paket. Das erste Papier ist von Howard's Hand überschrieben: „Einige Bruchstücke, die von mir in meines Sohnes Arthur Schreibpulte nach seinem Tode gefunden worden sind.")

Vor seiner Bekehrung geschrieben.

28. September 18—.

I.

Ein schöner Abend. Der Himmel völlig klar, nur am Horizont nach der See hin steht ein leichtes Gewölk. Aus diesem Gewölk ist der Mond eben in sanftem gelben Lichte hervorgetreten. Seine Strahlen spiegeln sich im Wasser, und während die See an den übrigen Stellen dunkel ist, so zieht sich dieser Streif von sanftem Lichte von da, wo der Mond aufgegangen ist, bis zum Ufer, und in seiner Beleuchtung sieht man die rastlose Bewegung der Wogen. Warum ist eine solche Scene so mächtig besänftigend, so entzückend beruhigend, daß, während wir sie anschaun, unsere Gedanken noch nach etwas Freundlichem suchen, um darauf zu ruhen? Und warum muß dieß Etwas sich immer unter der Gestalt eines lebendigen fühlenden Wesens darstellen? Warum kann die Seele von den durch jenes prachtvolle Himmelsgewölbe erregten Gedanken nicht befriedigt werden, wo so viele Welten im ungemessenen Raume schweben, — nicht durch jenes reine, besänftigende Licht, nicht durch den rastlos bewegten Ocean und die unaufhörliche Stimme seiner weiten Wasser? Immer, immer ist das Herz, wenigstens mein Herz, unbefriedigt. All' diese Herrlichkeit scheint ihm nur Sehnsuchtsschmerz nach etwas Anderm, ihm Gleicherem — Näherem zu verursachen, was es in faßlicher Weise mit dem geheimnißvollen Liebreiz vereinige, der mich umgiebt.

II.

Welche Kraft in mir ist es, die über meine Vernunft richtet? Kann eine Eigenschaft über sich selbst richten? Es ist etwas in mir, was die Gränzen meiner Vernunft und ihre Schwäche entdeckt, —

was für eine Kraft ist das? Sind die Eigenschaften der Seele zusammengenommen die Seele selbst? Oder, wie die Sinne und Körperkräfte den Eigenschaften der Seele dienen, dienen so diese ihrerseits einem höhern Etwas als sie sind? Und ist dieß Etwas mein Geist, — mein Selbst? Und was oder wer ist dieß? und wem dient es? Ist es der Ausfluß Gottes selbst, von dem es heißt, daß er dem Menschen eingehaucht worden sei? Und da die Fähigkeiten meiner Seele dadurch ihren Anstoß empfangen und ihre Bestimmung erfüllen, daß sie ihr dienen, empfängt sie, oder muß sie ihren Anstoß empfangen und den Zweck ihres Daseins erfüllen, dadurch, daß sie Gott dient? Und sollte dieser Dienst ihr Glück ausmachen und damit auch das Glück aller ihrer Kräfte? Und wird diese Ruhelosigkeit, welche ich fühle, dieß stete Streben des Gedankens in die Zukunft, dieß peinliche Gefühl der Täuschung von Allem, was gegenwärtig ist, durch den auf meinem Geiste liegenden Druck jener seiner Schranken hervorgebracht, — durch jenen dunkeln Schleier, der sich zwischen meinem Geiste und seinem Gotte, seiner Quelle seiner Seligkeit, seinem Endzwecke ausbreitet? Und warum und woher jene Schranken? Und wer will oder wer kann diese Fragen beantworten? — Wird es der Tod?

III.

Wie blindlings hab' ich mich selbst getäuscht! Ich glaubte meine ganze Seele in Ruhe philosophirt und sie vorbereitet zu haben, mit Ergebung Alles, was ihr begegnen würde, zu ertragen, zufrieden, daß, wie unglücklich auch mein Zustand wäre, mir doch immer jene Gegenstände des geistigen Strebens blieben, um derentwillen viele der ausgezeichnetsten unter den Menschen alles Andre aufgegeben haben. Der einzige Anblick eines Glückes, das mir nie zu Theil werden kann, hat mich über die Nichtigkeit all' meines Philosophirens belehrt. Eine einzige schmerzliche Berührung meines Herzens hat mir bewiesen, daß alle meine Seelenkräfte nur Sclaven desselben sind. Wenn es schläft, mögen sie thätig sein oder zu herrschen scheinen; aber wenn es wach ist, so empfinden sie nothwendigerweise alle den Eindruck an dem, was es fühlt, sei es Freude oder Schmerz. Und kann das Herz nie zu Ruhe philosophirt werden? Ganz gewiß nicht; sein Leben ist Bewegung; und während wir uns freien Willens rühmen, sind wir arme Geschöpfe der Nothwendigkeit, die wir diesen Quell des Gefühls und der Bewegung nicht schützen können, sondern seine Empfindung

baar und nackt Allem bloß geben müssen, was der Himmel sendet. Könnte ich mich irgend wohin zurückziehn, wo ich nichts erblickte, was mich so peinlich an meine eigne unglückliche Lage erinnerte, würde ich dann dem Schmerze entfliehen? Nein, — Einsamkeit hat ihre eignen Schmerzen; auch das bin ich verurtheilt zu empfinden. Schon bin ich fast einsam, und im Geiste bin ich allein; denn wer ist so verlassen von Allem, was auf Erden wünschenswerth ist, um mit diesen finstern Gefühlen zu sympathisiren, die so stätig wach in mir sind, daß sie mein Dasein ausmachen? Warum ist dieß Alles? Warum ward ich geboren, um unglücklich zu sein? Und woher diese Stimme in mir, die meine Klagen zu tadeln scheint; und woher dieser unwillige Starrsinn, der sich auflehnt und empört, und klagen will? Ist dieß die Stimme der Allmacht, welche erklärt, daß ihre Geschöpfe bei keinem ihrer Beschlüsse ungestraft fragen sollen „Warum," und die Antwort für die duldende Schwäche? Wie vergeblich, wie ungleich ist der Streit! Aber, kann man die Allmacht lieben? Kann — —

IV.

Unter allen Ungewißheiten der äußern und innern Dinge bin ich durch schmerzliche Erfahrung deß ganz gewiß, daß die Nachgiebigkeit gegen böse Neigungen mehr wahres Elend erzeugt, als ohne jene Nachgiebigkeit äußere Verhältnisse, wenn sie auch noch so unglücklich sind, hervorbringen können. Alle jene Gefühle führen zu Bitterkeit und Elend, und diese zu Murren und zu rebellischem Unwillen gegen — wen? Gegen den Urheber meines Daseins und gegen den Schöpfer all' des Liebreizes der Natur! — Alles dessen, was in bessern Zeiten meine Seele darnach dursten läßt, sich ihm, durch Reinheit und Ergebung in Alles zu unterwerfen, was seine Weisheit mir bestimmt. Diese unglücklichen Gefühle leiten mich immer von dem Pfade der Ruhe und Ergebung ab, welchen meine Seele wandeln möchte, bis jener Schleier gelüftet ist, der uns von Gott trennt und jene Güte vor mir verbirgt, die durch die Auflegung gegenwärtiger Leiden für die Zukunft nur Gutes bezwecken kann. Vater aller deiner vernünftigen Geschöpfe! laß den Schmerz, den ich jetzt fühle, all' jene Vergehungen sühnen, die ich in meinen ruhigen Stunden auf's innigste bereue.

V.

Zuweilen, besonders in meinen schlaflosen Stunden während der Stille der Nacht, fällt ein Strahl der Wahrheit mit überwältigendem Glanze in meine Seele, der mir die Ewigkeit so nahe zeigt, daß ich zurückbebe, und alles Andere mir so nichtig erscheint als ein Traum, und dann erhebt sich die Frage: „Können diese Stunden, welche so rasch entfliehen, in der That alle die Zeit zu meiner Vorbereitung auf die Ewigkeit umfassen?“ in meiner innersten Seele mit einer Gewalt und Klarheit, die sie zittern macht. Und wenn ich mich dann zu den Gedanken wende, mit denen ich zu andern Zeiten der Vorstellung des Todes entgegentreten kann, so scheinen sie allzumal Dunkel und Ungewißheit. Wenn diese Augenblicke lebendigen Lichtes vorüber sind, so wirft die Erinnerung an dieselben einen Zweifel über alle meine Hoffnungen.

Arthur's Brief an seinen Vater.

Mein verehrter und geliebter Vater!

Sie haben, zum ersten Male in meinem Leben, mich zu einer Offenheit gegen Sie genöthigt, vor der ich, ich gesteh' es Ihnen, zurückschaudere. Da es indeß so ist, so will ich mit dem Versuch beginnen, Gefühle auszudrücken, welche, wenn mein armes, krankes, stolzes und einst unglückliches Herz Ihnen bekannt werden soll, zuerst ausgesprochen werden müssen; und dieß sind die tiefen — ich kann nicht sagen wie tiefen — Gefühle der Dankbarkeit gegen Sie, von der ich hoffe, daß Sie sie bemerkt haben, die ich aber nie mich entschließen konnte auszudrücken. Jetzt, wo ich Alles in dem ruhigen Lichte der Wahrheit zu sehen anfange, blicke ich mit Bewunderung auf die außerordentliche Zartheit und Liebe zurück, mit der ich, so ungleich allen Andern, — so unbrauchbar, — auf den weder Stolz noch Hoffnung ruhen konnte, — stets von meiner ganzen Familie behandelt worden bin; aber vor allen Andern von dem, den ich über alle Andern liebte, dessen Liebe von Allen am meisten geschätzt ward, und dessen geringstes Zeichen des Mißfallens mich unglücklich gemacht haben würde. Nie empfing meine blindlings gepflegte Selbstliebe eine solche Wunde von Ihnen. Wenn im Kreise Ihrer andern Kinder, alle liebenswürdig, alle hoffnungsvoll, in der Blüthe der Gesundheit, des Lebens und der Kraft, jeder seinen Vater als seinen besten und gütigsten Freund betrachtete, so that dieß doch am meisten der eine, welcher sich nie ver-

bergen konnte, daß die stete und besondere Güte und Zärtlichkeit gegen ihn nicht aus dem Gefühle der Freude, wie bei den andern, sondern des Mitleids und der Trauer hervorging. Ich kann nichts weiter hierüber sagen, — ich kenne jetzt Einen Weg, mein volles Herz zu erleichtern, und ich hoffe, der Erhörer des Gebets wird meine inbrünstigen und unabläſſigen Bitten erfüllen, indem er Ihrer Seele ein volles, volles Maaß seines Lichts, seines Friedens und seiner Freude giebt.

Ich schäme mich, meine eigne Geschichte zu beginnen, — es ist nur eine Geschichte des Stolzes, der Selbstliebe und der Empörung des menschlichen Herzens, welches keine äußern Umstände, sondern nur die Wirkung des Geistes Gottes aus der Täuschung erwecken kann. Ich werde Ihnen, lieber Vater, das Gefühl nicht beschreiben, welches mich, so weit ich mich erinnere, stets begleitete, bevor meine Gesundheitsumstände Sie zwangen, mich von Ihnen wegzuschicken. Ihr Benehmen gegen mich bewies, daß Sie es bemerkten und verstanden. Auch will ich Ihnen jene Stunden voll Trauer nicht beschreiben, die ich in der ersten Zeit meiner Trennung von Ihnen mehr suchte und pflegte, als daß ich mich bemüht hätte, mich gegen sie zu verwahren und ihrer Herr zu werden. Das milde Clima von Cornwall, die vollkommene Ruhe, die Trennung von der beständigen Gesellschaft, der ich in Ihrem Hause nicht ausweichen konnte, und in welcher meine Selbstliebe mich gewöhnlich unglücklich machte, belebten nach und nach meine gesunkenen Lebensgeister, und gaben mir ein gewisses Gefühl der Gesundheit wieder. Meine Tante war unendlich gütig; sie lebte selbst sehr zurückgezogen, und ihre Gesellschaft wurde mir höchst angenehm. Sie wissen, wir haben wenig Nachbarn, und diese wenigen sah ich sehr selten, da meine Tante nach ihrer aufrichtigen und einfachen Denkungsart meine Abneigung gegen Fremde offen billigte, und wenn sie glaubte, Gesellschaft bei sich sehen zu müssen, selbst meine Entschuldigung übernahm und mich ungestört auf meinem Zimmer bleiben ließ. Ich will nicht sagen, daß ich hier frei von Trauer war; denn obgleich ich Einsamkeit den meisten Gesellschaften vorzog, so brachte doch der Gedanke an die Ursache davon ein Murren in mir hervor; und dieses Nachhängen der Einsamkeit machte mich tausendmal empfindlicher für jeden Eindruck, den ich, wenn ich gezwungen war in Gesellschaft zu gehen, von Andern empfing. Im Ganzen war jedoch das erste Jahr, welches ich in Cornwall zubrachte,

vielleicht das ruhigste, welches ich seit meiner Kindheit verlebt hatte. Ich hatte angefangen, fleißig zu studiren, und, von allen andern Gegenständen des Ehrgeizes abgeschnitten, fing ich an, mit einem gewissen Grade von Interesse literärischen Ruhm als das Ziel meines Lebens zu betrachten.

Es war am Ende dieses ersten Jahrs, als meine Tante die Nachricht von dem Tode des Herrn Travers, eines ihr benachbarten Gutsbesitzers erhielt, dessen Gattin, wie Sie wissen, ihre vertrauteste Freundin war. Herr Travers starb, wie Sie sich erinnern werden, lieber Vater, auf seiner Rückkehr nach England, nachdem er und Mistreß Travers ihren einzigen Sohn auf seiner Reise durch den Continent begleitet, und dort ihren Aufenthalt genommen hätten, während er mit seinem Hofmeister seine Reise noch weiter ausdehnte.

Einige Monate nach Empfang dieser Nachricht erhielt meine Tante einen Brief von Mistreß Travers, der zwar noch in Betrübniß, aber mit der ganzen Wärme zuversichtlicher Freundschaft geschrieben war, und ihre Absicht ankündigte, unverzüglich nach Cornwall zurückzukehren. Ihr Sohn, fügte sie hinzu, würde sie begleiten, und sie freue sich, zu hören, daß ein junger Howard bei der Tante sei, da ihr Sohn, obgleich er manchmal sehr beschäftigt sein würde, wenn er Gesellschaft wünsche, in der ganzen Gegend wenig andern paßlichen Umgang finden werde.

„Und der junge Howard wird auch nicht sehr für ihn passen,“ sagte ich kalt zu meiner Tante.

Sie schüttelte den Kopf. „Das fürcht' ich nicht, Arthur; doch glaub' ich dich bitten zu müssen, wenigstens bei seiner Ankunft in Cornwall dich zu bemühen, freundlich gegen meinen jungen Freund zu sein.“

„Ich freundlich gegen ihn!“ sagte ich; „wer kümmert sich um meine Freundlichkeit! Ich bin es, gegen den Jedermann sich bemühen muß, freundlich zu sein.“

„Wahrlich, Arthur,“ erwiederte meine Tante, „du setzest auf einige Dinge einen gar zu hohen, auf andere einen gar zu geringen Werth. Deine Unterhaltung, lieber Neffe, wird von einem solchen jungen Manne als Travers höher geschätzt werden, als die größte Körperkraft, Witz und Gewandtheit des besten Waidmanns im Lande, und ich bin überzeugt, wärst du selbst so stark als Hercules, du würdest eine Stunde Unterhaltung mit einem gebildeten, gefühlvollen jungen Manne deines Alters allen jenen Beschäftigungen vorziehen, von denen du zu glau-

ben scheinst, daß Andere einen so hohen Werth darauf legen. Willst du mir den Gefallen thun und dich bemühen, Travers freundlich aufzunehmen?"

"Was für eine Art von Character ist dieser Travers?" fragte ich, "Ich weiß, er ist von Kindheit an der Abgott seiner Eltern gewesen; sieht er selbst sich auch als das wichtigste menschliche Geschöpf an? Seiner Mutter Brief scheint dieß zu sagen, da kein Nachbar eine würdige Gesellschaft für ihn ist."

"Nun, Arthur," sagte meine Tante, "ich sehe, daß meines jungen Freundes Ankunft dich beunruhigt und ich nehme meine Bitte zurück. Halte dich also durchaus nicht verpflichtet, ihn irgend Aufmerksamkeit zu erweisen. Deine Gesundheit ist jeder Zeit ein zu triftiger Grund, um keine Art von Anstrengung von dir zu verlangen."

Ich konnte der Güte meiner Tante nicht widerstehen und versprach mich zu bemühen, Travers als ihren Freund zu behandeln, geschmeichelt, daß sie aus Partheilichkeit gegen mich in dieser Sache nicht entscheiden wollte, und daß ich durch diesen jungen Mann eine Unterbrechung jener Ruhe meines Gemüths erhalten sollte, welche zu erhalten meine erste Sorge war, und welche, wie ich aus Erfahrung nur zu gut wußte, nie schmerzlicher unterbrochen wurde, als durch Verkehr mit solchen Günstlingen des Glücks, als (wie ich damals glaubte) der junge Travers war. Ich erzähle Ihnen dieß Alles, lieber Vater, um Ihnen zu zeigen, wie völlig ich damals unter der Herrschaft des Stolzes und der Selbstliebe stand. Wenn ich, wie ich jetzt sagen muß, mit dem Fluche belegt gewesen wäre, die Vorzüge meiner Brüder zu besitzen, verbunden mit dieser unendlichen Angst, daß nie das liebe Selbst irgend eine Demüthigung erleide: zu welch' einem Grade des Ehrgeizes würde ich getrieben worden sein? während ich auf meiner stolzen Laufbahn seinem Antriebe gefolgt wäre, verblendet durch seine erhebende Kraft, und ohne zu wissen, daß das Princip aller meiner Handlungen dasjenige sei, welches von Gott am meisten verabscheut und verdammt werde. O, wie innig habe ich ihm gedankt, daß er das kranke Herz seines verblendeten Geschöpfs in eine so heilsame Zucht genommen hat! In kurzer Zeit kamen Mistreß Travers und ihr Sohn in Cornwall an, und meine Tante ging sogleich ihre verwittwete Freundin zu besuchen. Sie blieb zwei Tage bei ihr. Bei ihrer Rückkehr schien sie ganz in Gedanken vertieft, und im höchsten Grade ernst. Ich versuchte, sie zu einer Unterhaltung zu veranlassen, aber alle meine

Bemühungen konnten ihre alte Freundlichkeit nicht wieder hervorrufen; sie blieb abwesend und offenbar unglücklich. Sie, lieber Vater, kennen den graden Character meiner Tante, uud werden sich nicht wundern, daß ich mich bald durch ihre so ungewöhnliche Zurückhaltung beunruhigt fühlte. Ich fürchtete, sie möchte während ihrer Abwesenheit irgend eine traurige Nachricht erhalten haben, und meine Befürchtungen richteten sich sogleich auf die Heimath.

„Ich sehe, Sie wissen Etwas, was Sie sich fürchten mir zu sagen, liebe Tante,“ sagte ich endlich so ruhig als möglich. Der Ton meiner Stimme setzte sie in Erstaunen und sie sah mich verwundert an. Ich wiederholte, was ich gesagt hatte.

„Ich weiß nichts, lieber Arthur, was ich dir zu sagen mich fürchtete.“ Dann sich besinnend, setzte sie hinzu: „Verzeihe mein Schweigen und mein Nachdenken: ich habe seltsame Dinge erlebt, seit ich von dir weg war.“

„Was denn für Dinge?“ fragte ich.

„Der junge Travers, von dem ich unter allen Geschöpfen dieser Erde am wenigsten erwartet hätte, daß er Jemandem Kummer machen würde, ist völlig umgewandelt, und statt der Trost und der Stolz seiner Mutter zu sein, ist er ihr jetzt eine Quelle der Sorge und des Schmerzes. Und,“ fuhr die Tante mit aller Bitterkeit getäuschter Erwartung und Sorge für ihre Freundin fort, „sein Vater ist im Grabe, er jetzt mündig, hat Niemanden mehr, der ihn zurecht weisen könnte; und er wird lediglich nach eigner Wahl handeln, — und Freunde, guter Ruf, Alles kommt nicht in Anschlag, während er doch nur noch ein bloßer Knabe ist.“

Ich versuchte, ihr bessere Hoffnung zu machen. „Er ist vermuthlich im Auslande in unpaßliche Gesellschaft gerathen, und wird, nun er nach England zurückgekehrt ist, seine frühere Weise wieder annehmen.“

„Unpaßliche Gesellschaft! Ja, aber nicht solche, wie du voraussetzest. Die unpaßliche Gesellschaft war sein eigner Hofmeister, — der so dringend empfohlen, so gerühmt wegen seiner Talente und Kenntnisse und so ungemein einnehmend in seinen Sitten war, — ein toller Schwärmer, ein engherziger Frömmler, ein gelehrter Narr oder ein vollkommner Heuchler. Er hat den guten Basil in alle seine lächerlichen Ansichten eingeweiht, und jetzt, erzählt mir seine Mutter, gebe es nicht ein halbes Dutzend Leute in England, von denen er glaube, daß sie in den Himmel kommen. Er ist unaufhörlich bemüht, sie und seine

ganze Umgebung zu überzeugen, daß sie von ihrer Geburt an nichts als Sünde gethan haben, und daß, wenn sie nicht werden — ich weiß nicht wie, vermuthlich aber wie er selbst, sie Alle in Verdammniß gerathen werden.«

»Travers muß ein Narr sein,« bemerkte ich, »daß er sich durch irgend Jemand zu solchen Abgeschmacktheiten hat bewegen lassen.«

»Und doch,« sagte meine Tante betrübt, als ihr die frühern Zeiten einfielen, »wie viel versprach er, und wie schöne Hoffnungen erregte er? — In allen Dingen so überlegen! Immer der erste in der Schule, — auf der Universität Preise gewinnend, um die sich die ausgezeichnetsten Talente bewarben, — geachtet und geliebt von Allen; so wenig stolz, so gefällig, so gut von Herzen.« Die Tante konnte die Thränen nicht zurückhalten. »Und meine arme Freundin,« fuhr sie fort, »wie liebt sie ihn!«

»Hat er sein Benehmen gegen seine Mutter geändert?« fragt' ich.

»O nein! Sie sagt, es sei unmöglich, seine gefühlvolle und zarte Aufmerksamkeit gegen sie während der traurigen Ereignisse, die sie kürzlich erlebt haben, so wie die Großmuth und Discretion zu beschreiben, mit der er seines Vaters Angelegenheiten geordnet, die wegen seiner Abneigung gegen Geschäfte sich sehr in Unordnung befanden, besonders hinsichtlich der Sorge für seine Wittwe. Aber dieß lag freilich in Basil's Natur; ich würde nichts anders von ihm erwartet haben.«

»Ansichten, liebe Tante,« bemerkte ich, »die auf unser Betragen keinen Einfluß haben, sind von sehr geringer Bedeutung.«

»Aber seine Ansichten haben wirklich Einfluß auf sein Betragen. Was denkst du davon, gleich den ersten Abend nach seiner Ankunft zu Lymecourt, und seitdem jeden Abend und Morgen versammelt er alle seine Hausgenossen und der junge Schwärmer betet selbst mit ihnen.«

Ich lachte herzlich, so lächerlich erschien mir dieß damals. Die Tante lächelte auch, stieß aber bald einen tiefen Seufzer aus und sagte: »Meine arme Freundin hält es für's beste, Basil alle seine Grillen nachzusehn, und sie nimmt an seinen Betstunden Theil; ich aber konnte mich nicht so verstellen, und als er in der ihm eigenen einnehmenden Weise zu mir kam und mich einlud, mein Gebet mit dem seinigen zu vereinigen, sagte ich ihm, daß ich solche Thorheiten nicht mitmachen, aber in seiner Abwesenheit den Gott des vernünftigen Christenthums bitten würde, ihn auf den rechten Weg zurück zu bringen.«

„Fühlte er sich dadurch beleidigt?“

„Nein; er lächelte und sagte freundlich: „„Ich werde dasselbe Gebet für Sie, meine liebe und stets aufrichtige Mistreß Talbot an den Gott des wahren Christenthums richten.““ Während meines Aufenthaltes in Lymecourt redeten wir viel über seine neuen Ansichten, und ich bekenne, daß ich nie Jemanden mit solcher Ruhe disputiren hörte. Seine Mutter und ich wurden oft sehr warm, da er alle unsere Ansichten als schriftwidrig und irrig behandelte; aber er blieb sich in seinem Respect und seiner Freundlichkeit gegen uns beide immer gleich; obgleich er zuweilen scherzhafter Weise die mangelhaften Gründe benutzte, zu der unsere Wärme uns verleitete; überhaupt verstehen sich Männer besser auf's Disputiren, als Frauen. Ich wünschte tausendmal, daß du, mein lieber Arthur, zugegen gewesen wärst. Ich glaube, nach all' den starken Dingen, die wir sagten, betrachtete er uns grade wie zwei alte Frauen voller eingewurzelter Vorurtheile.“

„Ich möchte wohl einmal mit ihm sprechen,“ sagte ich, stolz auf meinen Verstand. „Ich habe keine Erinnerung an frühere Eindrücke, die mich warm machen können, und ich glaube, seine Ansichten würden eine kalte Argumentation nicht aushalten.“

Die Tante war entzückt. „Lieber Arthur, du könntest mir auf Erden keinen größern Gefallen thun, als mit diesem lieben Jünglinge zu verkehren, — du könntest auch seiner Mutter keinen größern Gefallen thun. Er fragte angelegentlich nach dir; da ich aber gesehen hatte, daß der Gedanke seiner Ankunft dich so beunruhigte, so durfte ich nicht viel für dich sagen. Ich sprach nur eine Hoffnung aus, daß, da sie morgen bei mir sein werden, sie dich, wenn du wohl seiest, bei Tische finden würden. Mistreß Travers sagt, sie merke schon, daß Basil in seinem Herzen die Hoffnung gefaßt habe, einen Konvertirten aus dir zu machen.“

Ich lächelte im Bewußtsein meiner Stärke, und die Tante glaubte schon zu sehen, wie ihr junger Freund widerrufen müsse. Dieß, lieber Vater war der Seelenzustand, in welchem ich zuerst mit Travers zusammentraf, — voll Vertraun auf meine eignen Verstandeskräfte, und, wenn auch glaubend, daß eine sehr sorgfältige Erziehung meines jungen Gegners Talente im hohen Grade entwickelt habe, doch an ihrer wirklichen Ueberlegenheit zweifelnd, da sie sich so leicht zu dem hatten verleiten lassen, was ich für abgeschmackte und unvernünftige Irrthümer hielt.

Ich war am folgenden Tage zugegen, als Travers gemeldet wurde. Er war geritten, wie er uns nachher sagte, um noch einige von seinen alten Lieblingsplätzen zu besuchen, und kam vor seiner Mutter an. Travers war in seinem Aeußern und in seinen Manieren ganz anders, als ich erwartet hatte. Ich erwartete einen feinen, glatten, höchst gebildeten, liebenswürdigen, jungen Mann nach der Mode, wie ich sie oft zu Hause gesehen hatte, der durch das Glück verdorben, und in dem Bewußtsein, daß Alles, was er thue, das Interesse seiner Umgebung errege, jetzt auf den Einfall gekommen sei, ein religiöser Schwärmer zu sein, — Travers erschien als das grade Gegentheil von alle diesem. Sie haben ihn noch nicht gesehen, lieber Vater, darum will ich ihn Ihnen beschreiben. Er ist schlank und nett, aber doch stark gebaut, seine Gesichtszüge sind markirt und bedeutend, und drücken besonders Gefühl, Verstand und Talent aus; sein Benehmen ist bescheiden und aufrichtig, und obgleich äußerst gefällig und fein, ist er doch offenbar ganz unbekümmert um seine äußere Erscheinung. Als wir einander vorgestellt wurden, betrachtete er mich mit einem solchen Ausdrucke von Gefühl und Theilnahme, daß mein Herz augenblicklich warm für ihn wurde. Sie wissen, lieber Vater, wie sehr meine kranke Reizbarkeit selbst durch den Antheil gequält zu werden pflegte, den mein Zustand bei Fremden erregte. Allein in dem Ausdrucke herzlicher Güte und Theilnahme, womit Travers mich betrachtete, war soviel Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, daß, als ich bei Mistreß Travers Ankunft mit meinen Krücken aufstand, sie zu empfangen, und seine wehmüthigen Blicke auf mir ruhten, ich nicht umhin konnte, auf meinen Zustand anzuspielen (was mir, wie Sie wissen, sonst kaum möglich ist) und zu sagen: „Ich bin nicht leidend, — dieß alles ist mir zur zweiten Natur geworden.“ Er blickte einen Augenblick weg, ohne zu antworten, und sagte mit Nachdruck: „Wie schwer es doch wird zu glauben, daß der Himmel uns Leiden als ein Zeichen seiner Liebe auferlegt.“

Ich kann nicht sagen, wie oder warum diese wenigen Worte mich so tief berührten; aber sie thaten es und ich fühlte augenblicklich für Den, der sie ausstieß, was ich noch nie gegen Jemand zuvor gefühlt hatte. Er that mehrere Fragen über meine Lahmheit, welche körperliche Bewegung ich mir machen könne, wie der Mangel der Gesundheit auf den Geist wirke, u. s. w., in einer Weise, daß es mir Vergnügen machte, ihm mit vollkommenem Vertrauen zu antworten. Sie, lieber Vater, werden dieß glauben, wenn ich Ihnen sage, daß, als zu Tisch gerufen

wurde, nicht mein Diener, sondern Travers es war, der mich in das Speisezimmer geleitete. Hier wurde die Unterhaltung allgemein. Mistreß Travers erschien sehr liebenswürdig, aber noch immer in tiefem Schmerze und ohne Lust, an dem was vorging, thätigen Antheil zu nehmen, aber sie hörte mit Theilnahme zu, besonders wenn ich sprach. Ich begriff den Grund davon und fing selbst an zu wünschen, daß die Rede auf den Gegenstand kommen möge, über den ich jetzt die Ansichten meines so interessanten jungen Freundes zu hören mich sehnte. Er berührte ihn jedoch nicht, und seine Unterhaltung, obgleich auch er noch Trauer in seinen Mienen zeigte, war so anziehend, daß ich nur durch die bedeutungsvollen Blicke von Mistreß Travers und der Tante daran erinnert wurde. Endlich verließen sie uns und ich glaube, wir Beide fühlten einige Verlegenheit, als wir uns tête-à-tête fanden, da jeder von uns sehr gut den Wunsch der beiden Damen gemerkt hatte.

„Ich glaube, Mrß. Howard, sagte Travers lächelnd und erröthend, unsere Freundinnen erwarten, daß wir Beide unsere Bekanntschaft damit beginnen sollen, unsere gegenseitigen Meinungen über einen gewissen Gegenstand anzugreifen. Ich weiß, wessen Niederlage eifrig gewünscht wird; deßwegen glaub' ich, als Einer gegen Viele, jeden Vortheil benutzen zu müssen, und so erlaube ich mir, den Kampf mit der einfachen Frage zu eröffnen, von welcher Religion Sie sind.“

„Von welcher Religion?“ erwiederte ich lächelnd, „von der christlichen, denk' ich.“ „Dann stehen wir auf gleichem Boden. Ein Christ muß ein Schüler Jesu Christi sein wollen, und das ist alles, wonach ich strebe; und wenn ich irgend eine Lehre meines göttlichen Meisters mißverstehe, oder gegen irgend eine seiner Vorschriften ungehorsam bin, so wünsch' ich sehnlichst, mich besser zu belehren und in Zukunft gehorsamer zu sein.“

Ich sagte ihm, daß er allerdings einen Vortheil über mich gewonnen, daß ich ohne Ueberlegung gesprochen und bemerkt hätte, ich habe einen Gegner, mit dem ich zuvor über die Desination der Begriffe einig werden müsse.

„Dann bitte ich Sie, mir Ihren Begriff von einem Christen zu definiren.“

Ich stockte. — „Nun, C h r i s t ist jetzt eine nationale Benennung, und in diesem Sinne meine ich den Ausdruck gebraucht zu haben.“

„Darf ich bitten, seine Bedeutung in diesem Sinne auseinander zu setzen?“

„Nun, das Christenthum ist der Gegensatz der Unwissenheit und Rohheit des Heidenthums und des Muhamedanismus. Ein Christ in diesem Sinne, zumal ein Protestant, ist ein Mensch, dessen Geist vollkommen frei ist von Aberglauben, der sich als ein freies, vernünftiges Wesen betrachtet, und der den wahren Gott verehret, den er in seinem Geiste jener furchtbaren Eigenschaften entkleidet hat, in welche Unwissenheit und Aberglauben ihn hüllten, und der dieß Wesen den Vorschriften seines eignen Gewissens gemäß ohne Furcht zu verehren wagt."

„Und wo ist Christus in diesem Systeme von Christenthum?" fragte Travers freundlich.

„Er war der Gründer desselben."

„Wie?"

„Er kam auf die Welt, um dem Menschengeschlechte das Wesen des Gottes der Gnade und Güte zu offenbaren und um sich selbst ihm als Beispiel vollkommener Tugend zu zeigen."

„Halten sich denn National-Christen verbunden, jenem Beispiele zu folgen?" fragte er, indem er mich ernst ansah.

„Gewiß. Ich hätte also besser gesagt, ein Christ sei der, welcher Christi Beispiel folge."

„Worin folgt er ihm denn?"

Als Travers diese Frage that, fiel mir ein, was meine Tante von ihm gesagt hatte, er glaube nicht, daß ein halbes Dutzend Menschen in England seien, die in den Himmel kämen. „Erwarten Sie," sprach ich, „daß unvollkommene Geschöpfe einem vollkommenen Vorbilde folgen können? Und doch, stand die Sittlichkeit je so hoch in irgend einem Lande, als jetzt in diesem? Ist es nicht die reinste Moral des Christenthums, worauf sich die Stimme der ganzen Nation beruft, wenn sie sich bei irgend einer Streitfrage hören läßt?"

Travers lächelte. „Es ist wahr, Sie haben den Einfluß bezeichnet, den die Kenntniß des wahren Christenthums auf eine Nation hat. Jedes Gewissen beugt sich vor seiner Autorität, da das, was das Licht der Wahrheit sagt, in jeder Beziehung wahr und recht ist. Sie haben die allgemeine Kenntniß der Moral in diesem Lande auf ihre wahre Quelle, die Kenntniß des Christenthums, zurückgeführt, aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet."

„Ich kann sie nicht anders beantworten. Denn wenn das nicht eine christliche Nation macht, daß sie die von Jesus Christus gelehrte Moral zu der ihrigen macht, so weiß ich nicht, was es sonst thun sollte."

„Lassen Sie uns diese allgemeinen Behauptungen, bei denen wir die persönliche Verantwortlichkeit vergessen, aufgeben," sagte Travers, „und erlauben Sie mir Eine Frage. Glauben Sie, daß alle Männer, welche das Sacrament empfangen, um sich für bürgerliche Aemter zu qualificiren, wirklich an die Lehre glauben, welche das Sacrament darstellt, und an welche zu glauben, sie schon durch ihr Erscheinen am Altare sich bekennen?"

„Nein, gewiß nicht."

„Und giebt es irgend eine Stelle des neuen Testaments, welche solchen Schein nicht als Heuchelei, Täuschung und Betrug verdammt?"

Ich konnte keine anführen.

„Können Menschen, welche dieß thun, wirklich Schüler Jesu Christi sein?

Ich schwieg.

„Können sie aufrichtig einen reinen und heiligen Gott verehren? An was oder an wen können sie in ihrem Herzen die Entschuldigung richten, welche sie machen, wenn sie so meineidig sind? Wenn sie wirklich von ganzer Seele einen heiligen Gott verehrten, so würden sie nicht wagen, so seine allwissende und allgegenwärtige Heiligkeit zu mißachten. Wenn sie ein Wesen anbeten, von welchem sie glauben, daß es solche Falschheit nicht verdammen werde, so beten sie — nicht den Gott des Christenthums, sondern den Satan an, gegen welchen uns das Christenthum warnt, als den Fürsten dieser Welt."

„Sie nehmen die Sache zu scharf," sagte ich halb unwillig; „ich kenne Menschen, die den entferntesten Gedanken an Heuchelei und Betrug mit Unwillen von sich weisen würden, und die sich dennoch auf diese Weise ohne Gewissensbisse für bürgerliche Aemter qualificiren."

„Auch ohne an die im Sacramente dargestellte Genugthuung zu glauben?"

„Ja; ohne im Stande zu sein, an irgend eine so unbegreifliche Sache zu glauben."

„Sind diese denn sowohl an Glauben als an Moral Christen?"

Ich fühlte, daß ich warm geworden war, und schwieg. Travers veränderte sogleich den Gegenstand des Gespräches und nahm ihn während seines ganzen Besuchs nicht wieder auf.

Als er weg war, dachte ich aufmerksam über Das nach, was er gesagt hatte, suchte aber vergebens Gründe zu finden, durch die ich ihn überzeugen könnte, daß seine Ansichten engherzig und bigot seien,

wie sie mir zuerst erschienen. Freilich könnten Menschen versuchen, ihr Gewissen durch die Annahme zu beschwichtigen, daß sie durch ihre Theilnahme an einer für sie nichts bedeutenden Ceremonie Gesetze aufrecht erhielten, die zum Zweck hätten, diejenigen vom Staatsdienst auszuschließen, deren Zulassung zu demselben dem Staate gefährlich sei; immer aber gaben sie doch einen Glauben an etwas vor, woran sie in der That nicht glauben, und strenge Moral kann eine solche Zweideutigkeit nicht gutheißen. Im religiösen Sinne ist sie aber noch viel strafbarer. Die Tante, gegen die ich Travers Ansicht über diesen Punkt erwähnte, stimmte nach der großen Aufrichtigkeit ihres Characters ihm völlig bei und wunderte sich, daß ihr das Strafbare dieses ganz gewöhnlichen Verfahrens nicht schon früher aufgefallen sei.

Travers besuchte mich hiernächst fast täglich, und ich traute so völlig seiner Aufrichtigkeit, daß ich mich in kurzer Zeit freute, von ihm mit einer Zuneigung angesehen zu werden, die fast eben so warm war, als die, welche mein Herz gegen ihn erfüllte.

Bei mehreren folgenden Besuchen schien er absichtlich das Kapitel der Religion zu vermeiden. Alle seine Gedanken und Empfindungen schienen indeß auf den reinsten und erhabensten Grundsätzen zu ruhen, während seine ungemeinen Kenntnisse, seine zuversichtliche Offenheit, seine lebendige Phantasie und sein warmes Gefühl mir seine Gesellschaft angenehm machten. Und dieser neue Reiz des Lebens schien mir Dauer zu versprechen. Travers hatte ausgedehnte Besitzungen in Cornwall und auf diesen Besitzungen mehrere Bergwerke. Die Menschen, welche in diesen Bergwerken arbeiteten, schien er als vom Himmel seiner Vorsorge anvertraut zu betrachten, und er sprach von Cornwall als dem Orte seines, für eine Zeit wenigstens ununterbrochenen Aufenthaltes.

An einem schönen Abend war ich mit Travers Beistand auf die Terrasse hinter dem Hause gegangen, von wo wir die Ihnen bekannte prächtige Ansicht des Meeres genossen, in deren Anschaun ich mich früher allein ganze Stunden verloren hatte. Unser beider Herzen waren warm, und das meinige mehr als je durch seine fast zärtliche Güte geöffnet. Ich erinnerte ihn an unsere erste Unterhaltung und gestand ihm, daß ich nach reiflichem Nachdenken glaube, er habe Recht. Er schien sehr erfreut.

„Ich fürchtete, ich wäre zu weit gegangen,“ sagte er; ich habe seit der Zeit nie wieder auf den Gegenstand zurückzukommen gewagt.“

„Gewagt, bei mir, Travers! Ich glaube, ich würde wagen, Ihnen Alles zu sagen.“

Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Es ist ein zarter Punkt, Howard, — die Religion mein' ich. Ich kann keine ihrer Wahrheiten mildern, selbst nicht Denen zu gefallen, welche ich am meisten liebe.“

„Wahrheiten mildern!“ wiederholt' ich; „können Sie denken, ich würde das wünschen?“

„Nein, aber ich kann mir denken, die Wahrheit könnte Ihnen doch hart und abstoßend erscheinen.“

„Machen Sie einen Versuch mit mir, Travers; Sie wissen, ich bin nicht gehalten, Alles als Wahrheit anzunehmen, was Sie sagen.“

Er stockte und schwieg. Ich drang in ihn, ganz aufrichtig gegen mich zu sein.

„Mein lieber Howard, erwiederte er, ich weiß sehr wohl, daß unsere Ansichten über diesen Punkt fast ganz verschieden sind. Auch ist Ihnen bekannt, daß dieser Punkt jetzt fast der einzige von Wichtigkeit für mich ist. Sie können daher leicht erachten, wie besorgt ich bin, Nichts zu sagen, was Sie gegen meine Ansichten einnehmen kann und ich fürchte ohnehin, daß ich dieß schon gethan habe.“

„Aber ich habe Ihnen ja gesagt, daß dieß nicht der Fall ist,“ unterbrach ich ihn. „Weichen Sie also jenem Kapitel bei mir nicht länger aus, liebster Travers, welches Ihrem eignen Herzen das nächste ist und über welches mich alle Ihre Gedanken zu hören verlangt. Aber sagen Sie mir erst, wie wissen Sie, daß ich so gänzlich von Ihnen abweiche? Wir haben ja überall nur einmal über diesen Gegenstand gesprochen.“

„Dieses Eine Mal bewies es mir, Howard. Es giebt Ein Zeichen, an welchem der wahre Christ sogleich das wahre Christenthum bei einem Andern entdecken kann. Es ist dieß die Weise, wie er von Christus spricht. Eine Entdeckung von Ihnen über ihn verrieth mir, daß wir im Punkte der Religion nicht einerlei Ansicht haben.“

„Was für eine Aeußerung war das?“

„Es war die oberflächliche Weise, mit welcher Sie der Versöhnung durch Christum erwähnten, als eines unverständlichen Dogma's, auf dessen Annahme nichts ankomme, und dessen Darstellung im Sakramente eine leere Ceremonie sei. Habe ich Ihre Meinung richtig gefaßt?“

„Das haben Sie allerdings.“

„Dann, lieber Howard, ist kein Punkt, in welchem wir übereinstimmen werden. Denn das Kreuz Christi ist es, was jeder wahre Christ als den Grund seiner ganzen Religion betrachtet. Ihm ist „der gekreuzigte Christus“ eine Offenbarung der Macht und der Weisheit Gottes. Ihre Ansichten darüber sind nicht neu. Sie fingen schon gleich bei dem ersten Prediger der christlichen Lehre an hervorzutreten. Paulus sagt: „Wir predigen den gekreuzigten Christus; den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit.“ Die Juden meinten, daß ihre Kenntniß des wahren Gottes und seiner Gesetze hinreiche, ihnen die Gunst des Gottes ihrer Väter zu erhalten; und obgleich sie einen großen Messias erwarteten, sie von irdischen Unterdrückern zu befreien, so nahmen sie doch Anstoß und konnten nicht glauben an einen gekreuzigten Messias, — ein Opfer für ihre Sünden, ein Befreier von geistiger Unterdrückung. Die gebildeten, gelehrten, philosophischen Griechen betrachteten die ganze Lehre als Thorheit. Sie, lieber Howard, gleichen den philosophischen Griechen. Ihnen erscheint diese Lehre auch als Thorheit. Mir ist sie die Weisheit und die Macht Gottes; mein Trost und Ruhm in der Zeit; meine einzige, völlig ausreichende Hoffnung für die Ewigkeit. Welche Ansicht, lieber Freund, können wir nun noch mit einander gemein haben? Der Gott, den Sie verehren, ist nicht der Gott, den ich verehre. Sie verehren einen Gott, dem Sie, ein Geschöpf, welches so liebenswürdig es auch in den Augen seiner Mitmenschen ist, sich doch selbst als unvollkommen an Reinheit des Herzens und jeglicher Tugend erkennen muß, — dem Sie, sag' ich, sich ohne Furcht nahen und von ihm als etwas, das Sie verdienen, ewige Seligkeit fordern. Ich verehre einen Gott, so heilig, daß die höchsten Engel, wenn sie ihm nahen, ihr Angesicht verhüllen müssen, und lege Heiligkeit, unendliche Heiligkeit, nur ihm bei, der die geringste Befleckung des Bösen so verabscheut, daß er es vor seinem Angesichte nicht dulden kann. Ich wage mich diesem Gotte nicht ohne Mittler zu nahen. Ich habe bei ihm auf nichts Anspruch zu machen, als auf Tod und ewige Verbannung von seinem Angesichte; da Demjenigen kein anderes Urtheil verheißen ist, der wie ich, seinen Gesetzen von Kindesbeinen an ungehorsam gewesen ist. Mir ist daher Christus: der Sohn Gottes, von ihm gesandt, statt des verlorenen, gefallenen Menschen die Strafe zu dulden, und durch sein Leiden einen neuen, lebendigen Weg zu dem Gotte zu bahnen, der so seinen Abscheu vor der Sünde und

seine Liebe zu dem Sünder bewiesen hat, — Christus ist mir theuer, über allen Ausdruck theuer. Er ist mein Alles, und das ist er jedem wahren Christen."

Ich schwieg. Es war Etwas in Traver's Weise, ein Ernst, eine Frömmigkeit und doch so viele nüchterne Wahrheit, daß ich ihm nicht antworten konnte. In der That war fast Alles, was er in Beziehung auf mich gesagt hatte, Wahrheit, und ich fühlte, daß Das, was er über seinen eignen Glauben sagte, in meinem eignen Herzen einen Vertheidiger fand.

"Sind Sie unzufrieden mit mir, Howard, daß ich Ihnen so gradezu sage, Sie seien kein Christ?"

"Nein, Travers. In Ihrem Sinne des Worts bin ich kein Christ. Ausgenommen einen Punkt, haben Sie die völlige Wahrheit von mir gesagt. In einem Punkte kennen Sie mich nicht. Ich nahe mich nicht zu allen Zeiten dem Gotte, welchen ich zu verehren suche, ohne Bangigkeit, dann mache ich an die ewige Glückseligkeit Anspruch, ohne zu Zeiten eine zitternde Ahnung zu empfinden, daß es Bedingungen für dieselbe geben könne, die ich nicht erfüllt habe."

Ich wurde von der Rührung überrascht, welche Travers bei diesen meinen Worten verrieth. Er ergriff meine Hand, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Ich erwartete eine Erklärung, aber für eine Weile schien seine Sprache zu stocken.

"Ich habe mich geirrt," sagte er endlich. "Wir haben, Dank sei Gott, wenigstens Gefühle über diesen Gegenstand gemein, — Ansichten werden folgen. Mein theuerster Howard! jene Bangigkeit, welche Sie empfinden, wenn Sie sich unserm Gotte nahen, mag aus einer dunkeln Furcht vor der Macht und der Größe und Unbegreiflichkeit der göttlichen Eigenschaften herrühren; aber jene zitternde Ahnung, daß es noch Bedingungen gebe, die Sie nicht erfüllet haben, ist die Stimme des Gewissens und der Wahrheit, und sie ist in der That eine Sehnsucht Ihrer Seele nach dem Ihnen noch unbekannten Erlöser. Denn es giebt Bedingungen, welche weder Sie noch irgend ein menschliches Wesen je erfüllet haben, und welche zu erfüllen, Christus menschliche Natur annahm. Bis Sie ihn kennen, wird das Gewissen stets diese Bedingungen fordern. Hören Sie auf seine Stimme, mein geliebter Howard. Schaudern Sie vor seinen Anforderungen nicht zurück. Es verlangt nicht mehr, als Gott einst fordern wird. — Howard, fuhr er fort, warum lesen Sie die Bibel nicht?"

„Wie wissen Sie, daß ich die Bibel nicht lese?“

Er lächelte.

„Ich habe den Versuch gemacht, dieß zu erforschen. Den ersten Tag, wo ich bei Ihnen war, sah ich mich unter ihren Büchern nach einer Bibel um, und entdeckte eine solche unter mehreren andern dicken Bänden in einem offenbar ganz vernachlässigten Winkel Ihres Bücherbrettes. Ich blickte zu verschiedenen Zeiten wieder hin, aber ich glaube nicht, daß sie je von ihrem Platze gekommen ist.“

Ich bekannte, daß ich sie während jener Zeit nicht geöffnet hatte, und gestand ihm auch der Wahrheit gemäß, daß ich sie nie sorgfältig durchgelesen habe.

„Dürfte ich hoffen, daß Sie sie mit mir durchlesen mögen?“ fragte er.

„Haben Sie Lust, lieber Travers, sie mit mir zu lesen, und mir im Fortgange der Lectüre Ihre Ansichten mitzutheilen?“

„Ich wünsche nichts so sehr, als das.“

Ich war entzückt. „Lassen Sie uns gleich diesen Abend beginnen,“ sagt' ich.

„Mit vielem Vergnügen,“ entgegnete Travers, indem er sogleich eine kleine Bibel aus der Tasche zog.

„Tragen Sie eine Bibel bei sich?“ fragt' ich.

„Ja; es ist mein Freibrief für den Himmel, mein Führer, mein Kompas, — ich muß sie immer bei mir haben.“

Ich nahm sie in die Hand, mit einem Gefühle, wie ich es nie für ein anderes Buch empfunden hatte. Es war eine kleine Polyglotte, jede Seite mit verschiedenen Arten von Zeichen mit Dinte oder Bleistift bedeckt. Ich sah einige von den bezeichneten Stellen an.

„Sie verstehen meine Hieroglyphen nicht;“ sagte Travers; „ich will sie Ihnen künftig erklären. Sie sind mir nützlich gewesen, mir meine Fortschritte im Verständniß der heiligen Schrift bemerklich zu machen.“

Er begann nun, den Anfang der Bibel vorzulesen. „Um Eins muß ich Sie bitten, lieber Howard,“ sagte er; „wenn Ihnen Stellen vorkommen, die Ihnen ein sorgfältigeres Nachdenken zu erfordern scheinen, daß Sie mich unterbrechen und sie sich anzeichnen. Wenn Sie nach näherer Prüfung doch nicht mit ihnen einverstanden sein und sie annehmen können, so bitt' ich, Ihre Einwürfe niederzuschreiben und mir den Versuch zu erlauben, sie zu widerlegen. Dieß wird uns das Disputiren beim Lesen ersparen, welches unser Vorrücken sehr

langsam machen würde.“ Ich willigte ein; aber später, da ich sehr begierig war, mit dem von Travers aus der Bibel geschöpften Religionssystem bekannt zu werden, zog ich eine schnellere Lectüre vor, und stieß mich an einzelne Schwierigkeiten bei derselben nicht.

In einigen Monaten hatten wir die heilige Schrift durchgelesen, und ich fand sie freilich sehr verschieden von der Vorstellung, welche ich mir von ihr nach meiner theilweisen Kenntniß ihres Inhalts und nach den Ansichten Anderer gebildet hatte. Während dieser Zeit las ich auch mehrere Werke über den Beweis ihrer Gültigkeit. Diese fand ich hinlänglich erwiesen, und die Schwierigkeiten lagen für mich nur noch in der Schrift selbst. Ich wunderte mich über die widersprechenden Lehren (wie ich meinte), welche Travers annahm. Ich konnte die Eigenschaften Gottes mit der Art, wie er seine Geschöpfe behandelte, nicht reimen. Travers bestand darauf, ich sollte meine Entwürfe niederschreiben und ihm erlauben, sie auf dieselbe Weise zu beantworten. Seine Gründe hierfür schienen mir sehr merkwürdig.

„Der Feind unserer Seele,“ sagte er, „vergrößert jeden Einwurf gegen die Bibel. Es giebt ihrer nur sehr wenige, die nicht leicht beantwortet werden können, und diese wenigen stellt er uns als unübersteiglich dar, während die Wahrheit ist, daß die Schwierigkeit nicht in der Offenbarung, sondern in dem Mangel an Offenbarung liegt. Keine Philosophie, kein Räsonnement, kein Forschen hat je Rechenschaft über Das gegeben, was die Schrift in Beziehung auf Gott oder sein Verhältniß zu den Menschen im Dunkel gelassen hat.“

Ich fühlte, wie wahr dieß sei, als ich meine erste Bedenklichkeit niederzuschreiben begann. Sie war indeß von der Art, daß sie, so lange sie ihren Einfluß über mein Gemüth behielt, mich verhinderte, irgend ein Gefühl von Liebe gegen Gott zu haben. Ich wünschte zuweilen, daß ich die Bibel nie gelesen hätte, oder daß ich den Glauben an ihre Authenticität aufgeben könnte. Ich versuchte Letzterrs; allein es ging nicht. Ich will Ihnen, lieber Vater, die Bedenklichkeit, wie ich sie aufschrieb, und die Antwort mittheilen, welche ich von Travers erhielt:

„„Viele jener Eigenschaften, welche die Schrift Gott beilegt, und welche Sie, lieber Travers, so inbrünstig an dem höchsten Wesen zu lieben scheinen, wie Gnade, Mitleid, Geduld, Langmuth mit seinen sündigen Geschöpfen, offenbaren sich nur in Folge der Existenz des

Bösen, die nicht anders als mit Erlaubniß jenes ewigen und allmächtigen Wesens möglich ist, ohne welche nichts vorhanden sein, oder vielmehr, ohne welche nichts aufhören kann, so zu sein, wie es von ihm erschaffen wurde. Denn das Böse existirt nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als die Störung oder Desorganisation dessen, was als vollkommen erschaffen wurde. Wer brachte nun diese Störung hervor? Antworten Sie, der Satan, so muß ich fragen, war nicht auch er ursprünglich ein reiner, vollkommner fleckenloser Geist, das Geschöpf eines vollkommnen Wesens, dessen Natur das Böse ein Gräuel war? Was ist in Wahrheit das Böse, als der Gegensatz des Wesens und Willens Dessen, der sich selbst den Heiligen, die Wahrheit, das Licht und die Liebe genannt hat. Woher denn nun der erste Flecken des Bösen, der erste böse Gedanke in dem ersten Geiste, der fiel? Können Sie diese Frage beantworten, Travers? Oder können Sie, so lange sie nicht beantwortet ist, Ihr Herz und Ihre Vernunft in demüthiger Anbetung vor Eigenschaften beugen, die erst durch ein Elend hervorgerufen wurden, welches zu trostlos und furchtbar ist, als daß man es näher betrachten kann, und welches Alles hätte abgewandt werden können und zugelassen werden mußte durch das Wesen, welches Sie anbeten?""

Antwort.

"„Ja, Howard, ich kann mein Herz und jede Kraft meiner Seele in Anbetung und Dank für die Offenbarung jener Eigenschaften beugen, wenn ich sie an dem gekreuzigten Sohne Gottes betrachte. Da sehe ich den Beweis, daß Gott heilig und daß er die Liebe ist. Ich sehe einen so umfassenden, überzeugenden Beweis von der Wahrheit der Offenbarung, daß ich an seinem Kreuze glauben kann, daß der, welcher so die Welt liebte, um seinen eingebornen Sohn hinzugeben, zu leiden für einen Jeglichen, welcher Vergebung durch sein Blut erhalten will, ganz gewiß das Böse verabscheut und alle seine vernünftigen Geschöpfe so eingerichtet hat, daß Elend die unvermeidliche Folge desselben ist. Da sehe ich auch, daß er uns, blind und verderbt wie wir durch den Sündenfall geworden sind, so liebt, daß er alle Leiden, die wir sonst selbst hätten tragen müssen, auf seinen eingebornen Sohn legt, "das Ebenbild seiner Person, den Glanz seiner Herrlichkeit." Er gab ihn dem Jammer hin, — wollte den Kelch nicht von ihm nehmen, bis er ihn getrunken, — bis er Alles gelitten, was in dem Be-

wußtsein des Zornes Gottes — der Verstoßung der Seele von seinem Angesichte, — des Verlassenseins von ihm liegt. Wenn ich diese Offenbarung von Gottes Abscheu vor der Sünde, und von seinem Mitleid und Erbarmen gegen seine sündigen Geschöpfe betrachte, so kann ich, ohne Ihre Frage zu beantworten, mich zufrieden fühlen, ja ich kann fröhlich jenes Tages harren, wo mein Glaube an alle seine offenbarten Eigenschaften in Schauen verwandelt und jene anscheinenden Widersprüche werden gelöst werden, welche zu lösen er uns hier auf Erden das Vermögen versagt hat. Ja, ich kann Gott sogar danken für das tiefe Geheimniß, worin er die Antwort auf Ihre Frage gehüllt hat. Wäre es dem Feinde unserer Seelen verstattet worden, uns das vor die Augen zu bringen, was ihn zum Falle brachte, hätte unsere schwache Natur diesem widerstehen können? Aber ich sehe voraus, lieber Freund, daß diese Rechenschaft von meinem eignen Glauben und Meinen über diesen Gegenstand bei Ihrem gegenwärtigen Seelenzustande Sie nicht befriedigen wird. Ich habe auf demselben Boden gestanden, wie Sie jetzt, und weiß, wie qualvoll es ist, darauf zu bleiben und wie schwer, ihn zu verlassen. Aber, lieber Howard, wird dieser Punkt durch irgend ein andres Licht heller, als durch das Licht der Offenbarung? Konnten Sie, bevor Sie sich mit der heiligen Schrift bekannt machten, sich über das Vorhandensein des Bösen Rechenschaft geben, oder es leugnen? Hat man es überhaupt je erklären können? Glaubten Sie nicht, den Allmächtigen zu verehren, und war Liebe nicht eine seiner Eigenschaften? Wenn dieß war, so muß die Schwierigkeit damals eben so groß gewesen sein. Giebt es irgend ein Religionssystem, welches nicht lehrt, daß das Leiden die Folge der Sünde sei? Bezeugt uns dieß unser eignes Herz nicht schmerzlich genug? Und das Leiden muß Folge des Bösen sein, — des Bösen, welches, wie Sie sagen, von dem Allmächtigen zugelassen sein muß, — des Bösen, dessen Existenz ich erkenne, sehe und fühle, aber von welchem ich glaube, daß es von Gott, weil er es gesagt hat, verabscheut wird. Mehr weiß ich nicht, und mit Ausnahme einer einzigen Ansicht werd' ich Ihrem Nachdenken oder vielmehr Ihrer Speculation über diesen Gegenstand nichts mehr vorlegen; denn ich befürchte, daß, wenn ich meine Weisheit über die der Schrift setze, mein Geist von dem Einfluß des bösen Geistes nicht frei bleiben möge, welcher, wie ich weiß, dort einen geheimnißvollen Zutritt hat. Die Ansicht, die ich mir zu erwähnen erlaube, ist diejenige, welche wenigstens einen schwachen Schein von lin-

derndem Lichte über diesen Gegenstand warf, als er für mich noch in Dunkel und Finsterniß verhüllt war. Sie gehört dem Präsidenten Edwards an und ist im Wesentlichen folgende: „Gott ist der Urheber des Bösen in demselben Sinne, als die Sonne die Urheberin der Finsterniß und des Frostes ist. Ihre Abwesenheit bewirkt Finsterniß und Kälte, aber sie selbst ist Licht und Wärme.“ Ich sage nicht, daß dieß die Sache erklärt, aber es ist der einzige Erklärungsversuch, den ich je gefunden habe, wodurch sie nicht noch dunkler wird.““

Diese Antwort von Travers, obgleich sie meine Bedenklichkeiten über die Sache nicht beseitigte, gab meinen Gedanken doch eine neue Richtung. Ich versuchte, Gottes Barmherzigkeit und Heiligkeit von demjenigen Gesichtspunkte aus zu betrachten, bei welchem er sich mit solcher Gewißheit des Glaubens und der Liebe zu beruhigen schien. Aber hier war Alles Schwierigkeit. —

Meine zweite Frage war: „Wie kann das Leiden eines Unschuldigen die Schuld eines Sünders hinwegnehmen?“

Antwort: „„Wie kann?“ — Ich maße mir nicht an, diese Worte zu beantworten, wenn sie in Beziehung auf die Wege Gottes gesprochen werden. Wenn Sie fragen, wie der Glaube an dieß Opfer auf die Läuterung der Seele wirkt, so kann ich Ihnen meine eigne Erfahrung in dieser Hinsicht beschreiben. Er nahm jene Schranke hinweg, welche das Bewußtsein, den Gesetzen Gottes ungehorsam gewesen zu sein, zwischen meine Seele und ihn setzte. Er zeigte mir Gott, wie er mir Versöhnung mit ihm anbietet und wie er mir selbst den Weg dazu eröffnet hat, — ein Weg, der die Liebe selbst ist und dadurch meine Seele bezwang und mich zu ihm brachte, voll Trauer und Abscheu gegen die Sünde, die mich von ihm getrennt hatte, und voll ernsten Verlangens nach Dem, was er aus freien Stücken mir anbot, — das Abwaschen meiner Schuld und die Erneuung meiner Natur.““

Mein nächster Einwurf war dieser: „Wenn meine Natur böse ist, wo ist meine Schuld? Wie kann ich anders als meiner Natur gemäß handeln? Allein ich kann nicht einräumen, was Sie, mein lieber Travers, unwidersprechlich annehmen, daß meine Natur böse ist. Ich muß bestimmt aussprechen, was mir die Wahrheit zu sein scheint, wenn ich gleich Ihnen das Gute in mir zu hoch anzuschlagen scheine. Ich begehre immer zu thun, was ich für Recht halte. Es ist sogar eine beständige Unruhe dieserhalb in meiner Seele; denn meine Begierde, das Rechte zu thun, überschreitet meine Kraft dazu. Die Entschlie-

ßungen meiner Seele, wenn sie ruhig erwägt, sind alle auf Seiten der Tugend; und nur durch unvorhergesehene und außer meiner Berechnung liegende Umstände werde ich veranlaßt, meine Entschließungen zu brechen, und Gefühlen und Handlungen Raum zu geben, die späterhin meine Seele verdammt und bereut. Ich kann mich daher nach Stärke sehnen, meine Natur zu unterstützen, aber nicht nach einer Kraft, sie zu erneuen."

Antwort. — „„Woher kommt jener Mangel an Kraft, Ihren Entschließungen getreu zu bleiben? woher jene Schwäche gegen die Verführung der äußern Verhältnisse? Können Sie sich irgend ein solches Verhältniß denken, das Sie verlocken könnte, Ihren Vater zu ermorden? Nein, Ihre ganze Natur empört sich bei dem Gedanken. Warum widersteht sie nicht auch aus eignem Antriebe all jenen Versuchungen zum Bösen, welches Gott verabscheut? Weil es Ihrer Natur nicht zuwider ist, sondern im Gegentheil in derselben eine Verwandtschaft findet, welche nicht umhin kann, sich mit ihm zu vereinigen; und das, was Sie die ruhige Stimme Ihrer Natur nennen, ist nur die Stimme des Gewissens, welche die Natur unaufhörlich zügelt und züchtigt.""

„Wenn dem so ist, so frage ich weiter: „Auf wen fällt der Tadel? Wer schuf meine Natur?"

Antwort. — „„Der Tadel fällt auf Sie, mein lieber Howard. Sie geben zu, daß Gott den Menschen zuerst vollkommen erschuf. Sie geben zu, daß er jetzt wenigstens zu schwach ist, um tugendhaft zu sein. Sie wissen, ich bin nicht damit einverstanden, daß Sie den Ursprung des Bösen weiter hinauf setzen, als es die Offenbarung thut. Die Offenbarung schreibt seinen ersten Eintritt in den Menschen der Versuchung Dessen zu, der ein „Lügner und Mörder von Anfang" war, und seine Fortdauer dem Flecken, welcher in unserer Natur, als der Nachkommen des ersten sündigen Menschen haftet, und der Gewalt unsers beständigen Feindes und Versuchers, von dem es heißt, daß er die Augen der Kinder des Ungehorsams verblende. Christus ist in die Welt gekommen, seinen Trug zu vernichten und die zu befreien, die in seinen Banden sind. Auch Ihnen, lieber Howard, wird diese Befreiung angeboten, — sie wird Ihnen aufgenöthigt. Sie werden aufgefordert, sie anzunehmen; Gott bittet Sie in seinem Worte darum. „Bekehret euch, bekehret euch, warum wollet ihr sterben?" Wer also, Howard, verdient den Tadel, wenn Sie sich weigern? O

mein Freund! mir theuer wie meine eigne Seele! bleiben Sie nicht länger in dem Elende des Zweifelns und des Vernünftelns. Versuchen Sie zu Jesus Christus zu kommen, und ihm jeden Zweifel Ihrer Seele zu eröffnen. Versuchen Sie es einmal, lieber Howard. Wenn Sie dieß lesen, halten Sie inne, — glauben Sie, daß, welcher Todesangst und Tod für Sie gelitten, bei Ihnen gegenwärtig ist, — daß er Sie bittet, zu ihm zu kommen, — daß er noch immer Ihre Natur hat in Vereinigung mit seiner eigenen göttlichen, — daß er gefühlt hat wie Sie, — daß er gleich Ihnen versucht worden ist, — daß er alle Versuchung überwunden hat und deßhalb im Stande ist, sowohl Mitleid mit Ihnen zu empfinden als Ihnen Kraft zu verleihen, zu überwinden. O! nennen Sie ihn zuversichtlich Erlöser, Herr, Meister, Freund! Werfen Sie zuversichtlich Ihre Seele auf ihn und vertrauen Sie ihm Ihre ganze Seligkeit.««

Die innige Liebe gegen mich, die sich in dieser Antwort meines Freundes aussprach, rührte mich sehr und bewog mich, Alles zu versuchen, was er wünschte. Ich versuchte also Alles, was er forderte, — aber ach! wie kalt! Er, der »schöner ist als alle Menschenkinder« hatte in meinen Augen »keine Gestalt noch Schöne.« Ich verschmähete und verachtete ihn noch in meinem Herzen. Ich fühlte nicht, daß ich seiner Erlösung bedürfe. Travers merkte bei unserer nächsten Zusammenkunft, daß dieß der Fall gewesen war, und er schien unmuthig und betrübt. Er hatte jedoch eine Freude daran, daß er das ernste und wachsende Interesse gewahrte, mit welchem die Tante auf Alles hörte, was er über Religion sagte. Sie hatte bald bemerkt, daß Travers seine Ansichten, wie über jeden andern Gegenstand, so auch über diesen, in einer Weise vertheidigte, gegen die sie nichts einzusetzen hatte. Sie sah auch bald, daß ich ihn durch Gründe nicht widerlegen konnte. In der That, wenn wir in ihrer Gegenwart über die Sache sprachen, so war sie zuerst immer eine Zeitlang auf meiner Seite und gegen ihn; allein ruhige Ueberlegung brachte sie gewöhnlich dahin, seine Ansicht anzunehmen. Dieß pflegte sie bei ihrem nächsten Zusammentreffen offen zu sagen, und endlich war seine erste Frage, wenn sie sich sahen, gewöhnlich die: »Haben Sie meine letzte sonderbare Ansicht doch angenommen, liebe Mistreß Talbot?« Die Sorge, welche Travers auf sein Gesinde wandte, erfreute meine Tante, und, statt seine Mutter zu bedauern, fing sie nun an, sie zu tadeln, und zwar häufig auch in seiner Gegenwart, daß sie dem Himmel für diese Ge-

sinnung des Sohnes nicht dankbar sei. Mit seiner Mutter glückte es Travers nicht so gut. Gegen mich blieb seine Geduld unermüdlich. Eine Schwierigkeit nach der andern verhinderte meine Aufnahme der religiösen Wahrheit; jedoch wurde sie allmählig der Gegenstand aller meiner Gedanken; dadurch wurde ich mit mir selbst unzufrieden. Wenn ich mein Leben mit dem des Travers verglich, so schien es äußerst nutzlos. Vom Morgen bis zum Abend schien er nur Einen Gegenstand im Auge zu haben, — die Förderung und Erweiterung der Kenntniß Dessen, was er für das einzige Mittel hielt, seinem Mitmenschen die zeitliche und ewige Glückseligkeit zu verschaffen. Mit all' meinen eingebildeten Wohlwollen hatte ich nie versucht, weiter als durch Almosen einem menschlichen Wesen Gutes zu thun. Ich gestand Travers freimüthig dies Gefühl des Mißvergnügens mit mir selbst und seine Ursache. Er lächelte und schien sehr erfreut.

„Sie entdecken jetzt, mein lieber Howard,“ erwiederte er, „welchem Reiche Sie bisher angehört haben.“

„Welchem Reiche ich angehört habe!“ erwiederte ich, indem ich seine Meinung durchaus nicht verstand.

„Ja, Howard. Es giebt zwei Reiche in der Welt, — das Reich Dessen, welchen Christus den „Fürsten dieser Welt nennt, und das Reich Gottes. Jenes ist lauter Trug, Schein und Dünkel; dieses lauter Wirklichkeit und Wahrheit.

„Ich bin mir nicht bewußt, dem Schein und dem Dünkel ergeben gewesen zu sein.“

„Nein, liebster Howard, aber Sie sind der Täuschung unterworfen gewesen. Vergeben Sie mir, mein Freund; aber kann es eine größere Täuschung geben, als worüber Sie eben jetzt sich beklagt haben? — die Meinung, daß wir Wohlwollen gegen unsere Mitmenschen suchen, während wir in der That uns nicht darum kümmern, ihnen nützlich zu werden? Denen, die in Noth sind, Geld zu geben, haben Sie selbst anerkannt, ist eine Wohlthat für ihr eigenes Gefühl, welchen zu widerstehen schmerzlich sein würde.“

„Sie haben Recht, Travers,“ erwiederte ich, „es ist vollkommene Täuschung. Aber wird Ihre Geduld erschöpft werden, wenn ich bekenne, daß, während ich die Wahrheit dieses Satzes zugestehe, Sie etwas anders gesagt haben, welches mir eine neue Bedenklichkeit bei Ihrem religiösen Systeme hervorruft? — „Der Fürst dieser Welt!“ Wie unendlich groß muß dieser Geist sein! wie unverträglich die

Fortdauer seiner Macht und seines Daseins mit dem Glauben an Einen allmächtigen Gott!"

"Kann irgend ein Geist aufhören zu existiren?" fragte Travers. "Ist nicht das Wesen des Geistes Unsterblichkeit? Das Urtheil für die Seele, welche sündigt, ist, daß sie sterben soll;" aber hört sie deßhalb auf zu existiren? Nein, Howard. Es giebt einen lebenden Tod, — eine ewige, bewußte, begehrte Trennung von Gott, — eine Furcht vor seiner heiligen Gegenwart, welche dem menschlichen Gefühle unter dem Bilde jener Schreckensangst dargestellt wird, der den sündigen Menschen ausrufen läßt: "ihr Berge fallet über uns, ihr Hügel decket uns! verbergt uns vor Gottes Zorn!" Aber schließt dieß die Vernichtung ihres ursprünglichen Wesens ein? Nein; aber es deutet ihre Zerrüttung und Verkehrtheit an, und ihre Fähigkeit, Leiden zu empfinden, die im Verhältniß zu ihrer Größe furchtbar ist."

Diese Antwort befriedigte mich nicht. Travers bemerkte es und bat mich wiederum, meine Bedenklichkeiten aufzuschreiben. Ich that es.

"Sie haben, mein lieber Travers, mich überzeugt, daß menschlicher Verstand das Böse bis zu seinem Ursprunge nicht nachweisen kann. Sie haben mich durch ihr eigenes Beispiel überzeugt, daß es möglich ist, Gott inbrünstig und vernünftig zu lieben, ohne eine Aufhebung jenes geheimnißvollen Dunkels, in welches einige seiner heiligsten Eigenschaften mir noch verhüllt erscheinen. Jetzt bitte ich Sie, mir über das Dasein und die Fortdauer einer Macht Rechenschaft zu geben, welche mit dem Allmächtigen, wenn ich so sagen darf, einen Kampf und zwar einen erfolgreichen Kampf zu führen scheinen."

Antwort:

""Ich unterfange mich nicht, Howard, über irgend etwas Rechenschaft zu geben, worüber die Offenbarung nicht spricht. Warum dem Satan gestattet wurde, unsere ersten Eltern zu verführen, ist nicht offenbaret. Daß er sie versuchte, daß es ihm glückte, und daß der Mensch sich freiwillig der Herrschaft Gottes entzog und dem Satan mehr glaubte, als seinem Schöpfer, das ist offenbaret. Der Mensch erwählte es, das Böse in seine Seele aufzunehmen, welches den gedrohten Urtheilsspruch über ihn brachte, denn das Böse scheidet augenblicklich von Gott und führt zu einem Verlangen der Trennung von ihm. "Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes des Herrn." Es war des Menschen eigne Wahl, daß er dem

Satan unterthan wurde; er hörte mehr auf ihn, als auf Gott, und des Satans Herrschaft besteht noch immer darin, die Seelen zu verführen, Dasselbe zu thun. Satan stritt und streitet hier in der That glücklich, aber gegen den Menschen, ein Geschöpf, das von Natur geringer ist, als er. Der Mensch wurde und ist noch jetzt durch seine eigene Wahl ihm unterwürfig; und jede Seele, die von seiner Herrschaft loskömmt, thut dies durch Erlegung eines Lösegeldes. Dieser Ausdruck wird gebraucht, weil Unterwürfigkeit unter den Satan Unterwürfigkeit unter das Böse ist; und Gott hat erklärt, daß Leiden die Folge des Bösen sein sollen. Jedes menschliche Geschöpf also, welches von dem Reiche des Satans befreit und zu dem Reiche Gottes zurückgebracht wird, wird dies lediglich durch das Verdienst der Leiden Christi. Und da sind wir denn wieder bei dem Kreuze Christi, lieber Howard. Da wurde das Lösegeld vollbezahlt, ein vollgültiges Opfer wurde gebracht, für die Sünde jedes Gläubigen wurde gelitten und sie für immer ausgelöscht. Hier „hat Christus die Fürstenthümer und Gewaltigen ausgezogen,“ hier „theilte er den Raub des Starken aus,“ — des starken Feindes der Menschen. In diesem Sinne ist es, mein lieber Howard, daß Satan als so mächtig dargestellt wird. Wir vergessen diesen Unterschied, und wenn Sie sich besinnen wollen, woher Sie Ihre Vorstellung von dem Fürsten dieser Welt geschöpft haben, so werden Sie vielleicht finden, daß Sie es nicht aus der Darstellung der Bibel, sondern Milton's, entnommen haben. Dieses jedoch ist nicht die Darstellung der Schrift, noch viel weniger die, welche die Nachfolger Milton's gegeben haben, welche, ohne so religiös zu sein wie er, ihm nachahmten und noch weiter gingen, als er, indem sie versuchten, eine Art von Trauer und Interesse über den Character des Erzfeindes zu werfen. Die Bibel schildert ihn gleichmäßig als boshaft, grausam und verderbt, als „einen Lügner, — einen Ankläger, eine Schlange, einen brüllenden Löwen, der da sucht, wen er verschlinge, — einen Mörder, — einen Verderber.“ Dies ist der Feind, mit welchem unsere Seelen zu kämpfen haben, mächtig im Vergleich mit uns, weil er seiner Natur und Fähigkeit nach weit höher und alt ist in der Erfahrung der Tiefen der Bosheit. Aber betrachten Sie ihn in der Gegenwart Gottes, sehn Sie ihn in der Darstellung der heiligen Schrift, (und aus der Schrift allein nehmen wir alle unsere Kenntniß von ihm,) bei der Gelegenheit, wo er als kühn, als ein Ankläger dargestellt wird (Hiob 1). Er wagt nicht

und kann nicht ein Haar auf dem Haupte eines der erlöseten Knechte Gotes ohne dessen Erlaubniß krümmen. Sehn Sie ihn, wie er aus weisen und gnädigen Absichten diese Erlaubniß erhält, wie ihm verstattet wird, seine abscheulichen Begehren nachzugehen, wie er diese Erlaubniß im höchsten Grade benutzt, und dem Hiob Alles, bis auf sein Leben, raubt, — dennoch hat er keine Gewalt, Böses in seine Seele zu bringen, — immer noch vertraut der erlösete Knecht Gottes und liebt und hängt an seinem Erlöser, selbst da ihm das gewohnte Gefühl seiner helfenden Gegenwart entzogen worden war, und Satans boshafte Angriffe ihm nur noch allein die Macht des Allmächtigen beweisen. Sehn Sie diesen mächtigen Satan, und alle seine Gewalten der Finsterniß in der Gegenwart des Sohnes Gottes, selbst als er in Menschengestalt gekleidet war, wie er überwunden, ausgetrieben und unterthan gemacht wurde armen Fischern, Christi Jüngern, — wie er den Befehl erhielt, seiner Gewalt über die Menschen zu entsagen, wie er augenblicklich gehorchte, — wie er bat, nicht gequält, nicht verbannt zu werden in den Abgrund, sondern Erlaubniß zu erhalten, in die Säue zu fahren, um nur seiner unbegreiflich verruchten Natur nachhängen zu können. Betrachten Sie Satan selbst, den Obersten und Weisesten der Teufel, in seinem größten Werke, — es ist ihm gelungen, einen Jünger des Menschensohnes zum Verrath seines Herrn zu verführen. Der Sohn Gottes ist gebunden und steht vor einem irdischen Gerichte, wo Satan in jedem Richter herrscht; — er wird verurtheilt, gegeißelt, zur Schädelstätte geführt und an's Kreuz geschlagen; er stirbt und wird in's Grab gelegt. Judas hört auf Satans wiederholte Einflüsterung und erhängt sich. Alles ist gelungen. Der dritte Morgen tagt, und Satan sieht, daß er nur Gottes Rathschluß erfüllt, und dem ganzen Menschengeschlechte einen Weg geöffnet hat, sich seiner Macht zu entziehen.""

Diese Antwort befriedigte mich soweit, aber eine neue Schwierigkeit erhob sich jetzt aus meiner eigenen Erfahrung. Travers drang stets in mich, an Jesum Christum zu glauben, ihn aufzunehmen, wie er im Evangelium dargeboten wird, als Heiland, Führer und Quell eines neuen Lebens. Ich sagte, ich könne es nicht, es stehe nicht in meiner Macht, — meine Vernunft müsse überzeugt werden, — ich müsse wirklich sehen, daß er alles dieses sei, bevor ich an ihn glauben könne. Er drang in mich, um den Glauben zu beten, indem er sagte, daß er eine Gabe Gottes sei, und daß die Gegenstände des Glaubens

nie durch die Vernunft allein aufgefaßt werden könnten. Ich sagte, eine solche Sprache wäre der Vernunft entgegen, und vertheidigte die Kraft und Freiheit des menschlichen Willens. Er schien dieß für einen höchst uninteressanten Gegenstand zu halten, und verließ mich an diesem Tage eher als gewöhnlich. Ein oder zwei Stunden nachher sandte er mir die Schrift über den freien Willen von Edwards, mit folgendem Briefe:

„„Verzeihen Sie, lieber Howard, daß ich ungeduldig wurde, als Sie anfingen über den freien Willen zu sprechen. Wenn Sie wüßten, wie ich die Geduld des geliebten Freundes, welcher das Mittel wurde, mich zur Erkenntniß der Wahrheit zu leiten, durch mein endloses Streiten über diesen Gegenstand, der sich durchaus nicht fest bestimmen läßt, ermüdet habe, so würden Sie fühlen, wie wenig Entschuldigung ich habe, daß ich über Sie ungeduldig wurde. Nur im Vergleich mit den Schwierigkeiten, welche jener Gegenstand in den Weg legt, denk' ich, halt' ich ihn jetzt für unwichtig und uninteressant. Ich sende Ihnen den Edwards. Ich glaube, meine Ansicht ist dieselbe, wie die seinige, aber vielleicht nicht ganz genau, denn ich habe über diesen Gegenstand soviel durcheinandergedacht, daß ich kaum mehr weiß, wessen Ansicht ich angenommen habe. Indeß läuft meine Meinung darauf hinaus, daß Freiheit und Nothwendigkeit in Bezug auf meine eigene Seele eins sind. Könnte ich versichert sein, daß Gott morgen meiner Seele, meinem Willen und meinen Neigungen einen Trieb, Gott über Alles zu lieben und in jeder Hinsicht mit ihm übereinzustimmen, einpflanzen würde, so daß ihn keine Versuchung je im geringsten verändern könnte, so würde ich mich morgen allzumal frei und glücklich fühlen, und — die Vertheidiger des freien Willens möchten sagen, was sie wollten, — ich würde auch allzumal gut sein. Was das Verdienst anbelangt, so ist das eine Sache, womit ich nichts zu thun haben mag. Aber, Howard, was ist Wiedergeburt anders, als der Anfang jenes neuen Triebes, der der Seele durch den heiligen Geist eingepflanzt wird, die Einführung einer neuen Natur in die Seele, die Nothwendigkeit, heilig zu sein, welche vollkommen werden wird in den Geistern der vollendeten Gerechten.““

„„Ich glaube, die Wahrheit ist es, daß, wie es nur Einen Gott giebt, auch nur Ein Wille vorhanden ist, der von der ganzen Welt ohne Elend befolgt werden kann. Worin besteht denn in Wahrheit die Freiheit, wofür man streitet? Ist es nicht das Vermögen, Eines

Willens oder verschiedenen Willens mit Gott zu sein? Würde die Erlaubniß zu letzterem angeboten, wer, der je das Elend, was er mit sich führt, erfahren, und sich von ihm los gemacht hat, würde sie annehmen? Dieses, lieber Howard, mein' ich, ist der Unterschied zwischen natürlicher und moralischer Freiheit. Die natürliche Freiheit besteht in dem Vermögen des Körpers, den Vorschriften des Geistes, dem Willen Gottes zu folgen. Wenn mein allmächtiger Erlöser mich von jener Verderbtheit meiner Natur befreit haben wird, welche mich antreibt, einen den Willen Gottes entgegengesetzten Willen zu haben, dann, und nur dann werde ich glauben, eingegangen zu sein in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.""

""Nochmals, lieber Howard, bitte ich Sie um Verzeihung für meine unverzeihliche Ungeduld. Beweisen Sie mir Ihre Vergebung dadurch, daß Sie mir die Bedenken mittheilen, die bei der Lectüre des Edwards in Ihrer Seele aufsteigen. Ich glaube, er wird für unwiderleglich gehalten. Stets Ihr ergebener

B. Travers.""

Ich würde ihm meine Verzeihung dadurch bewiesen haben, daß ich ihn wieder mit meinen Bedenklichkeiten geplagt hätte; aber Tags darauf, nachdem ich seinen Brief empfangen hatte, gerieth ich in Umstände, in denen ich zum ersten Male wirklich Hülfe vom Himmel ersehnte, und sie zu suchen anfing. An diesem Tage ging die Stunde, in der mich Travers gewöhnlich besuchte, vorüber, und er erschien nicht. Seine Gesellschaft war die einzige Freude meines Lebens geworden, und ich erwartete mit Ungeduld seine Ankunft. Endlich sagte man mir, daß sein Bediente mich zu sprechen wünschte. Ich ließ ihn kommen, und sah ihm sogleich an den Augen an, daß etwas Unglückliches vorgefallen sei, und forderte ihn auf, gleich zu sagen, was es wäre. Der arme Bursche wollte gefaßt erscheinen, allein, obgleich sonst ausgezeichnet durch ein ernstes und gesetztes Wesen, übermannte ihn doch sein Gefühl, und er konnte mir nur mit Mühe sagen, daß seinem Herrn ein Unfall begegnet sei, und daß er sich ernstlich beschädigt habe. Er habe ihm aufgetragen, selbst zu mir zu gehen, und mir zu sagen, daß er nicht sehr leide, und hoffe, daß ich ihn am folgenden Tage besuche. Der Bediente schien abgeneigt, mir die eigentliche Beschaffenheit des Unglücks anzugeben. Allein er sagte, er hätte einen Brief vom Doctor an meine Tante, woraus ich mich von Allem

unterrichten würde. Ich eilte mit diesem Briefe zu meiner Tante. Er enthielt die dringendste Bitte von Seiten des Doctors, daß sie sich unverzüglich zu Mistreß Travers begeben möge, welche, wie er sagte, ganz zerschlagen sei. Er meldete ihr, daß Travers, indem er wohlwollend einige von seinen Bergleuten vorgebrachte Beschwerden habe untersuchen wollen, selbst in eine neu eröffnete Grube des Bergwerks gegangen sei. Indem nun hier die Bergleute eine Steinmasse von der Erzader hätten lösen wollen, hätten sie aus Nachlässigkeit der Anstrengung eines einziges Arbeiters soviel überlassen, daß der Stein vorwärts geglitten sei und ihn zu Tode gedrückt haben würde, wenn nicht Travers zu seiner Hülfe herbeigesprungen wäre. Andere wären augenblicklich gefolgt, aber die Anstrengung, die Travers gemacht, sei so groß gewesen, daß ein Gefäß in seiner Brust gesprungen, und er eine große Masse Bluts verloren habe. Der Doctor fügte hinzu, es würde der größten Pflege und Ruhe bedürfen, um gefährliche Folgen zu verhüten.

Meine Tante ging sogleich nach Lymecourt, und ich folgte ihr sobald ich konnte. Der Doctor bat indessen, daß keiner von uns Travers diesen Abend sehen möge, da es nöthig sei, daß er sich vollkommen ruhig halte; seine Mutter hätte ihn schon auf eine sehr ungeeignete Weise beunruhigt und angeregt, da sie ihm ihre Bekümmerniß habe sehen lassen.

Sie werden mir glauben, lieber Vater, daß ich eine traurige Nacht zubrachte. Endlich versuchte ich zu beten, und zum ersten Male in meinem Leben fand ich, daß es mir Trost und Ruhe der Seele in einem Grade brachte, der mich selbst überraschte. Die Bibel war mir jetzt, Dank meinem lieben Freunde, vertraut, und ich konnte sie als die Sprache meines Herzens gebrauchen. Ich gedachte, daß Gott gesagt hatte: „rufe mich an in den Tagen der Noth," und ich fand jetzt, wie gründlich die Ruhe der Seele ist, welche man in Gott findet. Diese Nacht wirklichen Unglücks war meine erste Nacht wirklicher Erkenntniß und Erfahrung der göttlichen Macht, als eine gegenwärtige Hülfe in Zeiten der Noth.

Am folgenden Morgen erhielt ich die Erlaubniß, meinen Freund zu sehen, jedoch warnte mich der Arzt, ihn auf keine Weise zum Sprechen zu veranlassen, da eine solche Anstrengung sehr schädlich werden könnte.

Travers sah mich ängstlich an, als ich mich ihm näherte, und und machte ein Zeichen, daß er zu schreiben wünsche. Er wurde durch

Kissen gestützt und schrieb mit Bleistift ohne Anstrengung: „Sie sehen außerordentlich angegriffen aus, Howard, und Sie werden mich unglücklich machen, wenn Sie sich nicht auf das sorgfältigste in Acht nehmen.“

Ich versicherte ihm, ich würde dieß thun, und bat ihn, nicht an mich zu denken und er schrieb wieder: „Ich habe meinem Bedienten aufgetragen, für Sie Alles so, wie Sie es in Ihrem Hause gewohnt sind, einzurichten, in der Hoffnung, daß Sie bei mir bleiben werden, aber da ich bemerke, daß Sie übel aussehen, so werde ich bitten müssen, mich zu verlassen.“

„Lieber Travers,“ antwortete ich, „Sie mißdeuten mein Aussehen. Ich gestehe, ich habe eine sehr ängstliche Nacht hingebracht; aber meine Angst trieb mich, da Trost zu suchen, wo ich ihn nach Ihrem Wunsche suchen sollte, und ich fand ihn in einem Grade, der mich überraschte.“

Travers schien darüber sehr erfreut, und hob seine matten Augen dankbar gen Himmel. Er sah sehr blaß aus, athmete kurz und mit sichtlicher Anstrengung. Ich fragte ihn, ob er Schmerzen litte. Er schrieb: „Ich leide nicht viel Schmerz, aber mit dem verletzten Theile steht es schlecht. Es ist mir, lieber Howard, als wenn nur ein kleiner Raum zwischen mir und dem Tode sei.“

Ich erschrak, als ich dieß las. Er drückte meine Hand, blickte mich einige Augenblicke ernst und traurig an, und schrieb dann: „In diesem Augenblicke, obgleich alle die Trauer, welche mein Tod meiner Mutter bringen, und all' der Schmerz, den er Ihnen, mein theurer Freund, kosten würde, schmerzvoll und lebhaft vor mir stehen, fühle ich mich doch um so mächtiger und süßer versichert, daß Gottes Wille in Wahrheit der beste sei, und so klar, so stark, so deutlich ist mein Blick in die Herrlichkeit Dessen, zu dem ich gehe, wenn ich Sie verlasse, daß ich mich vollkommen in seinen Willen ergeben fühle, wie er auch sein mag. Ich fühle jenen Frieden, welcher höher ist als Vernunft, und obgleich die Schauer des letzten Schrittes, den ich vielleicht im Begriff bin zu thun, und der meinen Zustand für die Ewigkeit festsetzen wird, zu Zeiten über meine Seele kommen, und mir Furcht einflößen wollen, so lächelt doch meine Liebe über diese Furcht, und ich kann mich für die Ewigkeit der Liebe Dessen in die Arme werfen, der mich zuerst liebte, — der das Lösegeld für mich bezahlte, — der meine Seele zog; ihre Hoffnung auf dieses Lösegeld zu setzen, — der mich selbst „angenehm gemacht hat in dem Geliebten.“

Ich konnte nichts erwiedern. Der Ausdruck seines Gesichts war in völ-

liger Uebereinstimmung mit dem, was er schrieb. Es lag Trauer darin, aber weit mehr Erhebung und tiefer Ernst. Er schien alle seine Kräfte zu sammeln, in dem ruhigen Warten auf das Kommen seines Herrn.

Nach einer kleinen Weile schrieb er: „Lesen Sie mir das letzte Gebet unsers Herrn und Vorgängers, als er selbst im Begriff war, in den Tod zu gehen, und dessen Stachel er in seinem eignen Busen zu fühlen anfing, damit wir ihn nie fühlen möchten.“

Ich begann dieß Gebet zu lesen, und war selbst so gerührt, daß ich kaum fortfahren konnte. Zum ersten Male ging in meiner Seele etwas von der Herrlichkeit dessen auf, von dem ich bis dahin gehört und gelesen und gesprochen hatte, ohne ihn zu kennen, und ohne zu fühlen, wie ich jetzt fühlte, daß sein Geist das Lesen seines Wortes so begleiten kann, daß er uns ihm nahe bringt, und uns fühlen läßt, daß er unbeschreiblich theuer und werth ist.

Travers schien meine Gemüthsbewegung anzusehen, als gehe sie aus Sorge hervor und seufzte tief, während ich aus dem ernsten Ausdrucke seines Gesichts, wie er seine Augen gen Himmel erhob, schloß, daß er für mich bete. Als ich jedoch versuchte, etwas von dem auszudrücken, was ich fühlte, so hörte Travers mit der sichtlichsten Freude zu, hob seine gefalteten Hände mit dem sanftesten Ausdruck des Danks und der Liebe gen Himmel, und schrieb dann: „Endlich, Howard, ist mein Gebet erhört; er hat angefangen, sich Ihnen zu offenbaren. Er, den Sie lieben werden, wenn Sie ihn kennen, — o, wie lieben! Eine Sorge, wenn ich Sie verlasse, ist dadurch gnädig entfernt.

Ich will nicht versuchen, lieber Vater, mein Gefühl zu beschreiben, wenn ich an die Möglichkeit dachte, daß Travers von mir genommen werden könnte. Die Furcht davor war so überwältigend, daß ich mich genöthigt sah, fortwährend Zuflucht bei Gott zu suchen. Die erste Woche, nachdem ihm das Unglück zugestoßen war, beschäftigte ich mich fast fortwährend, wenn ich nicht bei ihm war, mit Gebet. Dadurch lernte ich wirklich beten und meine Abhängigkeit von Gott in Betreff all' meiner ganzen Glückseligkeit fühlen. Während dieser Woche war Travers ganz derselbe geblieben. Er hatte nach seinem Hofmeister geschickt, damit, wie er sagte, etwas unter dem Volke gethan würde, wenn seine Herzen erweicht und willig wären, Unterricht anzunehmen. Herr Elford war ganz so, wie ich ihn in seinem Aeußeren und seinem Benehmen hatte schildern hören; aber Mistreß Travers hatte ein solches Vorurtheil gegen ihn, daß ich nur sehr wenig von ihm sah. Er

wohnte bei einem Freunde in der Nachbarschaft, und machte nie anders einen Besuch zu Lymecourt, als auf Travers eigenem Zimmer. Dieser, um zu verhindern, daß ich früher als gewöhnlich aufstehe, hatte mich gebeten, ihn Morgens nicht zu besuchen. Nach Herrn Elford's Ankunft bemerkte ich, daß er selbst jede Nacht auf einer Matratze in demselben Zimmer mit Travers schlief. Eines Morgens trat ich in meines Freundes Gemach, ehe Herr Elford ihn verlassen hatte. Ich sah, daß Travers zu Thränen gerührt war; er streckte seine Hand gegen mich aus und wollte sprechen, wurde aber wiederum so gerührt, daß er es nicht konnte. Ich sah Herrn Elford um Auskunft an.

„Ich habe Herrn Travers einen Wunsch seiner Leute mitgetheilt," sagte er.

„Meine armen Leute!" sagte Travers.

„Was ist ihr Wunsch?" fragte ich, mich an Herrn Elford wendend; denn obgleich Travers jetzt wieder sprechen durfte, so wünschte ich doch nicht, daß er dieß bei seiner jetzigen Gemüthsbewegung thue.

„Eine Deputation von ihnen kam gestern zu mir," erwiederte Herr Elford, „um sich sorgfältig nach dem Befinden des Herrn Travers zu erkundigen. Dann sagte der Sprecher derselben, Herr Travers habe das letzte Mal, als er ihr Dorf besucht, mit mehreren Familienvätern über die Verpflichtung gesprochen, mit ihren Kindern zu beten und sie beten zu lehren. Auch in den Sonntagsschulen habe er den Kindern dasselbe zur Pflicht gemacht, habe selbst ihnen die Bedeutung des Gebets gelehrt, und ihnen Bücher über diesen Gegenstand gegeben. Weder Aeltern noch Kinder hätten vergessen, was er ihnen gesagt habe, und hofften, es nimmer zu vergessen; jetzt wünschten sie, sich einmüthig zu vereinigen, um Gott zu bitten, ihnen ihren jungen Herrn zu erhalten, und sie wären gekommen, mich zu bitten, mit ihnen in die Kirche zu gehen, und ihr Gebet zu leiten. Ich willigte ein, daß wir diesen Morgen uns zu diesem Zwecke versammeln wollten."

Ich fühlte sogleich das stärkste Verlangen, dieser Versammlung beizuwohnen, um mein Gebet mit dem ihrigen zu vereinigen; und da Mistreß Travers in diesem Augenblicke in's Zimmer trat, so ging ich mit Herrn Elford hinaus. „Darf ich mich mit diesem herzlichen Gebete vereinigen?" fragte ich.

Er schien erfreut und gerührt. „Sicherlich, mein werther Herr!"

„Und wollen Sie warten, bis diese arme, gebrechliche Hülle zur Kirche gebracht ist?"

„Ich will neben Ihrem Wagen gehen," antwortete er, „wenn Sie in solcher Gesellschaft gesehen sein wollen."

Ich sah ihn an, — er lächelte. „Sie wissen, ich werde in diesem Hause wie eine ansteckende Seuche betrachtet." Ich dachte an meine eigene frühere Meinung von ihm, und fühlte, daß ich roth wurde. In diesem Augenblicke kam meine Tante. Ich sagte ihr, wohin ich gehen wolle, und sie erklärte augenblicklich, sie wolle uns begleiten. Mehrere Personen von der Dienerschaft hatten auch von der Versammlung gehört, und gingen hin. Als wir in die Kirche traten, war sie mit Menschen angefüllt. Sie wissen, lieber Vater, ich war seit meiner Kindheit kaum in einer Kirche gewesen; die Aufmerksamkeit, welche ich auf mich zog, schreckte mich ab, hinein zu gehen, und Nichts, was ich dort fand, trieb mich an, dieß Gefühl zu überwinden. Heute dacht' ich nicht an mich, bis mein Wagen an der Kirchenthüre hielt, und war zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt, um mich stören zu lassen. Als wir den Familienstuhl erreichten, wandten sich Aller Augen auf uns, und Viele wurden zu Thränen gerührt, indem ihnen bei dem Anblicke eines Theils der Familie ihr junger Gutsherr näher zu sein schien. Ich hatte nie eine so ergreifende Scene erlebt, als die gegenwärtige, welche ganz mit meinem eigenen Gefühle übereinstimmte. Rauhe, kräftige, harte Männer, alle mit dem Ausdruck tiefen Ernstes in ihren Mienen, — Frauen, die sich abwendeten zu weinen, — junge Leute, — Kinder, — alle schienen von Einem Gefühle des Schmerzes und der Sorgen erfüllt zu sein; und dieses wurde hauptsächlich dadurch hervorgebracht, daß ihr junger Herr für ihre Seelen Sorge getragen hatte, indem er seine Liebe zu Gott und sein Vertrauen auf ihn unter ihnen so bethätigte, daß ihre Liebe zu ihrem jungen Herrn sie jetzt antrieb, auch seinen Gott zu suchen.

Herr Elford war sehr gerührt, als er auf die Kanzel trat, sammelte sich aber bald. Er begann ein Kapitel aus der Bibel zum Vorlesen aufzuschlagen, und sagte während dessen: „Ich denke, meine Freunde, kein Abschnitt der heil. Schrift wird von euch in dieser Stunde mit größerer Theilnahme angehört werden, als derjenige, welchen Herr Travers selbst mich vor einigen Stunden ihm vorzulesen bat." Augenblicklich schien Aller Aufmerksamkeit gespannt. Es war das 14. Kapitel des Evangeliums Johannis. Der Anfang desselben kam mit heiliger Trauer über meine Seele, und ich bemerkte nun nicht mehr, was um mich her vorging. Herrn Elford's Gebet brachte

meine verwirrten Gefühle in Ordnung. Meine Seele schien eins zu sein mit der seinigen, während er betete; und als er seine ernste Fürbitte damit endigte, daß er Alles der Fügung Dessen anheimstellte, der die Liebe ist, und uns dann im Namen des dreieinigen Gottes segnete, so fühlte ich, wie Jakob, als er sich zuerst auf heiligem Boden sah: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte. Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus, und dieß ist die Pforte des Himmels.“ Ich wußte kaum, was vorging, bis ich mich auf dem Rückwege nach Lymecourt fand, und die Tante neben meinem Wagen in ernstem Gespräch mit Herrn Elford gehen sah, auf dessen Arm sie sich stützte. Dieß erregte meine Aufmerksamkeit; denn auch meine Tante war heftig gegen ihn eingenommen, und alle ihre Liebe zu Travers hatte dieses Vorurtheil nicht ganz verscheucht. Ich meines Theils fühlte in diesem Augenblicke die größte Verehrung für ihn. Als wir uns dem Hause näherten, empfahl er sich meiner Tante, und kam dann, auch von mir Abschied zu nehmen. „Ich denke, sagte er, Ihr junger Freund wird wohl bei uns bleiben müssen. So viele redliche und ernste Herzen, so viele junge Leute, so viele Kinder, alle in Einer Bitte sich vereinigend, werden den erwünschten Segen bringen.“ Ich fühlte mich auch davon überzeugt, wagte aber noch nicht, die Sprache des Glaubens zu sprechen, und stimmte nur ein, indem ich den Druck von Herrn Elford's Hand erwiederte, als er uns verließ. „Er wird scheiden,“ flüsterte die Tante, als wir in's Haus gingen, „aber wahrlich, dieser Tag muß jedes Vorurtheil entfernen.“

Bei meiner Rückkehr ging ich augenblicklich zu Travers. Ich fand ihn allein. Er breitete seine Arme aus, mich zu empfangen, und drückte seine Augen auf meine Brust, um seine Thränen zurückzudrängen. Ich erzählte ihm, was Herr Elford gesagt habe.

„Ich habe dieselbe Zuversicht,“ versetzte er, „und wenn es so kommt, so hoff' ich zu Gott, daß er mir Kraft verleihen wird, meine Pflicht gegen jene lieben Leute zu erfüllen. Ich betrachte jetzt mein Leben, als das ihrige. Und Sie, mein geliebter Howard, ich kann nicht sagen, was ich in diesem Augenblicke für Sie fühle.“

„Sie müssen für mich als für Ihren geistlichen Sohn fühlen, Travers,“ antwortete ich; denn ich fange an, zu denken, daß Das, was ich fühle, die Geburt eines neuen Menschen in meiner Seele ist; und wenn das, so sind Sie das Mittel gewesen, ihn in dieselbe einzuführen.“

„Wenn dem so ist," sagte er, mich fester an sich drückend, „so giebt es kein festeres Band auf Erden, und es wird ewig dauern."

Travers erholte sich hiernächst allmählig wieder; jedoch dauerte es einige Wochen, bis er das Haus verlassen durfte. Während dieser Zeit war ich beständig bei ihm, und unsere Unterhaltung drehte sich meistens um religiöse Gegenstände. Herr Elford blieb in der Nachbarschaft, bis sein junger Freund völlig genesen war; aber Travers hatte nicht das Glück, seiner Mutter Vorurtheile gegen denselben schwinden zu sehen. Wie deutlich, lieber Vater, sehen wir es durch Thatsachen bewiesen, daß die Erneuerung des Herzens unmittelbar von Gott ausgeht. Mittel gebraucht er freilich; aber die nämlichen Mittel, welche unter demselbigen Dache und auf Leute in derselbigen Lage wirken, sind bei dem Einen von Erfolg, während sie bei Anderen völlig unbeachtet bleiben. Auch die Tante blieb zu Lymecourt. Ihr hörte Mistreß Travers über religiöse Gegenstände geduldiger zu, als irgend einem Anderen. Die Tante hat selbst allmählig die meisten von Travers Ansichten angenommen, und freut sich jetzt der Aussicht, Sie, lieber Vater, mit neuem und erquickendem Verwandtschaftsgefühle wieder zu sehen; aber sie hat ohne Zweifel selbst über diesen Gegenstand an Sie geschrieben. Mein eignes Gemüth konnte um diese Zeit an Nichts Freude oder Antheil empfinden, als an der Religion. Immer jedoch trieb mich meine natürliche Geistesanlage, mich bei jeder Schwierigkeit aufzuhalten. Wenn ich auf eine solche beim Lesen oder in der Unterhaltung stieß, so diente sie nur dazu, Andere in meinem Herzen aufzuregen. Elford bemerkte diese meine Eigenthümlichkeit bald, und empfahl mir ein Buch, welches mir sehr nützlich wurde. Es ist weitläufig geschrieben, und ein Jahr früher würde ich es mit Widerwillen weggeworfen haben. Aber wenn das Herz wahrhaft die Wahrheit sucht, und sie überzeugend und zwingend dargestellt findet, o wie gleichgültig wird es dann gegen die Hülle, worin sie gekleidet ist! Dieß Buch war: „Denkwürdigkeiten des Thomas Halyburton," Professors der Gottesgelahrtheit an einer schottischen Universität im Anfange des 17. Jahrhunderts. Es ist eine Art von Entwickelung eines klügelnden, ungläubigen Herzens, welches aus der Finsterniß zum Lichte kommt, indem es auf seinem Wege in einem Irrthume nach dem andern, aber vergebens, auszuruhen sucht, bis es endlich Ruhe findet in der Wahrheit. Eine Bemerkung, die ich in diesem Buche fand, traf mich mit großer Gewalt, weil, obgleich ich

nur wenige ungläubige Schriftsteller gelesen hatte, doch die, welche ich kannte, als die bedeutendsten galten, und ihre Gründe und ihr Spott, ehe ich mit Travers bekannt war, ich will nicht sagen, meinen Glauben erschüttert, weil ich in der That nie einen solchen gehabt, aber mir eine Verachtung gegen Diejenigen eingeflößt hatten, die noch Etwas von den Grundlehren des Christenthums beibehielten. Als ich indeß wirklich zu glauben wünschte, schienen die Gründe jener ungläubigen Schriftsteller im Vergleich mit denen, welche mein eigenes Herz aufstellte, kleinlich und nichtig, und leicht zu widerlegen. Halyburton sagt: „ich muß die weise Fügung Gottes bemerken, wornach die größten Zweifel gegen die Religion den Atheisten verborgen sind. Alle Einwürfe, die ich in ihren Schriften fand, waren bei weitem nicht so scharfsinnig, wie die, welche oftmals in mir selbst aufstiegen. Der Grund davon liegt in der Natur der Sache; solche Menschen betrachten die Religion nicht in der Nähe; und wenn man in der Ferne steht, so entdeckt man weder die Schwierigkeiten, noch die Vortheile derselben. Sodann, da Satan Alles bei ihnen ruhig findet, läßt er es auch so; und da er sieht, daß sie leicht zu umstricken sind, so gebraucht er keine Gewalt. Erst wenn er in Gefahr ist, eine Seele zu verlieren, so wendet er alle seine Kraft an; wenn Christus in Begriff ist, ihn auszutreiben, dann ras't er, und reißt die armen Seelen. Außerdem läßt der Herr in seiner unendlichen Weisheit und Barmherzigkeit gegen den Glauben der Schwachen nicht zu, daß alle jene höllischen Spitzfindigkeiten kund werden. Er, der der Wuth des Meeres Gränzen setzt, und spricht „bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wogen," hält Satan in Ketten, und er kann keinen Schritt ohne ihn thun.

Wenn ich von meiner eigenen Erfahrung schließen soll, lieber Vater, so sollt' ich denken, daß jeder Mensch, der mit gesammeltem Gemüthe und mit jener ernsten Aufmerksamkeit, die einem wahren Christen geziemt, über die Sache nachdenkt, zu jenem festen Glauben, welcher Heiligung des Lebens wirkt, durch ein Heer von Schwierigkeiten gelangen muß, weit, weit größer, als diejenigen, welche Ungläubige für einen hinreichenden Grund halten, das Christenthum zu verwerfen, — Schwierigkeiten, die vielleicht nur ihrer eigenen Seele und Gott bekannt sind, dessen Wesen ihnen so weit offenbar ist, daß es sie antreibt, sich lieber durch alle Schwierigkeiten hindurch zu arbeiten, als das Streben nach einer genaueren und helleren Offen-

barung desselben aufzugeben, bis sie diese endlich so weit erlangen, daß alle ihre Bedenklichkeiten verschwinden, und sie im Stande sind, in Glauben und Hoffnung zu harren, bis die verheißene Zeit kommt, wo „sie erkennen werden, gleich wie sie erkannt worden sind.“ Mein geliebter Travers war auf diesem Standpunkte angelangt. Glaube war ihm „die gewisse Zuversicht Dessen, was man nicht sieht.“ Er verließ sich einfach auf das Wort Gottes, und suchte und studirte es unaufhörlich. Er hatte die Beweise für seine Aechtheit geprüft, war kritisch mit den Sprachen bekannt, in denen es ursprünglich geschrieben war, und schöpfte seine Religion lediglich aus ihm. Die Folge davon war, daß sein Herz sich Gott und dem Wohle seiner Mitmenschen weihte. Für mich selbst war er der stärkste Beweis von der Kraft und Wahrheit des Christenthums. Obgleich er sich jetzt mit der Prüfung schwieriger, aber unwesentlicher Punkte nicht gern beschäftigte, da sie seinem Gemüthe nicht zusagte, und gewöhnlich mehr mit Speculationen des Verstandes endigte, als daß sie das Herz Christo näher brachte, so war es ihm doch bei meinem Seelenzustande schwer, gerade solche Punkte in unserer Unterhaltung zu vermeiden. Er hatte jedoch noch andere Wege, als den der Argumentation, mich zu seiner Ansicht zu bringen. Eines Abends hatten wir über das Geheimniß der Dreieinigkeit gesprochen. Er hatte viele Stellen der heiligen Schrift angeführt, um die Einheit der drei göttlichen Personen im Wesen, im Wollen, in Allem zu beweisen.

„Dann,“ sagt' ich, „quält mich noch eine andere Frage. Ist Gott in allen Dingen eins, so ist er auch stets allein. Wie einsam in seiner Größe! Können wir uns Glückseligkeit für ein Wesen denken, welches seinem Dasein und seiner Natur nach einsam ist?“

„Gehen Sie da nicht auf eine Frage ein, die über unsere Fassungskraft hinausgeht?“ versetzte Travers. „Können wir durch unser Forschen s e i n e Art des Seins, oder s e i n e Quellen der Seligkeit ergründen? Wenn „in seiner Gegenwart die Fülle der Freude ist,“ von wem kommt diese Freude, wenn nicht von ihm? Was heißt es, „eingehen in die Freude unseres Herrn?“ Und jede Frucht, jede Gabe vom heil. Geist, die von ihm auf uns kommt, so lange wir noch auf Erden sind, ist Freude.“

„Aber bei seinem eigenen hoch erhabenen Wesen,“ sagt' ich.

„Wir haben keinen andern Weg, etwas von Gott zu begreifen,“ erwiderte Travers, „als durch einen Schluß von Dem, was wir selbst

erkannt und empfunden haben; deßwegen hat er Alles, was er uns über sich offenbart, in uns bekannte Vorstellungen eingekleidet. Ihre Behauptung, daß Einheit des Geistes bei geschiedenen Personen Einsamkeit bedinge, ist unserer Erfahrung völlig zuwider. Aber dieser Gegenstand geht über unsere Fassungskraft hinaus. Welch' eine Scene!" rief er aus, indem er aufstand und einen Vorhang bei Seite schob, der uns vor den zu hellen Strahlen der Sonne beschützt hatte. Sie ging eben in ihrer ganzen Pracht unter, und ich vergaß eine Weile über den herrlichen Anblick alles Andere. Travers zog seinen Stuhl näher an den meinigen.

„Was fühlen Sie, Howard, wenn sie diese überschwängliche Fülle seiner Herrlichkeit betrachten? Wer sammelte das Licht in diese Kugel, und wies ihr ihren Lauf an, und lehrte uns ihre glänzenden Strahlen als ein Bild seines eigenen geistigen Lichtes anzusehen? Wie schön dieses Bild! Wie vollkommen die Aehnlichkeit! Wie verändern diese Strahlen den Anblick alles Dessen, worauf sie fallen! Jene kalten Felsen scheinen in Wärme zu glühen, und jene grünen Wolken, — wären sie abwesend, sie würden ganz traurig sein; jetzt vergoldet sie sie mit ihren heitern Strahlen, und nun sind sie Lieblichkeit und Schönheit!"

„Und der Ocean dort," fuhr ich fort, in seine Gedanken eingehend, „ein Bild der Ewigkeit, — wie wüst, wie finster und freudlos, wenn die Sonne weg ist, und jetzt, wie unbeschreibliche Gefühle flößt seine unermeßliche Größe ein, wenn sie ihr glühendes Licht auf seine ruhige und stille Wassermasse wirft! Lieber Travers," setzt' ich in dem Entzücken des Augenblicks hinzu, „wahrlich, dieß ist etwas gleich der Glückseligkeit eines bessern Lebens, in dem unsere Seelen eins zu sein scheinen, um dieselben Gegenstände mit demselben Gefühle zu betrachten, während eine Liebe zu jenem glorreichen Wesen unsere Herzen erwärmt, welches für beide in einer Sprache redet, die beiden auf gleiche Weise rührend ist." —

Er lächelte.

„Fühlen Sie nicht eine schmerzvolle Einsamkeit in dieser Vereinigung unserer Seelen, Howard?" Dann wurde er sogleich ernsthaft, und fügte hinzu: „Wir können den Gegenstand, von dem ich spreche, nicht begreifen; unsere höchsten Begriffe davon sind dürftig, schwach und unwürdig; aber Ihre Ansicht, mein Freund, war irrig."

So versuchte er, nicht nur mit mir, sondern mit Allen um ihn her zum Herzen zu sprechen.

Ich habe wenig mehr zu sagen, lieber Vater. Travers brachte mich allmählig dahin, alle meine Gedanken und Empfindungen, gleich ihm selbst, einfach aus der heil. Schrift abzuleiten, und dadurch wurde jener Preiswürdige, welcher der Abglanz der Gottheit ist, unsren Seelen immer theurer. In diesem Seelenzustande befand ich mich, geliebter Vater, als ich von Ihrer Krankheit hörte. Ich will nichts mehr sagen; Travers war ziemlich wieder hergestellt, und war mir Alles, was ein menschliches Wesen einem andern sein kann. Seine Briefe, nachdem ich bei Ihnen war, waren nächst Gott mein Trost und meine Stärke. Sie müssen begreifen, was ich fühlte, denn ich kann es nicht beschreiben, als ich Sie, geliebter Vater, in derselben Bibel demüthig nach dem Wege des Lebens forschen sah, in welcher Travers ihn mir gezeigt hatte.

Bei meiner Rückkehr nach Cornwall fand ich meinen Freund vollkommen wieder hergestellt, und er ist jetzt mit allen seinen nützlichen Arbeiten der Liebe und Menschenfreundlichkeit thätig beschäftigt. Er hat auch mich gelehrt, meinen Mitmenschen von einigem Nutzen zu sein. Ich denke schon im Voraus mit Entzücken an die Zeit, wo ich meinen gütigen und geliebten Vater und meinen theuersten Freund mit einander bekannt machen werde. A Howard.

(Conway stützt seinen Kopf auf die Hand, und bleibt eine Zeitlang in tiefem Nachdenken sitzen. Howard tritt ein. Conway wendet sich um.)

Howard. Ich dachte wohl, lieber Conway, ich würde dich so beschäftigt finden. Habe ich Recht gehabt? Hast du unsers lieben Arthur's Nachricht über sich selbst interessant gefunden?

Conway. Im höchsten Grade. Theurer Arthur! — seliger Geist! — Da ist nichts Trauriges in dem Gedanken an seinen Hingang in ein andres Leben. Und welch' einen Freund gab ihm der Himmel! Ist dieß der Travers, von dem du mir sagtest?

Howard. Ja, und ich habe dir noch mehr von ihm zu sagen, aber ich muß jetzt mit meiner Familie die Morgen-Andacht halten. Ich kam, dir zu sagen, lieber Conway, daß ich gezwungen bin, dich auf einige Stunden nach 12 Uhr zu verlassen. Du weißt, viele unserer Freunde werden dich hier zu Mittag sehen, und morgen willst du uns verlassen. Ich habe aber noch Mehreres mit dir zu sprechen. Willst du diese Papiere durchlesen, während ich zu meiner Familie gehe, und mir erlauben, das Frühstück für dich und mich in die Bibliothek zu bestellen? So haben wir noch einige Stunden zur Unterhaltung, und meine Familie kann dich dann ganz für sich haben, wenn ich abwesend sein muß.

Conway. Ein vortrefflicher Plan! Ich werd' in die Bibliothek kommen, sobald ich mit den Papieren meines verewigten jungen Freundes fertig bin.

Howard. Adieu denn, für einen Augenblick, lieber Conway.

(Howard ab.)

(Conway allein. Er öffnet einige Papiere, worauf von Howard's Hand steht: „Fragmente, geschrieben nach Arthur's Bekehrung.")

I.

„Gott, dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Hebr. 1, 8). An wen sind diese Worte gerichtet, und von wem? Von Gott dem Vater an Gott den Sohn; an ihn, welcher der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens" ist, und doch Alles verließ, und jene Herrlichkeit verhüllte, und die Sünden der ganzen Welt zu tragen unternahm, und Knechtsgestalt annahm, und wie ein Mensch wurde, ein Mann der Schmerzen, und bekannt mit Kummer, welcher verachtet wurde, und nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, und doch bei alle dem zu dem Winde und dem Meere sprach, und sie gehorchten ihm; welcher Teufel austrieb, Todte auferweckte, und bewies, daß er der Herr der Welt, der Hölle, des Todes und des Grabes sei; welcher fühlte unsere Gefühle, und als Gott und Mensch im Stande war und nach seiner Liebe übernahm, unsere ganze Sündenlast zu tragen. Jetzt unser siegreich erhöhter Herr, Herr des Himmels und der Erde! unser mächtiger Fürsprecher, unser Hoherpriester, der vor Gott die Namen seines ganzen treuen Israels auf seiner Brust trägt. O, wer vermag seine Herrlichkeit auszudrücken! Wie weit bleiben unsere armseligen Begriffe hinter der Fülle seiner Offenbarung zurück! Indeß weckt doch der Eindruck, den ein von dem Lichte des heil. Geistes erleuchteter Blick in seine Herrlichkeit und unbegreifliche Vollkommenheit auf unsere Seele macht, — seine Kraft, unserer Seele über ihr eigenes Vermögen hinaus Leben und volle Genüge zu geben, — seine unwiderstehliche Gewalt, jedes Gefühl des Herzens in unaussprechliche Liebe aufzulösen; — dieser Eindruck lehrt die Seele nach seiner Gegenwart zu dürsten als nach der höchsten Seligkeit. Er reinigt auch die Seele. Wir sehen unsere eigne Unwürdigkeit in dem Lichte seiner Vollkommenheit, — wir sind gedemüthigt vor ihm. Wir fühlen tief unsere Unwürdigkeit, von ihm geliebt zu werden, während wir in einem hohen Grade seine Kraft empfinden, unsere Liebe auf sich zu ziehen. Wir beten ihn an und sehnen uns inbrünstig nach Gemeinschaft

mit ihm; aber wir verhüllen unser sündiges Haupt, und zu seinen Füßen hingeworfen flehen wir ihn an, in uns das neue Herz und das reine Gefühl zu schaffen, welches uns für seine Gegenwart befähigt. Wie empfindlich werden wir dann gegen das Böse! Wie widerstehen wir sündhaften Gedanken! Wie inbrünstig flehen wir zu ihm, seinen heil. Geist nicht von uns zu nehmen! Wie seufzen wir nach Befreiung von Allem, was uns von ihm scheiden könnte! O, wie wahr ist es, daß unsere Herzen gereinigt sind, und nur gereinigt durch den Glauben an Christum!“

II.

„Meine ganze Seele ist verwandelt, und alle Dinge sind für mich verwandelt. Die Natur, — die Lage des Menschen, — Zeit, — Ewigkeit, Alles erscheint unter einem neuen Gesichtspuncte. In der Natur seh' ich, wohin ich meine Augen wende, eine Offenbarung der Macht, Weisheit, Schönheit und Liebe des göttlichen Herzens, und weiß jetzt, woher jene schmerzliche Leere in meiner Seele kam, welche früher die Freude, die ich über all' die Herrlichkeit empfand, trübte und verbitterte. Diese Leere ist nun ausgefüllt durch den Glauben an Dessen Gegenwart, der Alles erschuf, was ich erblicke. Im Anschaun seiner Werke habe ich Gemeinschaft mit ihm. Wenn meine Seele die Schönheit irgend eines Theiles seiner Schöpfung innig fühlt, so ist sie gewissermaßen geistig eins mit Dem, nach dessen Bilde sie ursprünglich geschaffen wurde. O wie erhebend, wie erquickend für das Herz ist diese Gemeinschaft. Ich kann keine Blume mit ihrer zarten Zeichnung, keine leichte Sommerwolke ansehen, ohne daß meine Seele zu Dem geleitet wird, der in ihnen seine Liebe und Güte offenbart. Das weite Gewölbe des Himmels mit allen seinen Sternen, seinen Welten verkündigt offenbar Eigenschaften, in deren Betrachtung sich alle meine Seelenkräfte tief und innig und freudig versenken, und doch nur am Rande ihrer Fülle zu sein scheinen. Was ist der Mensch ohne die Kenntniß Gottes? Was ich war, — ein Geschöpf, getrennt von der Quelle der Seligkeit für alle seine Kräfte und alle seine Neigungen, welches die Unzulänglichkeit und Nichtigkeit alles Dessen fühlt, wonach es sich für jene Seligkeit umsieht, und doch nicht weiß, wohin es sich wenden soll. Ich sehe diese Trennung von Gott fast allen menschlichen Bestrebungen aufgedrückt. Welch' ein mühseliges, welch' ein erfolgloses Streben nach Glück bietet mir Alles dar, was ich von

der geschäftigen Welt höre und lese! Welch' ein Abwenden von der wahren Quelle Dessen, wonach doch Alle schmachten! Welch' eine Vernachlässigung alles Dessen, was wahren Werth hat! Die Zeit, so furchtbar wichtig, so reißend in ihrem Fluge, wie wird sie verachtet! — getödtet! Die Zukunft scheint unverhüllt, und der Glaube sieht Den, vor dessen Angesichte Himmel und Erde dahin fliehen, — und die Todten, klein und groß, stehen vor Gott, und die Bücher liegen aufgeschlagen; und Alles, was zwischen jenem Augenblicke und heute geschieht, erscheint nur in Beziehung darauf von Wichtigkeit, in wiefern es zur Vorbereitung angewandt ist, vor Gott zu erscheinen. Und wo ist diese Vorbereitung? Wer denkt daran? Hier und da vielleicht Einer. Aber wie furchtbar groß im Verhältniß zu ihm ist die Zahl Derer, welche dort unvorbereitet erscheinen!"

III.

"Wie schwach ist noch der Grund des Glaubens in meiner Seele! Ich habe noch keine Seligkeit, als in Gott! und doch, nach allem Elend und aller Täuschung, die mich stets trafen, weil ich mich auf irdische Verheißungen von Freude stützte, verlasse ich immer die „Quelle des lebendigen Wassers," und suche mir selbst „löcherige Brunnen zu bereiten, die kein Wasser halten." Wie theuer ist die Kenntniß Christi einem Herzen, wie das meinige! Wenn ich einmal nicht wachsam und gläubig gewesen bin, und mich abgewandt habe von dem Suchen meines Aufenthalts in Christo und sein Geist dadurch betrübt ist, und ich die Liebe Gottes nicht mehr in mein Herz strömen fühle, so tadelt sogleich meine Kenntniß Christi, als des Versöhners der Sünde, meine Seele wegen ihres Undanks, — macht sie zittern bei der Gewißheit, daß Gott die Sünde verabscheut und sie sicherlich strafen wird, — erinnert mich an seine Liebe, die ich vergessen wollte, bis ich, überzeugt, erschreckt und beruhigt zu ihm zurückkehre, und wieder fähig bin zu glauben, daß sein Blut von aller Sünde reinigt; und, die ewige Vergebung meiner Schuld von ihm allein hoffend, betraure und verabscheue ich Das, um dessentwillen Der, den meine Seele anbetet und liebt, Schmach erlitt, und den Schauder, von Gott verlassen zu sein, und den Todeskampf am Kreuze. O, würde doch mein Glaube stark! der Glaube, welcher durch Liebe thätig ist!"

(Während Conway das letzte Fragment liest, hört man von den unteren Fenstern, welche offen zu sein scheinen, den Ton von Stimmen, welche einen Gesang sin-

gen. Conway tritt an's Fenster, und hört zu. Als der Gesang aufhört, lies't er wieder, bleibt eine Zeitlang gedankenvoll sitzen, seufzt tief und sagt:)

„Es muß doch an all' diesem etwas Wahres sein."

(verläßt das Zimmer.)

Bibliothekszimmer.

Howard. Conway tritt ein.

Howard. Willkommen, lieber Conway. Nachdem ich dich gebeten hatte, hier zu mir zu kommen, ist mir eingefallen, daß du diesen Morgen von meinen neuen Ansichten, wie du sie nennst, zu viel bekommen hast; denn du wirst bemerken, daß Travers, Arthur und ich alle Einer Meinung sind.

Conway. Nein, lieber Howard; ich wünsche noch immer auf's Höchste, deine Erklärung desjenigen Princips zu hören, welches ich, wie du sagst, mißverstehe, und welches so gewaltige Wirkungen hervorbringt. Auch bin ich sehr begierig, noch mehr von diesem interessanten Travers zu hören, und welche Wirkung deine Glaubensänderung, oder ich sollte vielmehr sagen deine Sinnesänderung, auf deine andern Kinder gehabt hat. Emma, könnte man fast sagen, ist schon dein geistiges Kind.

Howard. Das ist sie. Aber woher weißt du das? Ich habe sie kaum sprechen hören, seit du kamst.

Conway. Ich auch nicht; und ich kann nicht genau angeben, was mich zu dieser Annahme bringt; aber es ist ein ruhiges Nachdenken in dem Ausdrucke ihres lieblichen jungen Gesichts, und ein sanfter Ernst in ihrem Benehmen, welche bemerken lassen, daß ihre Seele mit wichtigern Gegenständen beschäftigt ist, als es in ihrem Alter zu sein pflegt.

Howard. So ist es. Ich bin überzeugt, sie hat ihren Glaubenspfad begonnen, und ist ein theures Lamm in der Hürde des großen Hirten.

Conway. „Ihren Glaubenspfad!" Gieb mir deine Erklärung dieses mystischen Wortes, lieber Howard. Was meinst du damit, wenn du Alles dem Glauben zuschreibst?

Howard. Wenn du noch denkst, wie ich, als wir das letzte Mal

zusammen waren, so wird schon das Wort Glaube dir die Erinnerung einer abgeschmackten Erklärung eines abstrusen Dogma in technischen Ausdrücken vor die Seele bringen. Ich weiß mich selbst kaum auszudrücken, ohne Worte zu gebrauchen, die mich damals gähnen gemacht haben würden. Aber verknüpfst du nicht selbst irgend einen Begriff mit dem Worte Glauben? Du weißt, es wird fortwährend in der Bibel gebraucht.

Conway. Nun, ich weiß nicht, daß ich in religiöser Hinsicht irgend einen Begriff mit dem Worte verbunden habe, außer daß es etwas bezeichnet, was Fanatiker und Enthusiasten an die Stelle eines tugendhaften Lebens setzen, und was ihrer Meinung nach sie von der Beförderung der Moralität befreit.

Howard. Dein Begriff, glaub' ich, ist ein sehr herrschender, und war auch der meinige. Er entspringt theils, wie ich mir einbilde, aus jenen unzähligen und bändereichen Erläuterungen, Definitionen und Disputationen, unter denen die Bedeutung dieses höchst einfachen Ausdrucks begraben, und Denen aus den Augen gerückt ist, welche sich nicht die Mühe nehmen, nach seiner ursprünglichen klaren Bedeutung zu forschen. Wenn ich dir irgend etwas mich selbst Betreffendes sagte, welches Niemand außer mir wissen könnte, oder wenn ich dir ein Versprechen gäbe, dessen Erfüllung in meiner Macht stände, würdest du nicht glauben, was ich dir sagte, wenn auch Andere dich überreden wollten, daß es nicht wahr sein könne; und würdest du dich nicht unbedenklich auf die Erfüllung meines Versprechens verlassen?

Conway. Sicherlich, mein lieber Howard. Es giebt Niemand unter deinen Bekannten, der das nicht würde.

Howard. Das eben heißt Glauben in mich setzen, Conway. Und unter Glauben an Gott versteht man die Annahme Dessen, was er uns über sich selber gesagt hat, und was Keiner außer ihm sagen konnte, und daß er erfüllen wird, was er versprochen hat. Kann etwas einfacher sein?

Conway. Gewiß nicht.

Howard. Glaube also im religiösen Sinne, lieber Freund, besteht einfach darin, an Gott zu glauben.

Conway. Vorausgesetzt, es sei so, kann der bloße Glaube, daß Gott so und so gesagt hat, uns selig machen, wenn wir nicht auch seinen Willen erfüllen?

Howard. Nicht der Glaube, daß Gott so und so gesagt hat,

sondern der Glaube, daß Alles so ist, weil er gesagt hat, daß es so sei.

Conway. Gut, dieses zugegeben, wird der bloße Glaube uns selig machen?

Howard. Das glaub' ich ganz gewiß. Du hast mich indessen grade auf den Punkt gebracht, wohin ich dich stufenweise führen wollte. Laß uns also hören, was Gott als Antwort auf deine Frage sagt: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, und du wirst selig werden." Der Apostel Paulus sagt: „Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut; auf daß er gerecht sei und gerecht mache Den, der an ihn glaubt." Kann es etwas Einfacheres geben? Hier heißt es, daß wir durch den Glauben an Christum gerechtfertigt und selig werden. Und in der That, wie können wir anders die Wohlthat seiner Versöhnung empfangen? Dieser eine Punkt ist für jedes menschliche Wesen so bedeutend, daß der Begriff Glaube, wenn er überhaupt verstanden wird, sich uns fast ausschließlich unter diesem Gesichtspunkte darstellt.

Conway. Und grade unter diesem Gesichtspunkte faßt er unzählige Schwierigkeiten in sich.

Howard. Das heißt: unzählige Dinge sind schwer zu glauben.

Conway. Ja, zu glauben, oder zu begreifen.

Howard. Das läugne ich nicht. Wenn ich dieß zugebe, so glaube ich Gott, denn er hat gesagt: „Groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleisch." (1 Timoth. 3, 16.) Dieß ist das größte aller Geheimnisse, jedoch wird es mit klaren Worten in der heil. Schrift hingestellt.

Conway. Du weißt aber doch, Freund! daß viele Schriftgläubige und Verehrer diese Lehre nicht annehmen, und daß sie behaupten, jene Stelle habe einen andern Sinn, als den oben damit verbundenen.

Howard. Das weiß ich wohl; ich war ja selbst ein solcher. Jetzt aber bin ich überzeugt, daß, wer sie verwirft, ungläubig gegen die klarsten Schriftworte, ja gegen das ganze Christenthum sich verhält, dessen Hauptlehre dadurch verworfen wird. Er setzt sich in die Nothwendigkeit, mit jeder anerkannten Uebersetzung der Bibel in Widerspruch zu gerathen. Er irrt dann umher, und weiß nicht, welchen Platz er dem Wesen, dem er die göttliche Würde raubt, unter den

höhern Geistern anweisen soll, die doch von diesem geschaffen sein sollen, nach den klaren Worten: „Denn durch ihn ist Alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, beides die Thronen und die Herrschaften und Fürstenthümer und Obrigkeiten; es ist Alles durch ihn und zu ihm geschaffen. Und er ist vor Allem, und es besteht Alles in ihm.“ (Coloss. 1, 16. 17.)

Conway. Das sind allerdings starke Ausdrücke.

Howard. Ja gewiß, zu stark um über sie hinwegzugehen. Daher muß man sie neu übersetzen. Aber, lieber Conway, diese Lehre ist nicht so geschwind abzumachen, als jetzt von uns geschehen müßte, da uns so wenig Zeit übrig ist. Sie will recht sorgfältig durchgenommen werden, da sie so viel Widersacher von allen Seiten hat, und sie gleichwohl der Grundstein des ganzen Christenthums ist. Glaube an Christum als Gott und Mensch, das ist die Kraft, die ich dir als eine so mächtige rühmte. Inzwischen will ich, wenn dir's angenehm ist, dir, bevor wir weiter gehen, wenigstens ein paar Stellen nachweisen, die sich, wenn ich nicht irre, unverkennbar darauf beziehen.

Conway. Da wirst du mich verbinden, denn ich kann nicht bergen, ich habe noch ein großes Vorurtheil für die Meinung, die der deinigen gerade entgegengesetzt ist.

Howard. Ich weiß das. Unsere Meinungen waren einst dieselben hierüber, von der Zeit her, wo ich eben so dachte als du. Vor allen Dingen will ich dich an die Benennung erinnern, die so oft im neuen Testamente vorkommt, und gar keinem Mißverstehen unterworfen ist, „der eingeborne Sohn Gottes.“ Jeder sieht, was damit gemeint ist; denn Jeder weiß ja, daß sein eigenes leibliches Kind mit ihm, dem Vater, einerlei Natur hat, daß es weder Engel noch Thier, sondern ebenso Mensch ist, wie sein Vater. So in dieser einfachen Sprache lehrt uns Gott: daß sein Sohn ebenfalls seine Natur habe. Laß mich dir eine Stelle aus dem Jesaias, Capitel 6, v. 1 bis 5, vorlesen: „Im Jahre, da der König Usia starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl, und sein Saum füllete den Tempel; Seraphim standen über ihm, ein jeglicher hatte sechs Flügel; mit zween deckten sie ihr Antlitz, mit zween deckten sie ihre Füße, und mit zween flogen sie. Und einer rief zum andern, und sprach: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehren voll; daß die Ueberschwellen bebten von der Stimme ihres

Rufens, und das Haus ward voll Rauch. Da sprach ich: weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen, und wohne unter einem Volke von unreinen Lippen. Denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth gesehen mit meinen Augen.« Nun, Conway, von wem meinst du, spricht hier der Prophet?

Conway. Es steht da: »sah ich den Herrn.« Da die Rede von Seraphim ist, so schließe ich, daß der Prophet den Allmächtigen erblickte.

Howard. Nein; sondern Johannes Cap. 12, 41 sagt, daß es eine Erscheinung von der Glorie Christi gewesen; Johannes sagt: »solches sagte Jesaias, da er seine Herrlichkeit sahe, und redete von ihm.« Ich will dir doch solche Stellen aufschreiben, lieber Conway; wenn du anfangen wirst in der Bibel zu studiren — und ich hoffe, du verschiebst das nicht — so wirst du finden, daß diese dich zu andern nicht minder starken Sprüchen hinweisen.

Conway. Tausend Dank dafür. Das ist in der That eine herrliche Stelle, wenn man sie auf Christum anwendet.

Howard. Hier ist eine andre aus dem Jeremias, Cap. 17, 9, 10. »Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding, wer kann es ergründen? Ich der Herr kann das Herz ergründen, und die Nieren prüfen, und geben einem Jeglichen nach seinem Thun, nach den Früchten seiner Werke.« Ist dieß nicht ein alleiniger Vorzug eines allwissenden Gottes, des Richters über den Erdboden?

Conway. Unbezweifelt.

Howard. Aber Christus sagt von sich selbst: »Ich bin es, der Nieren und Herzen erforschet, und werde geben einem Jeglichen unter euch nach euren Werken.«

Conway. Hier eignet sich Christus offenbar die göttliche Natur zu.

Howard. Ferner die bekannte Stelle: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort,« und die Paulinische: »Christus, der da ist Gott, hochgelobet in Ewigkeit, Amen!«

Conway. Wenn dieß Alles unbestrittene Uebersetzungen des Grundtextes sind, so scheint ja aller Streit zu Ende zu sein.

Howard. Du magst diesen Punct selbst prüfen. Meines Wissens ist jeder Versuch, diesen Stellen einen andern Sinn unterzulegen, fehlgeschlagen, und sie können kaum einen unverständlichen haben. Ich werde dir jetzt noch zwei andere Stellen anführen; doch kann ich's auch

lieber verschieben, bis ich dir das nächste Mal schreibe. Uebrigens, denk' ich, ist's besser, du suchst die Wahrheit nun selbst in der Bibel auf, bevor du weiter gehst.

Conway. Würde es aber dennoch nicht recht ehrlich von dir sein, du zeigtest mir auch die Stellen, die wider — als nur die, die für deine Meinung sind?

Howard. Eine von Bedeutung, die wider mich wäre, kenn' ich in der That nicht; und die, welche man absichtlich bloß verdreht hat, mag ich dir nicht herausheben; deine vorgefaßten Meinungen laufen ohnehin alle darauf hinaus. Und Vorurtheile, die so lange gewurzelt haben, als bei uns, in unserm Alter, lieber Conway, sind schwer auszurotten. Ich werde ihr Uebergewicht auch dann noch fürchten, wenn du die kräftigen Beweise, die ich dir für die Wahrheit an die Hand geben will, geprüft haben wirst. Uebrigens verdienen deine Meinungen keinen bessern Namen als den der Vorurtheile, denn sie sind nicht Ergebnisse einer Prüfung.

Conway. Vielleicht. — Aber fahre fort.

Howard. Die beiden Stellen, die ich im Sinne hatte, stehen im Johannes, wo Christus (14, 9.) sagt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater;“ und dann (10, 30.): „Ich und der Vater sind Eins.“ Nun weißt du, daß die Schriftgelehrten unter den Juden als Ursache ihn zu verurtheilen angaben: „weil er als Mensch sich zum Gott gemacht habe“ (Joh. 19, 7.) und zu einer andern Zeit gesagt: „Gott sei sein Vater“ (10, 33.), wodurch er sich Gott gleich stelle. Die Juden verstanden doch sicherlich den Sinn ihrer eignen Sprache besser, als die neuern Gegner dieser Lehre es sich einbilden dürfen *).

Conway. Diese Lehre macht also einen Theil des Glaubens aus, den du für so einfach und leicht verständlich ansiehst?

Howard. Dafür seh' ich sie keineswegs an; im Gegentheil erklärt ja die Schrift selbst sie für sehr geheimnißvoll. Ich habe bloß gesagt, daß an sie zu glauben selig mache.

Conway. Aber bester Howard! der Glaube ist kein Ding, das in unsrer Gewalt steht. Glaube ist eine Wirkung, eine Folge.

*) Die Stellen der heiligen Schrift, welche die Gottheit Christi beweisen, sind zu zahlreich, als daß sie hier aufgeführt werden könnten. Für diejenigen Leser indeß, die sich weiter zu unterrichten wünschen, mögen noch folgende ebenso treffende hier stehen. Phil. 2, 6. Joh. 22, 28. Joh. 3, 13. Jes. 9, 6. Hebr. 1. 8—11. Apostelg. 20, 28. Offenb. 1, 9—18. und 21, 5—7. Jede Bibel übrigens, die mit Parallelstellen versehen ist, wird deren mehrere liefern.

Howard. Und von was?

Conway (lächelnd). Ich weiß schon, wo du mit dieser Frage hinaus willst.

Howard. Alles was ich wünsche, ist, dich dahin zu bringen, daß du das thust, woraus jene Wirkung entsteht. Wenn du redlich das Deinige thust, dich prüfest und den Gehalt der Einwendungen untersuchst, die dich bewegen, der Bibel nur einen halben Glauben zu schenken, und wenn du dann ehrlich auf die Antworten Acht hast, womit gelehrte, weise und gute Männer jenen Einwürfen begegnen, so fürchte ich das Resultat nicht. Und gehest du zu gleicher Zeit an das Lesen der Schrift selbst mit dem Maaße von Glauben, den du bereits hast —

Conway (ihn unterbrechend). Den ich bereits habe? Denkst du denn, daß ich schon etwas von dem besitze, was du Glauben nennest?

Howard. Liebster Conway! du besitzest nicht den Glauben, der dich selig machen könnte, sondern den, der dich verdammen würde, wenn er so und isolirt bliebe. Das wird er aber nicht. Du glaubst an Gott, machst aber wenig Anstalt, seine Eigenschaften und seinen Willen kennen zu lernen. Du glaubst, daß Jesus Christus in die Welt kam, uns jenen Willen zu lehren; aber du hast dir noch nicht die Mühe gegeben, dich mit den Eigenschaften und dem Amte dieses von „Gott gesandten Lehrers“ vertraut zn machen. Du glaubst zur Hälfte an die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, aber dich beunruhiget's nicht, daß du zur andern Hälfte in Unwissenheit bleibst. Zu was sonst kann dich also dein Halbglaube führen, als dich in den Augen Gottes, dessen Wort und dessen himmlischen Gesandten du so wenig hochhieltest, nur noch strafälliger zu machen? Ein Glaube, der sich nicht in Wirkungen äußert, ist, dem Apostel Jacobus zufolge, ein todter. Er ist Nichts, ja schlimmer als Nichts. — Habe ich mehr als die Wahrheit gesagt, Conway? Habe ich doch nur mich selbst geschildert, wie ich war, als wir uns das letzte Mal sahen.

Conway. O, nein! es ist Alles nur zu wahr. Ich sehne mich darnach, daß dieser Zustand in mir sich ändre. Ich sehe das Thörichte meiner bisherigen Vernachläßigung ein. Aber wie meinst du denn, daß dieser mein wider mich zeugender Glaube mich dennoch beim Schriftforschen unterstützen könne?

Howard. Ich dachte mir das so: du glaubst doch an die Schrift, so weit sie Gott den Vater angeht; hältst ihn für den Allgegenwärtigen, Allwissenden, Allmächtigen.

Conway. O, gewiß!

Howard. Ferner, wenn du dich vor ihm demüthigest, und ihn erkennst als deinen Oberherrn, der als Schöpfer und Regierer über dich waltet: so glaubst du auch das, was die Bibel von ihm sagt: „daß er ein Erhörer des Gebets sei.“

Conway. Auch das glaube ich von Herzen.

Howard. Auf diese Weise, mein Theurer, bringt dich der Glaube in die Nähe des treuen Gottes. Die Bibel sagt von diesem Gott, daß er barmherzig sei und nicht den Tod — den ewigen Tod — des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe. — Glaubst du das eben so herzlich?

Conway. Ganz unbedingt kann ich nicht sagen, daß ich es glaube, weil noch einige schwierige, noch nicht gehörig geprüfte Punkte dabei sind. Aber nimm es einstweilen an, es sei so, und fahre fort.

Howard. Gut. Wenn ich also das annehme, so stellt dich der Glaube dem allmächtigen und gnädigen Gott nahe, der bereit ist, dir deine Sünden zu vergeben. Aber erlaube mir, hier eine andre Erklärung Gottes einzuschalten, die eben so geglaubt werden muß; (Hebr. 9, 22.): „ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.“ Worauf muß sich nun dein Glaube zunächst richten?

Conway. Auf den blutigen Versöhnungstod Christi; ich sehe, wo du hinaus willst. Nun also, wenn ich an den glaube, was dann?

Howard. Dann stellt dein Glaube dich vor den Gott, der barmherzig, der aber auch der heilige ist, welcher keine Sünde ungestraft lassen kann; der den Sünder nur dann für rein erklären kann, wenn er im Blute gewaschen ist; der aber zugleich dieß Blut selbst Allen darreicht. Wodurch können wir nun diese Reinigung durch's Blut empfangen? — Du schweigst? Sag', giebt's einen andern Beweis, daß eine angebotene Gabe uns lieb sei, als den, wenn man sie wirklich annimmt? Um aber eine angebotene geistige Gabe anzunehmen, was kann man da anders thun, als fest daran glauben, der verheißenen Wohlthaten getreulich harren? Siehe, das ist der Glaube; und in Bezug auf die versöhnende und reinigende Wirkung des Blutes Christi wird er zum seligmachenden Glauben. Denn, wird das Anerbieten des Reinwaschens durch das Blut vollständig geglaubt und angenommen, so ist man auch schon im Besitze der wohlthätigen Wirkung; die Sünde ist dann wirklich bereits weggewaschen. Man wird nicht wieder deß-

halb zur Rechenschaft gezogen, weil Christus bereits die Strafe dafür gelitten hat. Gott hat für Alles dieß gleichsam sein Wort verpfändet, und der Sünder hat diesem Worte geglaubt. Hier ist nun überall nichts als Glaube; die Seele hat nichts anders gethan als geglaubt. Aber sie ist errettet von ihren Sünden; die klare Verheißung spricht es aus; und so ist sie denn „gerechtfertiget durch den Glauben.“

Conway. Das also, was du den seligmachenden Glauben nennst, ist die Ueberzeugung, daß unsre Sünde uns vergeben sei, wenn wir an die Versöhnung durch Jesum Christum glauben?

Howard. Nein, es ist nicht ganz so. Nicht die Ueberzeugung: wenn wir glauben, seien uns die Sünden vergeben, sondern ganz einfach der Glaube überhaupt. Wie sonderbar schwer fällt es dem Menschen doch, an diesen Grundsatz zu glauben, wenn man ihn auf Gott bezieht. Du hast mir versprochen, lieber Conway, meinen Mündel Stanley mit nach Genf zu nehmen und ihn in die dortige Schule zu bringen, auch ihn dort öfters zu sehen. Ich kann also ruhig in England bleiben, weil ich ganz einfach deinem Versprechen glaube; — nicht weil ich glaube, daß ich ihm glaube. Meine Ruhe stützt sich auf den festen Glauben an dein Versprechen, nicht auf meine Ueberzeugung, daß ich dir glaube. Wie wenden wir dieß auf Gott an? Der Glaube ist das einfache Trauen auf das Wort Gottes, möge es nun von seinen Dienern, oder von seinem eingebornen Sohne gesprochen sein; und der seligmachende Glaube ist das zuversichtliche Vertrauen, daß Christi Tod uns selig mache, weil er es gesagt hat.

Conway. Wie wünscht' ich, daß ich das glauben könnte, — daß ich glauben könnte, Christus habe für alle meine Sünden genug gethan!

Howard. Und warum solltest du nicht können? warum ihm nicht glauben? Wenn du seinen unzweideutigen Worten glaubst, so nimmst du Theil an den Wohlthaten seines Todes. Gott hat ja „die Welt also geliebt, daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben;“ — und „Wer zu mir kommt,“ sagt Christus, „den werde ich nicht hinaus stoßen.“ Warum ihm nicht glauben? Warum ihn so mißachten?

Conway. Ich bin noch so unwissend; ich muß noch eingeweihter werden, bevor ich meinen Glauben mit Vertrauen an solche einzelne Schriftstellen knüpfen kann.

Howard. Darf ich denn hoffen, daß du ohne Verzug an dieses

Bibelstudium gehen, und damit auch dann noch fortfahren wirst, wenn der günstige Eindruck vorüber ist, den vielleicht jetzt deine Liebe zu mir hervorgebracht hat?

Conway. Ich denke nicht, daß dieser Eindruck so leicht verwischt werden könnte. Aber ich gebe dir mein Wort, daß, wenn dieß auch sein sollte, ich dennoch fortfahren will. Aber mit deinem Glaubensprincip bin ich noch immer nicht auf's Reine. Ich begreife zwar, auf welchem Wege du meinst, daß der Glaube uns selig machen könne; aber wie bringt solcher die Umwandlung der Gesinnung, die bei dir statt gefunden und diese Richtung jeder Seelenkraft auf Gott und seinen Dienst, die ich an dir sehe, hervor?

Howard. Das geschieht auf folgende Weise: Zu allererst muß der Glaube fest stehen an Christi Wort: daß, wer nicht aus dem Geist geboren ist, nicht in das Himmelreich kommen könne. Forschen wir mit Fleiß, was das heiße, vom Geist geboren werden, so finden wir, daß damit eine völlige Umwandlung des Herzens gemeint sei; die Aufnahme eines neuen göttlichen Lebensprincips, das so lange mächtig auf uns einwirkt, bis jede Kraft der Seele unter seine Herrschaft gebracht worden ist. Dieser Vorgang wird unter verschiedenen Bildern vorgestellt, z. B.: „den neuen Menschen anziehen;“ dahingegen die bösen Neigungen, welche von jener höhern Gewalt unterjocht werden: „der alte Mensch“ genannt werden. So werden wir ermahnt: den alten Menschen auszuziehen, welcher verderbt ist; dahingegen der neue Mensch „nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Wir erfahren, daß „die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.“ Danach prüfen wir uns, wie weit wir im Besitze dieser Tugenden sind, und finden unsere gewaltigen Mängel daran. Sodann sehen wir uns im Worte Gottes nach Anweisungen um, wie wir zu einem größeren Schatz solcher Tugenden gelangen können. Da erfahren wir denn, daß Gott uns seinen Geist senden werde, der uns solche Gabe verleiht, sobald wir ihn darum bitten. Diesen Trost erhält abermals der Glaube; — wir bitten und empfangen. Alles das ist lediglich Werk des Glaubens. Der Geist redet durch das göttliche Wort — überzeugt uns von unsrer Sünde — hält uns die Heiligkeit des göttlichen Gesetzes vor — giebt unsrer Seele einen tiefen Eindruck von dessen Angemessenheit und Vollkommenheit — läßt uns den Reiz des heiligen Lebens in einer Stärke sehen, so daß wir ernstlich

verlangen, selbst heilig zu werden — versiegelt uns mit seinen Gnadengaben — und bereitet uns für die Gegenwart Gottes und die Genüsse jenes Lebens vor.

Conway. Aber, liebster Howard! wenn du nicht ohne Heiligkeit in den Himmel kommen kannst, so ist's dann ja nicht der Tod Christi, der uns selig macht, sondern die Heiligkeit.

Howard. Nein, mein theurer Conway. Erst in Folge der Erlösung durch Christum empfangen wir den Geist, der uns durch und durch heiliget und zur Erbschaft tüchtig macht, die er uns erworben hat. Erlöset von der durch meine Sünden verdienten Strafe werde ich durch den Tod Christi. Geheiligt aber, und zum Himmel geschickter gemacht werde ich durch den heiligen Geist, den mir Gott nach seinem Wohlgefallen durch mein Haupt, Christus, mittheilt. Ohne ihn kann ich nichts thun; von ihm getrennt kann ich eben so wenig einen guten Gedanken hervorbringen, als ein Ast, der vom Stamme abgelöst ist, Früchte.

Conway. Ich glaube dich zu verstehen. Und es kömmt mir fast vor, als wäre ich gewissermaßen seit gestern Morgen schon ein anderer Mensch geworden.

Howard. Das finde ich ganz natürlich. Du hast mit ganz neuen Ideen dich beschäftigt, und deine Liebe zu mir hat Dem, was ich gesagt, ein vorzügliches Interesse gegeben. Aber ich verlasse mich auf dein Wort. Du gehst unverzüglich und ernstlich an das Werk des Selbstuntersuchens; und du schreibst mir wie immer auch darüber ganz offen.

Conway. Das werde ich thun; verlaß dich darauf. Und nun bitte ich dich, meine vorige Frage wegen deiner Familie zu beantworten. Zuvörderst sage mir, war der von dir beschriebene Glaube auch deines Arthur's Trost in seinen letzten Stunden?

Howard. O ja! und wie ein kräftiger! Einige Monate, nachdem ich die Nachricht von seiner Bekehrung, die du eben durchgelesen, empfangen hatte, schrieb seine Tante mir, daß der letzte ungewöhnlich strenge Winter seine nur zu zarte Constitution gar sehr schiene angegriffen zu haben. Er sei fast immer genöthigt gewesen, sich zu Hause zu halten, und nun, da das Frühjahr schon weit vorgerückt sei, bemerke sie noch immer nicht die Besserung, die doch gewöhnlich durch das mildere Wetter herbeigeführt werde; noch immer schaure er bei jeder kühlen Luft. Der Arzt habe zwar darauf bestanden, daß er aus-

gehen solle, aber er habe sich beim Befolgen dieses Raths schlechter befunden. Meine Schwester wünschte daher, daß ich selbst ihn sehen, auch einen Arzt mitbringen möchte. Diese Nachricht beunruhigte mich gleich so, daß ich mich mit meiner Frau, Emma und dem Doctor auf der Stelle nach Cornwall begab. Wir fanden unsern Arthur allerdings ganz kränklich aussehend, und mit allen Symptomen der Schwindsucht; aber in einer wahrhaft himmlischen Ruhe, die sich in seinen Zügen und seinem ganzen Aeußern ausdrückte, die ihm sonst gar nicht eigen war, wenn er Verwandte und Freunde zum erstenmal wiedersah. Früher pflegte er bei solchen Gelegenheiten sehr aufgeregt zu sein; dagegen hatte er zwar jetzt seine gewohnte Freundlichkeit, übrigens war er stiller als jeder von uns. Seine arme Mutter war am meisten von diesem seinem veränderten Wesen betroffen; und als wir allein waren, verbarg sie nicht ihre schlimmen Ahnungen. „Er ist verloren,“ rief sie mit großem Nachdruck; „sieht er doch schon aus, als gehöre er nicht mehr dieser Welt an. Dieses liebe jugendliche Gesicht hat ja gar keinen Ausdruck von etwas Irdischem mehr! Wie blickte er uns Alle an! Ach, diese Ruhe und Trauer in seinem Blicke — ich verstehe sie nur zu gut.“

Ich empfand dasselbe, fragte aber Emilien: ob sie denn wünschen könne, ihn auf der Erde zurückzuhalten? Sie antwortete nichts. Es war das erstemal, wie du weißt, daß wir an unsern Kindern erfuhren, was es heiße, wenn wir den Tod sich ihnen nähern sehen, und die Natur unterlag eine Zeitlang diesem zerreißenden Gefühle. Als wir am andern Tage wieder zusammen kamen, wußte wohl jeder so ziemlich, was der andere darüber denke, ausgenommen die gute Emma; sie wurde getäuscht, und hielt ihres Bruders Ruhe für ein Zeichen seiner Kraft. Sie liebte den Bruder unbeschreiblich und freute sich, wenn sie nur um ihn sein konnte; und er dagegen fühlte ganz den Werth ihrer freundlichen Theilnahme und ihrer zärtlichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Den Tag nach unsrer Ankunft kam Travers ganz zeitig, seinen Freund zu besuchen. Ich war eben allein mit Arthur, als er eintrat. Er ward blaß, als er mir vorgestellt ward, bemühte sich aber, seine Gemüthsbewegung zu verbergen. Ich errieth sie indeß nur zu gut und zugleich, was er über meinen Sohn urtheile. Er setzte sich zu ihm, und fragte mit der sichtbarsten Theilnahme, wie es gehe?

„Ich eile in die Heimath, lieber Travers!“ antwortete er. Sein

Blick begegnete bei diesen Worten dem meinigen, und auf ein paar Augenblicke überzog sein Gesicht eine Todtenbläße. Ich mußte das Zimmer verlassen, um mir von Oben wieder Stärke zu holen. Ehe ich wieder zu ihm ging, fragte ich unsern Arzt und bat ihn dringend, mir seine wahre Meinung zu sagen. Sie war hoffnungslos; er erklärte es für die Schwindsucht der schnellsten Art, und den Kranken für viel zu schwach, um ihn in ein wärmeres Klima zu bringen.

Ich unternehme es nicht, dir zu schildern, was wir einige Tage hintereinander empfanden. Als Arthur sah, daß ich wußte, wie es stände, so fing er auch an, mit Mutter und Schwester über seine Lage zu sprechen, so wie er merkte, daß sie es zu tragen fähig waren. Mich und Travers blickte er immer mit der größten Innigkeit an, und sprach mit der größten Ruhe und Freudigkeit mit uns über seinen Tod, über seine Aussichten in's künftige Leben und von seiner Zuversicht, daß er erlöset sei. Indeß verließ ihn auch jetzt nicht sein natürlicher Hang, Alles zu prüfen und Schwierigkeiten und Einwürfe überall zu erblicken. Er hielt zwar seine Seele für gerettet, und war sich deutlich der Gründe bewußt, auf denen seine Zuversicht beruhe; aber das war ihm noch nicht klar geworden, in welchem Zustande nun der vom Körper getrennte Geist sich befinden werde. Mit welchem Ernste forscht doch der erleuchtete Mensch und wie sehnt er sich nach Gewißheit über seinen künftigen Zustand, wenn er am Rande der Ewigkeit steht! Travers hielt ihm die freudige Hoffnung, die Paulus darüber uns giebt, vor: „wenn ich außer dem Leibe walle, so werde ich bei dem Herrn daheim sein;“ und es gelang dem Kranken, so wie sich seine Auflösung näherte, sich an dieser Voraussicht immer fester zu halten. „Beim Herrn daheim zu sein“ war für ihn eine so freudige Vorstellung, daß sie allmählich alle düstern Gedanken verscheuchte.

Nach etwa drei Wochen näherte unser lieber Kranke sich sichtlich seinem Ende. In dieser Zeit war seine Unterhaltung so himmlisch gewesen, er hatte seine Leiden mit solcher Geduld ertragen, war so dankbar gegen Alle, die um ihn waren, so freundlich gegen sie, und doch fest gewesen, wenn er ihnen die christliche Wahrheit bekannte, und er war so vorbereitet auf das Kommen seines Herrn, daß auch wir dieser Stunde mit Ergebung harreten, als auf Etwas, das ihn allein zufrieden stellen konnte.

Die eine Nacht hielt ich und Travers ihn für verschlimmert, und wir wachten bei ihm. Er schien sehr zu leiden, war unruhig, holte

tief und schnell und mit Mühe Athem. Er schlief nicht und schien doch uns nicht zu erkennen. Travers setzte sich näher zu ihm, um jede Bewegung und jeden Ausdruck des Unwohlseins, der auf seinem noch immer schönen Gesichte bemerkbar ward, zu beobachten. Dabei brachte er mit unermüdeter Sorgfalt sein Kissen immer wieder in Ordnung, und machte ihm sein Bett, wenn es unbequem geworden war, auf's Neue zurecht. Ich saß auf der andern Seite, um eben Das zu thun, und wir wechselten unsre Blicke voll Kummer und Befürchtung, oder richteten unsre Augen gen Himmel, damit der Herr durch seine Gegenwart dem Kranken die Erquickung gäbe, die wir zu geben nicht vermochten. Zuletzt verfiel er in einen unruhigen Schlummer, der aber allmählig ruhiger ward, und in ordentlichen Schlaf überging, welcher eine Stunde dauerte. Beim Erwachen, da er uns gewahr ward, sah er sehr ernst aus, blickte erst auf Travers, dann auf mich, streckte darauf seine Hände nach uns aus und sagte:

„Meine beiden theuersten Menschen auf Erden!“

Er war einige Augenblicke tief bewegt. Travers konnte vor Rührung anfangs nicht sprechen, dann aber sagte er: „Auf Erden? — ja, aber noch indem Sie bei uns sind, lieben Sie doch einen andern Freund mit einer Liebe, die weit, weit die Liebe zu uns überwiegt, — mit einer Liebe, die unaussprechliche, herrliche Freude erzeugt.“

Arthur's Ausdruck spiegelte nun eine so stille Freude, die ich auszudrücken unfähig bin. Er sagte zu Travers: „Ja, theuerster Travers, bald werden sich meine Augen vor euch hier schließen, um sich dort zu öffnen, für Den, welchen ich noch nicht gesehen, und doch lieb habe, bei Dem zu sein ich mich sehne. Jetzt erblickt der Glaube seine Herrlichkeit, und dieser Blick macht, daß ich gern von Ihnen scheide, um nur bei Ihm zu sein. Gern? ach, mehr als gern! Ich brenne vor Begierde abzuscheiden, um bei Ihm zu sein. Und wenn der Vorhang aufgezogen ist, wenn ich zu Ihm mich nahen, wenn ich Ihn sehen werde...“

Hier konnte er nicht mehr sprechen; aber seine Züge verriethen sein Entzücken, seinen Vorschmack der Seligkeit. Kurz darauf sagte er: „Es fängt ja wohl an Tag zu werden?“

Travers zog den Vorhang auf die Seite. Die Sonne war im Aufgehen. Arthur bat, ihn aufzurichten, damit er sie sehen könne. Er faßte wieder unsere Hände:

„Lassen Sie mich noch, so lange ich hier bin, Ihre Nähe fühlen.“

dabei blickte er anfangs lange auf uns, dann auf die Sonne und zum Himmel, und sagte: „Wie hab' ich dies Licht lieb gehabt!" dann wieder zu uns: „Sie beide werde ich bald in Herrlichkeit wieder sehen; aber, diese Sonne, — wird sie für immer mir untergehen? — doch das thut nichts; gehe ich doch zum Quell des Lichts."

Hierauf bat er seinen Freund, ihm das vierte Kapitel des ersten Briefs Johannis vorzulesen. Er hörte mit unvergleichlicher Ruhe zu. Doch ehe es noch zu Ende war, sagte er: „ich verstehe Sie nicht mehr, lieber Travers, — lieber, lieber Travers! — mein Vater!"

Er war ganz schwach. Wir legten ihn wieder nieder, und er sagte mit ganz leiser Stimme: „Das ist der Tod. Er hat keinen Stachel; Alles ist Friede — Freude."

Dann bekam er einen Ausdruck von Entzückung, und als nahete sich ihm Jemand, sagte er: „Komm, komm!"

Seine Lippen bewegten sich zwar noch; wir vernahmen aber nichts mehr. Nach wenigen tiefen Athemzügen war er zur ewigen Ruhe eingegangen.

Conway. Wie ruhig, wie friedlich!

Howard. Ja wohl war es so.

Conway. Nun, und der arme Travers?

Howard. Der liebe Travers! Er litt schmerzlich. So lange Arthur lebte, schien er nie an sich zu denken. Sein ganzes Streben ging nur dahin, seinem jungen Freunde den Tod willkommen zu machen. Als aber dieser nun heimgegangen war, so sah man erst, wie lieb er ihn gehabt hatte. Zwei Tage lang ließ er sich vor Niemand sehen; dann aber — nie werde ich vergessen, wie er sich benahm; wie gefühlvoll, wie christlich!

Conway. Du sagtest, du hättest mir mehr von ihm zu erzählen. War es Das, was ich eben von dir vernommen?

Howard. Nein, ich meinte dir zu sagen, daß, wenn Gott will, er bald mein Sohn sein wird.

Conway. Wie, Emma's Gatte? das freut mich von ganzem Herzen.

Howard. Ja, ich gebe sie ihm vom Grunde der Seele gern. Und dabei fühle ich auf's innigste, welchen Dank ich Dem schuldig bin, der mich so ohne Aufhören mit Wohlthaten überhäuft. Er giebt mir nun an die Stelle meines abgeschiedenen Arthur's diesen theuern lieben Travers.

Conway. Und Emma ist ohne Zweifel mit ihm völlig eins in Beziehung auf das Christenthum.

Howard. Nie würde Travers sich eine Gattin gewählt haben, bei der dieß nicht wäre. Auch hierbei handelte er mit völliger Consequenz. In Arthur's letzter Krankheit waren sie zu seiner Pflege einander stets zur Seite, und jeder wurde genau mit des andern liebenswürdigen Eigenschaften bekannt. Doch waren sie beide damals zu sehr mit dem geliebten Kranken beschäftigt, als daß sie hätten irgend etwas an einander bemerken können. Travers in allen seinen Gefühlen so männlich und sanft zugleich, und überdieß in einer so eigenthümlichen Stellung, ward von Emma mit Achtung und Vertrauen behandelt; und sie hinwiederum von ihm mit gefühlvoller Zartheit, wodurch sie sich beide gegenseitig lieb werden mußten. Indeß nach Arthur's Tode, als sie sich von einander trennten, blieb es hierbei. Wenige Monate darauf kam Travers in Geschäften nach London. Er hatte früher versprochen, in solchem Falle mein Haus als das seinige anzusehen; und er kam zu uns. Indeß war er noch immer sehr betrübt; wir waren es nicht minder. Wir sprachen von unserm theuern verewigten Arthur, und es entging ihm nicht, wie sehr die ähnlichen Züge der Emma an ihren Bruder erinnern mußten; denn du weißt ja, Conway, wie diese beiden Geschwister sich so ähnlich sahen. So wie sie zu sprechen anfing, waren seine Blicke verwundert auf sie gerichtet.

Einen oder zwei Monate später kam Travers zu einem abermaligen und längeren Besuche. Wir hatten mittlerweile einigermaßen unsere frühere Heiterkeit wieder erlangt. Eben so war Travers weniger niedergeschlagen. Gleichwohl bemerkt' ich, daß er, wenn Emma sprach, sie immer mit einem melancholischen Blick ansah. Eben so fiel mir an Emma auf, daß sie nicht mehr so ruhig als sonst blieb, wenn sie sich von ihm beobachtet glaubte. Und dieß nahm zu, je länger er bei uns war. Er aber schien dessen nicht inne zu werden, bis eines Tages, wo Emma eine so sprechende Aehnlichkeit mit ihrem Bruder hatte, daß es mir selbst auffiel. Sie schien ungewöhnlich nachdenkend und wenig heiter; und als ich sie schärfer beobachtete, bemerkte ich, daß auch Travers dasselbe that. Als sie die Augen aufschlug und seinem Blicke begegnete, ward sie feuerroth und wandte sich mit merklichem Verdrusse abwärts. Ich sah Travers an. Er schien überrascht; sah nochmals Emma an — ward selbst ganz roth und auf

eine kurze Zeit nachdenkend. Den nächsten Tag nahm er Abschied von uns und ließ sich in sechs Monaten nicht wieder bei uns sehen. Die ersten Wochen hindurch schien die arme Emma sehr unglücklich zu sein, und schon machte ich mir Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit; denn ich konnte nicht leugnen, daß ich ihr Arthur's Briefe gezeigt und gegen sie mit einer solchen Bewunderung von Travers gesprochen hatte, welche allerdings auf eine jugendliche Einbildungskraft Eindruck machen konnte. Nach und nach gewann sie jedoch ihre alte liebenswürdige Stimmung wieder; und so wie diese sich einstellte, ließ sie ein starkes Verlangen merken, ihre christliche Erkenntniß zu erweitern. Sie unterhielt sich mit großer Unbefangenheit über religiöse Gegenstände mit mir, und ich sah mit Freuden, welche rasche Fortschritte ihr junges Gemüth in der Erkenntniß des Göttlichen und in der Liebe zu demselben machte. Es war mir daher fast gar nicht recht, als ich vor etwa sechs Wochen einen Brief von meiner Schwester bekam, worin sie mir den baldigen Besuch von Travers ankündigte. Meine Emma war nicht gleichgültig bei dieser Nachricht; und als Travers angekommen war, verrieth sie sich zwar nur durch ein gewaltiges Blaßwerden, allein sie verließ doch das Zimmer, sobald es nur mit Schicklichkeit geschehen konnte.

Noch denselben Abend suchte Travers die Gelegenheit auf, mit mir allein zu sprechen, und bat mich um die Erlaubniß, sich um Emma's Hand bewerben zu dürfen. Ich stand einen Augenblick an, denn ich begriff in der That nicht ganz, weder seine letzte schnelle Abreise, noch die jetzige Eile seiner Erklärung, und bat ihn daher um eine Erläuterung. Denn wenn du Travers kenntest, so würdest du nicht bezweifeln, daß wenn etwas Räthselhaftes in seinem Benehmen vorkommt, dieß stets einen andern Grund haben müsse, als Laune oder Verstimmung.

Conway. Und welche war seine Erklärung?

Howard. Sie war erstaunlich einfach. Er hatte, als er uns verließ, noch keine völlige Gewißheit darüber, ob auch Emma wahrhaft christlich gesinnt sei. Ob ihn nun gleich die sichtliche Bewegung, in die sie gerieth, und der darauf gezeigte Verdruß überzeugt hatte, daß sie einen großen Eindruck auf ihn gemacht habe, so wagte er doch nicht, einen Schritt weiter zu gehen, ehe er nicht obige Ungewißheit gehoben sah.

Conway. Das dünkt mich doch zu weit gegangen, und fast an

Bigotterie gränzend, da er doch wußte, wie Emma erzogen war, und ihre Liebenswürdigkeit kannte.

Howard. Nein, Conway! er hat vollkommen recht gehandelt, und dieser Beweis der Echtheit und Strenge seiner christlichen Grundsätze hat mir ihn noch tausendmal lieber gemacht. In einer so engen Verbindung muß man in diesem Punkte auf's allergenaueste übereinstimmen. Selbst die heilige Schrift befiehlt es; und Erfahrung lehrt, welche unglückliche Folgen aus der Vernachlässigung dieser Pflicht erwachsen können. Travers war zu fromm, und sehnte sich zu sehr, in seiner Lebens- und Herzensgefährtin eine Stütze für alles Gute, wornach er strebte, zu bekommen, als daß er hätte eine solche Verbindung eingehen können, wenn er nicht von dieser Uebereinstimmung versichert gewesen wäre. Hochachtung und Neigung führt zu dem Bestreben, dem Geliebten zu gefallen, aber wo der wahre Glaubensgrund mangelt, da können auch die Wirkungen des Glaubens nicht eintreten. Und wenn gleich christliche Eheleute einander lieben, und einer die liebenswürdigen Eigenschaften des andern gebührend schätzt, so fehlt es doch, wo jenes Princip fehlt, gleichsam an der Seele; und dieser Mangel muß überall schmerzlich empfunden werden.

Conway. Und wie erhielt Travers über Emma jene beruhigende Gewißheit?

Howard. Dieselbe Frage legte ich ihm auch vor; allein er lächelte und lehnte die Beantwortung ab. Er müsse erst Emma's Verzeihung über die Mittel erhalten, die er, um diese Gewißheit zu erhalten, angewendet habe; und ohne ihre Erlaubniß glaube er selbst, mir die Sache nicht mittheilen zu dürfen. Ich überließ ihm, diese Angelegenheiten so gut als er könne, abzumachen; sagte ihm übrigens meine Meinung über Emma's Gesinnungen, und gab ihm meine volle und freudige Einwilligung, sich die Zuneigung meiner Tochter zu gewinnen.

Conway. Aber darf ich denn jetzt nicht wissen, worin seine Mittel und Wege, zu dieser Gewißheit zu kommen, bestanden?

Howard. Travers war ihr bekannter Correspondent und Lehrer geworden.

Conway. Travers! Und wie?

Howard. Nachdem er wieder in Cornwall angekommen war, theilte er, nach manchem Kampfe zwischen seinen Grundsätzen und seinen Absichten auf Emma, sein Geheimniß meiner Schwester mit,

die ihn wie einen Sohn, und die er wie seine Mutter liebt. Sie konnte sich also in die Bedenklichkeiten, die er sich von Seiten des Christenthums machte, hineindenken. Dabei ist sie bis zur Aengstlichkeit redlich, so daß man sich unbedingt auf sie verlassen kann, sobald sie einmal Etwas für recht erkannt hat. Sie entschied demnach auf der Stelle ebenfalls dahin, daß er seiner Neigung für Emma nicht eher Gehör geben dürfe, als bis er sich vergewissert, daß sie wahrhaft im Glauben stehe. Dabei sprach sie aber ihre Vermuthung aus, daß dieß bei Emma der Fall sei, wenn gleich ihr Glaube gegenwärtig erst wie ein Senfkörnlein sei. Sie hatte immer mit Emma einen regelmäßigen Briefwechsel geführt, und zeigte ihm aus ihren neuesten Briefen solche Stellen, die sich auf das Christenthum bezogen. Emma war von Manchem, was ihr Bruder in seiner letzten Krankheit mit ihr gesprochen, tief ergriffen worden, und hatte daher auch dieses in ihren Briefen berührt. Allein dieß war freilich nicht ausreichend; es drückte mehr nur ihre Wünsche aus, seinen letzten Ermahnungen zu folgen, die auf ihre immer größere Erstarkung zur Erfüllung ihrer Pflichten gingen. Travers fand sich in seiner Hoffnung getäuscht; aber meine Schwester machte ihm begreiflich, wie Emma jetzt in einer Lage sei, wo ihr leicht Das, worin sie fehl ginge, bemerklich gemacht werden könne. Travers schien ihre Irrthümer so klar zu erkennen, daß seine Schwester sich erbot, seinen Belehrungen einen Platz in ihren Briefen zu geben, so, als kämen sie von ihr her, und sie entschloß sich, dieß schon in ihrem nächsten Briefe zu thun. Dieß geschah und ward fortgesetzt. Emma antwortete und bestritt die Meinungen — wie sie wähnte — ihrer Tante. Travers ging nun, in seiner Erwiderung so lebendig auf Das, was sie gedacht und empfunden hatte, ein, daß sie überzeugt ward, und wie ich dir bereits sagte, mit großem Verlangen nach tieferer Erkenntniß des Christenthums strebte. Sie wandte sich mit ihren Fragen an mich, theilte dann ihrer Tante die Aenderung ihrer Gesinnungen mit und sagte, wie sie, nächst Gott, diesen glücklichen Wechsel ihr verdanke.

Du kannst denken, welchen Eindruck dieß auf unsern Travers hervorbrachte, und welch' starkes Band der Vereinigung es zwischen ihm und seiner Emma machte. Sie hat nunmehr keinen andern Gedanken, als wie sie sich für den Stand, in den sie treten soll, vollkommen geschickt mache. Wie sticht diese Vorbereitung gegen jene ab, die meine andern Töchter machten, als sie in ähnlicher Lage waren. So

liebenswürdig sie auch waren, und so sehr sie sich nach ihrer Wahl verheiratheten, so mußte man doch das, worin sie die Quelle ihres künftigen Glücks erblickten, in Vergleich mit Emma's Ansicht, für dürftig und elend ansehen. Vielleicht ist das, was ihr an irdischen Gütern künftig zu Theil wird, noch bedeutender als bei ihren Schwestern; aber wie anders sieht sie alles Dieß an! Ich wußte es indeß ehemals ja selbst nicht besser, und fragte nicht nach dem religiösen Standpunkte der Männer, deren Händen ich ihr Glück anvertraute. Emma sucht dagegen sorgfältig Alles auf, was ihre Kenntniß in denjenigen Dingen vermehren kann, in welchen sie im Stande sein möchte, Travers in einem wohlthätigen Plane mit zur Hand zu gehen. Eben so ist ihr Streben dahin gerichtet, ihm die schwierige Grenzlinie finden zu helfen zwischen Nachgiebigkeit gegen die Wünsche weltlich gesinnter Menschen nach Umgang mit ihnen, und der Treue gegen Gottes Gebote.

Aber Freund! es ist 12 Uhr und ich fürchte, ich muß dich verlassen.

Conway. Nun denn, so will ich ein andermal von deinen übrigen Kindern hören, wenn wir wieder beisammen sein können. Ich hoffe übrigens, du wirst sie bald alle so gesinnt sehen, wie deine Emma.

Howard. Nun — und du? wünschest du für deine Person dieß ebenfalls?

Conway. Von Grund der Seele.

Howard. Und willst „suchen, auf daß du findest?“

Conway. Das will ich.

Howard. Höre Conway! Ich habe jeden Abend, wenn meine Familie sich zurückgezogen hat, für mich noch eine Stunde, die ich ganz allein zubringe, oder vielmehr mit Gott. Willst du diese Stunde heut Abend mit mir feiern und da Gottes Gegenwart mit mir suchen?

Conway. Mit dir?

Howard. Ja, Theurer! In so vielen Sachen sind wir von jeher auf's innigste vereinigt gewesen. Warum scheust du dich da vor dieser?

Conway. Vor einer Vereinigung mit dir scheu' ich mich nicht; aber es kommt mir nur so sonderbar vor, daß — — — doch ja! ich will zu dir kommen, es folge daraus, was da wolle.

Howard. So lebe wohl auf kurze Zeit. Die Meinigen werden abermals sagen, daß ich dich für mich allein in Beschlag nehme. Laß uns also zu ihnen gehen.

Jessy Allan,

das lahme Mädchen.

Ich habe oft gewünscht, zu wissen, was die Kinder, welche die Sonntagsschulen besuchen, von all der Mühe denken mögen, welche auf sie verwandt wird. Ich möchte wissen, ob sie sich wohl je die Frage vorlegen: „Warum sind unsere Sonntagsschullehrer so gütig, sich jeden Sonntag Abends bei uns einzufinden? Es mag so kaltes, nasses oder schlechtes Wetter sein, als es will, so kommen sie doch. Was für Vergnügen kann es ihnen gewähren, uns hersagen zu hören, was sie vielleicht schon hundertmal haben hersagen hören? Sie haben von ihrem Besuche nichts als Mühe. Wir werden unterrichtet, aber was ist ihre Belohnung? Und die Damen, welche unsere Schule besuchen, sich zu uns setzen, und so erfreut zu sein scheinen, wenn wir unsere Sache gut machen, und so betrübt, wenn wir nachlässig und unaufmerksam sind, und die so geduldig unsre schlecht gelernten Lectionen anhören, uns mit so viel Sanftmuth tadeln, und mit so viel Güte aufmuntern: warum sind diese so besorgt für uns? Welche Vortheile können ihnen unsre Fortschritte verschaffen, und warum sind sie betrübt, wenn wir nachlässig sind und uns nicht belehren lassen wollen? — Meine lieben Kinder, der Grund ist dieser: Eure Lehrer und Lehrerinnen haben selbst gelernt, daß es nur einen Weg zur Seligkeit giebt. Dieser Weg wird uns in der Bibel offenbart, und wenn ihr ihn nicht kennet, so seid Ihr, wie jung Ihr auch sein möget, auf dem Wege, der zum ewigen Verderben führt. Eure Lehrer haben deßhalb Mitleid mit Euch, und es ist dieses Mitleid, welches sie veranlaßt, Euch ihre Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen. Der höchste Lohn, den sie wünschen, und um den sie Gott bitten, ist, daß

Ihr Euer eignes Seelenheil bedenken, und dem Unterrichte Eure Aufmerksamkeit schenken wollet, der Euch auf den Weg zur ewigen Seligkeit führen wird.

Auf den folgenden Seiten will ich Euch die Geschichte eines Mädchens erzählen, welches seinen Lehrern und Lehrerinnen ihre Mühe auf diese Weise vergolten hatte.

Dieses Mädchen hieß Jessy Allan. Sie war die Tochter einer Wittwe, die in der Nähe der Canongate Gemüse verkaufte. Als Jessy ungefähr 10 oder 12 Jahre alt war, glaubte ihre Mutter, es sei Zeit, daß sie nähen lerne. Ein Paar Jahre zuvor hatte sie zwar bereits ziemlich gut lesen gelernt; aber es zum Theil wieder vergessen, da ihre Mutte sie nie zu Hause lesen ließ. Frau Allan las selbst selten. Ihre Bibel lag auf einem bestäubten Brette, und wurde kaum jemals geöffnet, außer wenn sie vielleicht von dem unerwarteten Tode einer Person hörte, die mit ihr ungefähr in demselben Alter war, oder von einem Ereigniß, welches ihr Gewissen weckte, und ihr zu Gemüthe führte, wie schrecklich es sein würde, wenn sie mit allen ihren Sünden vor den heiligen, allmächtigen Richter treten sollte. Dann pflegte sie die Bibel herunterzulangen, ein Paar Kapitel zu lesen und sich vielleicht einiger Sünden zu enthalten, welche sie zu der Zeit gerade sehr drückten; nach ein Paar Tagen war dieser Eindruck jedoch wieder verwischt; Frau Allan kehrte dann zu ihrem alten, bösen Wandel zurück, und ihre Bibel lag wieder vernachlässigt auf dem Brette. O, hätte sie den Gott gesucht, dessen Worte der Versöhnung und des Friedens sie auf diese Weise von sich stieß, was für eine Veränderung würde sie dann in ihrem Herzen und in ihrer Seele empfunden haben! Sie würde durch ihre eigene Erfahrung erkannt haben, daß er Vergebung, Friede, Freude und Hoffnung geben kann und geben will, statt Furcht, Unwissenheit, böser Leidenschaften, Todesfurcht, Verdruß über ihre Armuth, welche beständig ihr Gemüth erfüllten, und sie elend und unglücklich machten.

Frau Allan war jedoch klug genug in den Dingen dieser Welt, und wußte, daß, wenn Jessy nähen lerne, sie bald im Stande sein werde, etwas zu ihrem Lebensunterhalte beizutragen. Sie beschloß deßhalb, sich an einige Damen zu wenden, welche die Aufsicht über eine Freischule in der Nachbarschaft führten, in der Hoffnung, daß diese Jessy Erlaubniß zum Besuche derselben geben würden. Die Lehrerin sagte ihr, sie solle sich mit dem kleinen Mädchen an einem ge-

wissen Tage, wo die Damen in der Schule zusammenkämen, einfinden. Dieß that dann auch Frau Allan, und erhielt Erlaubniß, das Kind in die Schule zu schicken, da sie sich gern verpflichtete, alle Vorschriften zu beobachten, welche von den Damen genannt wurden, besonders eine, die, wie sie sagten, unerläßlich sei, nämlich, daß Jessy sich pünktlich zu den Stunden einfinden, und dieselben regelmäßig alle Tage besuchen müsse. Als Frau Allan wiederholt versprach, diese Vorschrift zu beobachten, wußte sie sehr wohl, daß sie nicht beabsichtige, ihr Wort zu halten, denn an zweien Tagen in der Woche mußte sie nach dem Garten gehen, wo sie ihr Gemüse einzukaufen pflegte, und an diesen Tagen war Jessy genöthigt, ihre Stelle beim Verkauf zu vertreten. Sie dachte aber bei sich, es würde besser sein, wenn sie die Wahrheit nicht sagte, weil dieß vielleicht Jessy's Aufnahme verhindern könnte; sie könne ihre Tochter ja lehren, Entschuldigungen zu ersinnen und jede Woche viele Lügen vorzubringen, um einen Grund für ihr Ausbleiben anzugeben. Als die Damen auch von der Sonntagsschule sprachen, und von der Wichtigkeit, sich schon früh in der Religion unterrichten zu lassen, seufzte Frau Allan, und richtete ihre Augen zum Himmel empor: „O ja, meine Damen, Sie haben ganz Recht, und Gott wird sie gewiß dafür segnen, daß Sie so vielen armen Kindern Unterricht verschaffen. Ich halte alles Andere sehr unbedeutend für meine Tochter, wenn ich es mit dem Religionsunterrichte vergleiche.“

Als die Damen noch freundlicher mit Frau Allan sprachen, nachdem sie dieß gesagt hatte, ging diese ganz zufrieden mit dem Erfolge ihrer Unterredung hinweg, vergaß aber, daß die ganze Zeit über ein Auge auf sie herabgeblickt habe, das sie nicht täuschen konnte, und daß ihre Lügen und ihre Heuchelei für den Tag des Gerichts in sein Buch niedergeschrieben seien.

Als Jessy in die Schule kam, wußte sie beinahe nichts. Ihr ganzes Leben mit Ausnahme der Zeit, während welcher sie lesen gelernt, hatte sie damit zugebracht, vor ihrer Mutter Thür mit andern müßiggehenden Kindern zu spielen, oder in ihrer Mutter Abwesenheit, deren Stelle beim Gemüseverkauf zu vertreten, oder vielleicht einen Gang für diese zu verrichten, und auf ähnliche Weise. Frau Allan wohnte in einem kleinen niedrigen Hause, welches eine ungedielte Flur hatte, und war sehr unreinlich und unordentlich, so daß Jessy sogar nicht einmal wußte, was es heiße, sich reinlich und sauber zu halten,

und was ihre Seele anbetraf, so dachte sie so wenig daran, als wenn sie gar keine gehabt hätte. Jessy war jedoch gutmüthig und heiter, aber Anfangs, als sie in die Schule kam, sehr unaufmerksam. Nachdem sie die Schule einige Tage besucht hatte, wurde sie bei den übrigen Mädchen sehr beliebt, denn sie war sehr gefällig, und so lebhaft und munter, daß diese nie über irgend etwas, was sie sagte oder that, verdrießlich sein, oder Streit mit ihr anfangen konnten. Die Lehrerin war zwar oft genöthigt, Jessy zu tadeln, mußte sie aber doch lieb haben, weil sie statt mürrisch und verdrießlich auszusehen, wenn sie einen Verweis erhielt, sich sogleich eifrigst zu bessern suchte, obgleich ihre bösen Gewohnheiten und ihr Leichtsinn sie gewöhnlich bald wieder zu Fehlern verleiteten. Auch die Damen, welche die Schule besuchten, bemerkten mit Wohlgefallen ihren Eifer und ihre Lernbegierde, und daß sie, wenn sie mit ihr sprachen, auf alle ihre Worte achtete, als wenn sie wirklich wünschte, diese zu verstehen. Sonntags Abends erlaubte Frau Allan ihrer Tochter, die Schule ziemlich regelmäßig zu besuchen, da sie nichts für sie zu Hause zu thun hatte; und der Lehrer sprach so freundlich, daß Jessy gern hinging, und sich seinen Beifall zu erwerben wünschte. Als der Lehrer dieß bemerkte, munterte er sie auf, und richtete zuweilen seine Worte an sie besonders.

Eines Sonntags Abends, nachdem der Lehrer mit den Kindern von der Pflicht zu beten gesprochen hatte, fügte er hinzu: „Ich hoffe, meine lieben Kinder, Ihr wisset alle, was es heißt, sich Gott im Gebete zu nahen, und Eure Bitten an ihn im Namen Christi zu richten.“

Jessy stand in der Nähe des Lehrers, und dieser sagte zu ihr: „Ich hoffe, Jessy, du bist eins von den Kindern, welche Gott zum Führer ihrer Jugend gewählt haben, und daß du dich ihm als deinen Vater näherst und ihn um Vergebung deiner Sünden im Namen Dessen bittest, der an deiner Statt ihre Strafe getragen hat. Ich hoffe, du hast Christo dein Herz geschenkt und ihn zu deinem Herrn und Heilande erwählt.“

Dabei sah der Lehrer Jessy an, und diese antwortete sogleich: „Ja,“ obgleich sie kaum jemals an's Gebet gedacht hatte, und sogar nicht einmal wußte, was es heiße, Christum zu seinem Heilande erwählen. Dieß offenbarte den wahren Zustand ihres Herzens. Sie wünschte ihrem Lehrer, den Damen und ihrer Lehrerin zu gefallen, weil sie Gefallen daran fand, von ihnen bemerkt und geliebt zu werden; fürch-

tete aber nicht Gottes Mißfallen, wußte seine Liebe und Güte nicht zu würdigen, sondern wagte es, in seiner Gegenwart eine Lüge zu sagen, und obenein über Etwas, was er allein wissen konnte. Dieß war ein Beweis, daß sie in der That nichts von Gott wußte, noch auch das glaubte, was der Lehrer über seine Eigenschaften gesagt hatte; denn, wenn dieß der Fall gewesen wäre, so würde sie bei dem Gedanken, sich auf eine so absichtliche Weise den Zorn des Allerheiligsten auf sich zu ziehen, gezittert haben.

Der Lehrer konnte nicht, wie Gott, in ihr Herz sehen; sondern glaubte, was sie sagte, und sprach sehr freundlich mit ihr.

„Mein liebes Kind," sagte er, „wenn du wirklich dem Erlöser dein Herz in deiner Jugend geschenkt hast, so findest du viele Verheißungen in der heiligen Schrift, welche an dich gerichtet sind, und darfst so fest daran glauben, als wenn Christus selbst vom Himmel herab mit dir gesprochen hätte. Er sagt dir: „Ich liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden mich."

Als der Lehrer im Begriffe war, für diesen Abend zu schließen, fügte er noch hinzu: „Nun, meine lieben, jungen Freunde, trennen wir uns bis zum nächsten Sonntag; giebt es unter Euch solche, welche noch eine Woche vorübergehen lassen wollen, ohne zu dem Heilande zu kommen, der Euch so zärtlich zu sich einladet; er bietet Euch seine Liebe an; er erbietet sich, Euch als ein guter Hirt zu leiten, ja Euch, wie seine Schafe im Busen zu tragen. In diesem Augenblicke ist er hier gegenwärtig, obgleich Ihr ihn nicht sehet; er versichert Euch in seinem Worte, er sei bereit, Euch allen gnädig zu sein, wenn Ihr nur zu ihm kommen wollet. Könnet Ihr Euch weigern, dieß zu thun? Ich hoffe, keines unter Euch hat ein so kaltes, böses Herz, und nun lasset uns ihn bitten, uns anzunehmen, uns zu segnen und zu leiten. Diejenigen, welche zu Jesus kommen wollen, mögen in ihrem Herzen mit mir beten, und die, welche dieß nicht thun wollen, mögen an andre Dinge, vielleicht an den Tag des Gerichts denken, wo der, welcher sie jetzt einladet, zu ihm zu kommen und seine Schafe zu sein, ihr Richter sein, und sie fragen wird, warum sie seinem Rufe nicht gehorcht haben. Dann wird er ihnen ankündigen, daß sie die Folgen ihrer Wahl tragen müssen; und da sie ihn abgewiesen haben, müssen sie für immer seine Gegenwart meiden und auf ewig an dem furchtbaren Orte leben, wo der Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht verlöscht. Und nun Kinder wählt!" Der Lehrer hielt einen Augen-

blick inne, und Jessy sagte bei sich selbst: „Ich will heute noch zu Jesu gehen;“ und als der Lehrer anfing zu beten, betete sie in ihrem Herzen mit ihm: „Herr,“ sagte er, „du bist unter uns gegenwärtig, du siehest und kennest unsere Herzen; Einige unter uns wünschen zu dir zu kommen; wir sind aber so unwissend, daß wir nicht wissen, wie wir es anfangen sollen; wir wünschen, dich besser kennen zu lernen; wir geben uns dir hin; wir glauben deiner Verheißung, daß du Alle annehmen willst, welche zu dir kommen, daß du uns lieben, retten, ein neues Herz geben und durch deinen heiligen Geist auf den rechten Weg leiten willst, wie ein Hirt seine Schafe leitet, und daß du, so lange wir noch so unwissend und unfähig sind, einen Schritt auf dem rechten Wege zu thun, uns aufrecht erhalten und über alle Hindernisse hinwegtragen willst, wie ein Hirt die kleinen schwachen Lämmer in seinem Busen trägt.“

Der Lehrer sagte noch mehr in seinem Gebete; aber dieses war Alles, dessen Jessy sich erinnerte. Vielleicht konnte sie das, was folgte, nicht so gut verstehen. Als er geschlossen hatte, sagte er: „Nun, meine lieben Kinder, Ihr, die Ihr Euch Christo übergeben habt, schwatzet und spielet nicht, wenn Ihr nach Hause gehet, sondern erinnert Euch, was für eine feierliche Handlung Ihr verrichtet habt. Ihr habt den Herrn auch zu Eurem Herrn und Meister erwählt und Euch ihm hingegeben, von jetzt an gehört Ihr nicht mehr Euch, sondern Christo, und müßt ihm in allen Dingen zu gefallen suchen. Er hat geboten, diesen Tag zu heiligen; gehet also still nach Hause, und seid ihm dankbar: ehe Ihr Euch zur Ruhe begebt, suchet wieder den Herrn, der Euch immer nahe ist, und möget Ihr, meine lieben, jungen Freunde, ihn so ganz finden, daß Ihr ihn von ganzer Seele und von ganzem Herzen liebet.“

Die Kinder sangen darauf einen Theil eines Liedes, und begaben sich dann nach Hause. Jessy erinnerte sich Dessen, was der Lehrer gesagt hatte, und obgleich einige Mädchen anfingen, mit ihr zu sprechen, als sie auf die Straße kamen, so antwortete sie ihnen doch nicht, sondern beschleunigte ihre Schritte, und gelangte nach Hause, ohne mit irgend Jemand gesprochen zu haben. Als sie ankam, fand sie ihre Mutter vor der Thür und bei ihr mehrere Nachbarinnen, welche den Tag des Herrn in Müßiggang und mit thörichtem Geschwätz zubrachten, Bemerkungen über die Leute machten, welche aus der Abendkirche kamen, Besuche gemacht hatten, oder spazieren gegangen waren.

„Da kommt Jessy,“ sagte ihre Mutter, die hat gewiß genug Gottesdienst und Predigt für uns Alle.“

„Und sie sieht so ernsthaft aus, wie der Prediger selbst,“ sagte eine Nachbarin, als sie bemerkte, daß Jessy über ihrer Mutter Aeußerung nicht lachte.

„Bist Du wohl, Jessy?“ fragte ihre Mutter.

„O ja, Mutter,“ erwiederte Jessy, und schlüpfte an ihr vorüber in's Haus. Da es jedoch spät zu werden anfing, so folgte ihr Frau Allan sogleich, und fing dann an, über ihre Nachbarinnen zu sprechen, wie diese oder jene an dem Tage gekleidet gewesen sei. Marie Thomson trug einen Shawl, der gewiß nicht weniger als 40 Schillinge gekostet haben kann, und ihre Kleine hatte einen Strohhut auf; ich wundre mich, wo diese Leute das Geld hernehmen!“ und auf diese Weise fuhr sie fort.

Der letzte Rath des Lehrers war noch immer in Jessy's Gedanken. Sie wünschte nieder zu knieen und zu beten; konnte aber nicht, so lang ihre Mutter auf diese Weise schwatzte. Frau Allan ging jedoch bald zu Bette, und als Alles ruhig und still war, erhob Jessy ihre Gedanken zu Christo, betete beinahe in denselben Worten, deren der Lehrer sich bedient hatte, und fiel dann in einen tiefen ruhigen Schlaf.

Ich beabsichtige nicht, viel von Dem zu erzählen, was sich zutrug, während Jessy die Schule besuchte, weil dieß viel Zeit wegnehmen würde, sondern wünsche vielmehr, die Aufmerksamkeit meiner jungen Leser für einige Ereignisse in Anspruch zu nehmen, welche vorfielen, nachdem sie die Schule verlassen hatte, und nicht mehr guten Rath oder Unterricht empfing, noch auch gute Beispiele vor sich hatte. Jessy's Aufführung bewies dann, wie viel Nutzen sie aus den Lehren gezogen hatte, die ihr in der Schule zu Theil geworden waren. Ich will nur erwähnen, daß sie nach dem Abende, den ich beschrieben habe, in jeder Rücksicht sehr schnelle Fortschritte machte. Sie sah ein, daß sie zwar bisher den Damen und dem Lehrer zu gefallen gesucht, Gott aber nicht gekannt, und vergessen habe, daß er nur auf das Herz sähe; jetzt aber fühlte sie lebhaft, daß ihr Herz zum Bösen geneigt sei, und daß sie, wie aufrichtig sie auch immer wünschen mochte, Das zu thun, was sie als recht und Gott wohlgefällig anerkannt hatte, doch beständig sündigte, und keinen Tag, ja keinen halben Tag hinbringen konnte, ohne eine Sünde zu begehen. Diese Erkenntniß ihrer sündigen Natur

machte ihr Christum theuer, als sie es wagte, zu ihm zu kommen, und sich durch sein Blut von ihren Sünden rein waschen zu lassen. Sie war aber noch immer so unwissend, daß sie ihre Sünden zuweilen für so groß hielt, daß sie sich fürchtete, zu Christo zu kommen.

Ehe Jessy in die Schule kam, hatte sie die üble Gewohnheit, beständig zu lügen; und es wurde ihr so schwer, diese sündliche Gewohnheit abzulegen, daß selbst, als sie erkannt hatte, welche Sünde es sei, ihre erste Neigung, wenn sie eines Fehlers beschuldigt wurde, war, ihn zu leugnen, wenn sie ihn auch begangen hatte. Wenn sie dieß gethan hatte, so fürchtete sie sich zu beten, und pflegte Tage lang mit ihrem bösen Gewissen herumzugehen, voll Bangigkeit, Gott werde sie verwerfen, und, wie alle Lügner, mit ewigem Verderben bestrafen. Eine Aeußerung, welche der Lehrer über diesen Gegenstand that, war für Jessy von großem Nutzen, er sagte:

„Wenn junge Christen gesündigt haben, so fürchten sie sich, zu Christo zu beten; aber meine lieben, jungen Freunde, warum denn das? Ihr habt diese Furcht nicht aus der Bibel gelernt; diese sagt vielmehr: „Kehret wieder, ihr abtrünnigen Kinder, sagt der Herr, kehret wieder, und ich will meinen Zorn nicht auf euch fallen lassen; denn ich bin gnädig, sagt der Herr, und will meinen Zorn nicht behalten, erkennet aber das Unrecht, womit ihr wider Gott, euren Herrn gehandelt habt.“ Was hofft Ihr zu gewinnen, wenn Ihr von Christo entfernt bleibet? Hofft Ihr Euch mehr zu heiligen, und dann, wenn Ihr dieß geworden, wieder zu ihm zurückzukehren? Solche Gedanken, wenn Ihr sie habt, lehrt weder die Bibel, noch der Geist der Wahrheit, sondern sie kommen vom Teufel, vom Feinde Eurer Seelen, und nur die Unwissenheit und der Trug Eures eigenen Herzens verleitet Euch, daran zu glauben. Jesus Christus selbst sagt: „Bleibet in mir, und ich in euch. Gleichwie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Wer in mir bleibet, der bringet viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts thun.“ Wenn Ihr von Christo entfernt bleibt, so schneidet Ihr Euch selbst ab von der Quelle Eurer Stärke, ohne welche Ihr nicht mehr Kraft habt, Das zu thun, was Gott wohlgefällig ist, als ein Zweig zu wachsen und Früchte zu tragen, wenn er vom Stamme abgeschnitten ist; und erinnert Euch, welch' ein schreckliches Ende, nach dem Ausspruche des Herrn, Denen bevorsteht, welche nicht in ihm bleiben: „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen,

wie eine Rebe, und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie in's Feuer, und sie muß brennen." Hütet Euch deßhalb, meine jungen Freunde, den Versuchungen des Satans oder Eures eignen, sündigen Herzens Gehör zu geben, wenn sie Euch von Christo fern halten wollen; denn er ist bereit. Euch zu vergeben, er ist Euer Fürsprecher bei dem Vater, Euer Hohepriester, der Eure Namen in seinem Herzen trägt und sich beständig für Euch verwendet. Sein Blut reinigt von allen Sünden, und es giebt keinen andern Weg, durch den Ihr Vergebung erhalten könnet, als durch den Glauben an ihn."

Diese Worte des Lehrers machten einen tiefen Eindruck auf Jessy's Herz; sie fühlte, daß Friede und Freude ihre Seele erfüllte, wenn sie an den Heiland dachte, zu dem sie stets zurückkehren könne, der ihre Sünden mit seinem eignen Blute abwaschen, der ihr Fürsprecher werden, und wenn sie ihr Vertrauen auf ihn setzte, sie von der Gewalt aller ihrer Sünden befreien und in den Stand setzen wolle, zu thun, was ihm wohlgefällig sei. Wenn sie sich jetzt fürchtete, zu beten, so wußte sie, daß ihr eignes böses Herz ihr diese Furcht einflößte, und daß diese, je länger sie es aufhöbe, ihre Sünden zu bekennen und Vergebung zu suchen, nur um so mehr zunehmen und sie immer abgeneigter machen würde, zu beten; dann pflegte sie an den schrecklichen Zustand Derer zu denken, welche von Christo getrennt sind. Diese Gedanken brachten sie oft zu ihrem Heilande, und dadurch wurde sie in den Stand gesetzt, die sündlichen Gewohnheiten zu überwinden, welche, wie sie jetzt wußte, von Gott verabscheut werden. Jessy wachte auch beständig über sich, um nicht zu einer Sünde verleitet zu werden, denn sie hatte von ihrem Lehrer gehört, daß diejenigen nur Heuchler seien, welche zu Christo kämen und ihn bäten, sie von ihren Sünden zu befreien, aber dieselben noch nicht wirklich haßten, oder nicht Alles versuchten, ihnen Widerstand zu leisten. Jessy betete nicht vergebens. Die Lehrerin bemerkte in Kurzem, daß sie sich in Allem, was sie sagte, immer genau an die Wahrheit hielt, und daß in dieser Hinsicht eine große Veränderung mit ihr vorgegangen sei, seitdem sie in die Schule gekommen. Damals hatte sie stets für jedes Vergehen eine Entschuldigung in Bereitschaft und gab bei jeder Gelegenheit Antworten, durch die sie sich in Gunst zu erhalten hoffte, mochten diese nun wahr sein oder nicht; jetzt aber dachte sie nach, ehe sie sprach, und sagte dann die einfache Wahrheit, was auch die Folge davon sein mochte.

Dieß Lob war Jessy sehr angenehm, und veranlaßte sie, dem

Herrn Dank zu sagen, der sie von der Gewalt dieser Sünde befreit habe.

Viele kleine Mädchen werden von ihren Eltern so sorgfältig erzogen und unterrichtet, daß sie solche böse Gewohnheiten nicht annehmen können, wie der armen Jessy gottlose Mutter in ihr aufkommen ließ. Diese Mädchen sollten Gott dankbar sein, daß sie solche Eltern haben, und daran denken, daß, weil man sie stets gelehrt hat, was recht ist, und weil sie ihre guten Eltern immer nur das Rechte haben thun sehen, weit geringere Sünden, welche von ihnen begangen werden, in den Augen des allerheiligsten Gottes sehr groß erscheinen müssen: denn von Dem, der viel empfangen hat, wird auch viel gefordert werden.

Als Jessy ungefähr anderthalb Jahre in der Schule gewesen war, miethete sich ein Mann, Namens Thomas Grey, in einem Hause in der Nachbarschaft ihrer Mutter ein. Dieser war Soldat gewesen, und nachdem er lange genug gedient hatte, um auf ein Gnadengehalt Anspruch zu haben, erhielt er seinen Abschied, und war nun zurückgekehrt, um den Rest seiner Tage in seinem Vaterlande zuzubringen. Seine Frau war todt, und seine beiden Kinder ernährten sich selbst. Er war jedoch noch kein alter Mann, aber von der Sonne gebräunt, und litt zuweilen an Rheumatismus, weil er sehr verschiedenen Klimaten ausgesetzt gewesen war. Da er nun glaubte, er werde immer noch im Stande sein, Etwas durch seine Arbeit zu erwerben, so wünschte er, eine Frau zu finden, die ihm den Haushalt führen könnte. Nach einer sehr kurzen Bekanntschaft schien ihm Jessy's Mutter eine passende Person zu sein, da er bemerkt zu haben glaubte, sie sei thätig und im Stande, sich und ihre Tochter zu ernähren. Frau Allan ließ sich leicht bewegen, Thomas zu heirathen, da sie glaubte, sein Gnadengehalt werde beinahe hinreichen, die Familie zu unterhalten. Sie hoffte auch, er werde im Stande sein, Etwas zu verdienen. Kurz, Frau Allan war so unzufrieden mit ihrer eigenen Lage, daß ihr jede Veränderung willkommen war, indem sie, wie sie meinte, wenigstens nicht schlimmer daran sein könne, als sie bereits sei; und so verheiratheten sich Frau Allan und Thomas Grey ohne alle Ueberlegung, und ohne kaum etwas von einander zu wissen.

Der armen Jessy gefiel diese Veränderung nicht sehr; da ihr aber ihre Mutter sagte, Stiefväter wären nicht gleich Stiefmüttern, sondern stets gütig gegen ihre Kinder, so suchte sie so höflich als möglich gegen ihren neuen Vater zu sein. Einige Monate lang ging Alles ziemlich

gut. Es war jedoch ein Umstand in dem Benehmen ihres Vaters, den die arme Jessy kaum ertragen konnte. Er sprach nämlich nie, ohne schrecklich zu schwören und zu fluchen und den Namen Gottes zu entheiligen. Sie wagte es, ihn bescheiden zu bitten, dieß nicht zu thun, und Anfangs gestand er, sie habe Recht, es sei eine böse Gewohnheit; aber diese Bereitwilligkeit, das Sündliche dieser üblen Gewohnheit anzuerkennen, dauerte nur so lange, als Thomas mit seiner neuen Lage zufrieden war. Als er anfing zu merken, wie die Sachen wirklich standen, daß seine neue Frau eine Müßiggängerin sei, die einen großen Theil ihrer Zeit damit zubrachte, mit ihren Nachbarinnen zu schwatzen, und ihre häuslichen Angelegenheiten in der größten Unordnung ließ, zeigte sich die Heftigkeit seines Temperaments, und wenn er ungeduldig oder zornig wurde, schwur und fluchte er auf eine so entsetzliche Weise, daß die arme Jessy dabei erzitterte, und wenn sie dann auch nur einen bittenden Blick auf ihn richtete, so verwünschte er sie wegen ihres heuchlerischen, weinerlichen Heiligenscheins, und pflegte ihr zu sagen, sie solle lieber wo anders hinsehen, was für eine — — Mutter sie habe. Ich will die abscheulichen Namen nicht wiederholen, welche dieser Mann seiner Frau beilegte, oder die sündliche Weise, auf welche sie ihm entgegnete. Während des letzten halben Jahres, in welchem Jessy die Schule besuchte, wurden diese schändlichen Ausdrücke immer häufiger, und als die Zeit sich näherte, wo ihre Mutter ihr sagte, sie müsse nun anfangen, ihr Brod selbst zu verdienen, wünschte Jessy sehr, einen Dienst als Magd zu erhalten. Dieß gelang ihr jedoch nicht. Die Schullehrerin empfahl sie zweien Damen; aber Jessy's Mutter, die selbst von ihrem Verdienst Vortheil zu ziehen wünschte, machte so unbillige Forderungen, daß keine von beiden Damen ihre Tochter nehmen wollte, und der armen Jessy, die unter jeder Bedingung mit Freuden zu beiden gegangen sein würde, blieb keine andre Aussicht, als in dem höchst unangenehmen elterlichen Hause zu bleiben. Ihre Mutter nahm sie aus der Schule und bemühte sich, ihr Arbeit zu verschaffen, was ihr auch endlich gelang, indem ein Tapezier ihr Beschäftigung gab. Jessy befand sich sehr wohl in dieser Lage. Sie ging früh Morgens zur Arbeit, und kam nur zum Essen nach Hause, so daß sie weniger von dem Elende im elterlichen Hause sah als früher. Wenn sie nach ihrer Tagesarbeit zurückkehrte, war ihr Stiefvater gewöhnlich nicht zu Hause und ihre Mutter pflegte irgendwo nahe bei der Hausthür zu stehen, mit ihren

müßigen Nachbarinnen zu schwatzen, und Jessy konnte unbemerkt in's Haus schlüpfen, wo sie Alles in der größten Unordnung zu finden pflegte, weßhalb sie es denn auch ihr erstes Geschäft sein ließ, aufzuräumen. Dann setzte sie sich mit ihrer Bibel entweder an's Fenster oder auf einen Schemel an den Feuerheerd, wenn kein anderes Licht in der Stube war, um zu lesen, nachzudenken und zu beten, bis sie durch den Eintritt ihrer Mutter unterbrochen wurde. Diese Zeit war der armen Jessy sehr theuer. Zuweilen glaubte sie, so jung sie war, die Wege des Herrn erkennen und unter allen Unannehmlichkeiten ihrer Lage seine Gnade und Barmherzigkeit bemerken zu können. „Es ist freilich wahr," dachte sie dann, „ich habe keine Eltern, die mich, wenn ich von meiner Arbeit zurückkehre, freundlich aufnehmen, ermuntern und wegen meines Fleißes loben, wie einige meiner Mitarbeiterinnen, noch kann ich einen großen Theil meines Verdienstes auf meine Kleidung oder Nahrung verwenden. Es ist meiner Mutter gleichgültig, daß ich unter allen Mädchen im Laden am schlechtesten gekleidet bin, obgleich ich mehr verdiene, als irgend ein anderes Mädchen von meinem Alter; ich sehe aber ein, daß Gott Alles dieses zu meinem Besten gereichen lassen kann. Wenn ich nach Hause komme, und keine Mutter finde, so denke ich daran, daß, wenn dieses Haus auch leer ist, Gott doch gegenwärtig ist, und, wenn auch meine Mutter sich wenig um mich bekümmert, so hat doch mein himmlischer Vater Großes an mir gethan. Er hat mich in eine so niedrige Lage versetzt, daß meine Mutter kein Schulgeld für mich bezahlen konnte, aber das hat sie bewogen, diejenigen um Unterricht für mich anzusprechen, welche das Heil meiner Seele für ihre Hauptsorge hielten. Man hat mich den Weg zur ewigen Seligkeit kennen gelehrt; ich bin bewogen worden, mich Christo zu ergeben; ich habe diese Bibel erhalten, und bin darin so weit unterrichtet, daß ich etwas von Gott, von Christo und meinem eigenen sündigen Zustande weiß. Nichts von alle Dem hätte ich zu Hause kennen lernen können. Wenn ich nun eine gütige Mutter hätte, und mein Aufenthalt im elterlichen Hause angenehm wäre, würde ich dann an Gott denken? Würde ich nicht vielleicht zufrieden und glücklich sein, und ihn vergessen? Aber, wie meine Lage ist, kann ich von Herzen sagen: „Gott ist mein Theil." Wenn ich an diesen einsamen Ort zurückkehre, beschäftige ich mich mit Gott und Christo; er scheint mir gegenwärtig zu sein, und ich spreche mit ihm im Gebet als mit meinem gütigsten, besten, theuersten, ein-

zigen Freunde, ich sage ihm Alles, was ich auf dem Herzen habe, und wenn ich ihn zu hören wünsche, so öffne ich die Bibel, und lese seine eigenen Worte. O, wie süß und lieblich sind diese für meine Seele! Dann fühl' ich mich immer, was sich auch ereignen mag, in seiner Nähe, und kann mitten unter allem Lärm von außen zu ihm sagen: „Du verbirgst mich heimlich bei dir vor Jedermanns Trotz, du verdeckest mich in der Hütte vor den zänkischen Zungen.“

Als der Winter herankam, wurden diese Abendstunden des Friedens und der Einsamkeit allmählig immer mehr verkürzt. Als das Wetter kalt, und es früher Nacht wurde, konnte ihre Mutter nicht mehr auf der Straße bei ihren Nachbarinnen stehen; sie entschädigte sich dafür, indem sie mit Allen, welche zu ihr kamen, um etwas zu kaufen, ein Gespräch anknüpfte. So wurde das Haus im Winter der Sammelplatz aller müßigen Frauen aus der Nachbarschaft. Dieß müßige Geschwätz gab außer der Vernachlässigung der häuslichen Pflichten Veranlassung zu vielem Bösen. Sünder verführen einander, und Jessy's Mutter gab sich nach und nach dem verderblichsten Laster hin, nämlich dem Trunk. Thomas Grey, der sich damit beschäftigte, Sachen für andere Leute wegzutragen, gab sich derselben Sünde hin. Er stand beinahe den ganzen Tag auf der Straße, und wartete auf Beschäftigung; da er jedoch nicht thätig und gewöhnlich etwas betäubt vom Trinken war, so erhielt er nicht viel zu thun, und verdiente nur wenig. Von diesem Wenigen gab er seiner Frau beinahe nichts, sondern verwandte beinahe Alles darauf, seine sündliche Gewohnheit zu befriedigen, indem er seiner Frau sagte, sie werde sein Gnadengehalt erhalten, welches mehr als genug sei, um sie für alle Bequemlichkeiten, welche ihr Haus ihm biete, zu bezahlen. Als er dieß Gnadengehalt zum ersten Male nach seiner Verheirathung mit Frau Allan ausgezahlt erhielt, reichte es nur hin, um die Schulden zu bezahlen, welche darauf gemacht worden waren. Der zweite Termin war jetzt nahe, und die Hausmiethe und viele andere Dinge waren unbezahlt geblieben, indem sie auf diese Hülfsquelle rechneten. Die Leute, welche der Frau Grey geborgt hatten, wußten sehr gut, zu welcher Zeit das Gnadengehalt ausgezahlt wurde, und verlangten Alle ein Paar Tage nach Empfang desselben ihr Geld. Frau Grey bezahlte Alles was sie konnte, fand aber, daß sie nicht genug habe, um die Hälfte ihrer Schulden zu bezahlen. Sie wagte es jedoch nicht, ihrem Manne etwas davon zu sagen, denn Thomas nahm jetzt wenig Anstand, sie zu schlagen,

wenn er zornig war. Sie suchte deßhalb ihre Gläubiger auf alle ersinnliche Weise zum Warten zu bewegen, und trug kein Bedenken, ihnen Versprechungen zu machen, die sie nie erfüllen konnte. Einer Person versprach sie, Jessy solle am Ende jeder Woche ihren Verdienst hergeben, und die arme Jessy bestand darauf, dieß selbst zu thun, bis die Schuld entrichtet sei, obgleich sie bei großer Kälte in keiner wärmern Bekleidung zur Arbeit gehen konnte, als in einem dünnen Shawl, und obgleich ihre Schuhe beinahe zerrissen waren. Als Jessy der Gläubigerin ihrer Mutter den letzten Schilling bezahlt hatte, sagte diese Frau zu ihr: »Mein gutes Mädchen, ich sehe, du bist wirklich ehrlich, und nicht so träge und nachläßig wie deine Mutter; wenn diese aufmerksam gewesen wäre, so hätte sie wissen müssen, daß die Schuld schon seit zwei Wochen bezahlt ist. Ich habe dich dieses thun lassen, ohne etwas zu sagen, weil ich wußte, daß, wenn deine Mutter das Geld einmal hätte, du wenig Nutzen davon haben würdest, und du bedarfst gar sehr eines Shawls, um dich warm zu halten; ich habe deßhalb für deinen letzten Wochenlohn einen alten grauen Mantel gekauft, und wenn du eine Minute warten willst, so will ich mit dir gehen, und dir ein Paar Schuhe anpassen lassen.« Jessy wartete, und dankte Gott, daß er sie nicht verlassen, und jetzt einer fremden Person in's Herz gegeben habe, sich ihrer anzunehmen.

Hierauf ging es immer schlimmer mit Frau Grey. Sie konnte sich nicht leicht Credit verschaffen, und ihr Verdienst nebst dem Jessy's war jetzt das einzige Mittel zum Unterhalt für die Familie. Bei guter Wirthschaft würde dieß vielleicht genügt haben; aber bei Frau Grey's schlechter, und bei ihren bösen Gewohnheiten, gerieth sie bald in wirkliche Armuth, und wünschte deßhalb sehr, auf irgend eine Weise Unterstützung zu erhalten. Um diese Zeit ließ ein wohlthätiger Herr den Armen zu einem sehr niedrigen Preise Steinkohlen verkaufen. Frau Grey machte sich seine Güte sogleich zu Nutze, und befahl eines Tages Jessy, als diese zu ihrem spärlichen Mittagessen gekommen war, von diesen wohlfeilen Kohlen zu holen. Sie wurden nur zu einer bestimmten Stunde verkauft, wo dann viel Gedränge an dem Orte war. Jessy wünschte, bald befriedigt zu werden, da sie wenig Zeit übrig hatte, und blieb deßhalb auf ihrem Platz, bis die Reihe an sie kommen würde. Eine Frau hinter ihr drängte sich hervor, hielt ihren Korb in die Höhe, und bat einen der Arbeiter, die Kohlen schnell hineinzuwerfen, da sie ihr Kind habe allein zu Hause lassen müssen. Der Mann wollte ihr

gern dienen, und warf deßhalb ein Stück in ihren Korb, ein anderes Stück aber verfehlte diesen, weil die Frau ihn nicht geschickt genug hielt, und fiel mit großer Heftigkeit gegen der armen Jessy Bein. Jessy wurde dadurch zu Boden geworfen, und es erhob sich sogleich ein Geschrei. „Des armen Mädchens Bein ist gebrochen! wie schändlich! das kommt davon her, wenn die Leute außer der Reihe bedient werden.“

Der Mann, der das Kohlenstück geworfen hatte, lief zu Jessy, und suchte sie wieder aufzurichten; der Schmerz, den ihr der Wurf verursachte, war jedoch so groß, daß sie nicht stehen konnte und beinahe in Ohnmacht fiel. Einige Leute in ihrer Nähe kannten sie, und als der Mann erfuhr, wo sie wohnte, hob er sie auf und trug sie mit großer Sorgfalt nach Hause. Eine Menge Leute folgte ihm. Da Frau Grey den Lärm auf der Straße hörte, lief sie wie gewöhnlich hinaus. Als sie bemerkte, daß ihre eigene Tochter die Ursache sei, und sah, daß sie bleich und dem Anscheine nach leblos war, schrie sie: „Jessy, meine Jessy, was ist dir begegnet? Wer hat dieß gethan?“ und zwar so laut, daß Jessy dadurch zur Besinnung gebracht wurde, zu stehen versuchte, und sagte: „O Mutter! ruf doch nicht so, es ist nicht so schlimm.“ Mehr konnte sie nicht sagen. Man half ihr in's Haus, nnd legte sie in's Bett. Hier zeigte es sich, daß das Blut am Fuße hinab in ihren Schuh lief, und der Mann, welcher sie nach Hause getragen hatte, erbot sich sogleich, sie zu einem Apotheker in der Nachbarschaft zu bringen, wo die Wunde gehörig verbunden werden sollte, und sowohl jetzt als später alle Unkosten zu bezahlen, bis sie wieder gesund sei. „In der That,“ sagte eine von den Frauen, welche Jessy gefolgt waren, „das müßt Ihr wenigstens thun!“

„Hat der's gethan?“ fragte Frau Grey in einem zornigen Tone.

„Ja wohl,“ erwiederte die erstere, „indem er Kohlen unter die Leute warf. Das ist christliche Liebe.“

Nun brach Frau Grey los, schalt den Mann, und belegte ihn mit Schimpfwörtern, die ihre Wuth ihr eingeben konnte. Die arme Jessy, obschon sie offenbar große Schmerzen empfand, bat doch ihre Mutter, sich zu beruhigen, und versicherte sie, der Mann sei nicht im geringsten schuld an ihrem Unglück; aber Frau Grey wollte nichts anhören, und der Mann, nachdem er sich eine Zeitlang alle Schmähungen ruhig hatte gefallen lassen, fühlte, daß er zornig wurde, und wandte sich deßhalb mit den Worten zu Jessy: „Es thut mir sehr leid, daß dir dieß Unglück begegnet ist; ich habe mich erboten, Alles zu thun, was

ich thun kann, um das Geschehene für meinen Theil wieder gut zu machen, sehe aber, daß ich von keinem Nutzen sein kann unter einem solchen Haufen von —" Hier hielt er inne, um sich nicht durch seinen Zorn zu Schmähungen verleiten zu lassen, schob dann die scheltenden Weiber bei Seite, und verließ das Haus.

Als Jessy's Bein untersucht wurde, fand man, daß die scharfe Kante des Kohlenstücks eine bedeutende Wunde gemacht hatte. Alles Fleisch um die Wunde schien sehr gequetscht zu sein, und war jetzt geschwollen und schwarz. Jede von den anwesenden Frauen empfahl eine andere Art, die Wunde zu behandeln. Die arme Jessy bat, das Bein zu verbinden, und sie dann in Ruhe zu lassen. Sie fühlte sich krank und schwach, hatte viel Schmerzen, und das Geschwätz und Streiten um sie her war ihr sehr unangenehm. Endlich kam man überein, die Wunde mit Zucker und Seife zu bestreichen, bediente sich aber zum Verbande grober, schmutziger Leinwand, wodurch das Uebel ärger wurde. Darauf entfernten sich die Nachbarinnen. Frau Grey ging auch hinaus, um Alles, was vorgefallen war, einer Nachbarin zu erzählen, die nicht anwesend gewesen war. So wurde die arme Jessy endlich in Ruhe gelassen, und ihre Gedanken richteten sich sogleich zu dem Gott, dessen Gegenwart immer vor ihre Seele trat, sobald sie allein gelassen wurde. Wenn sie bisher an Gott gedacht hatte, so war es nur mit Gefühlen der Dankbarkeit geschehen; sie hatte stets zu sich sagen können, Gott ist mein bester Freund, er ist in der That ein Vater der Vaterlosen für mich gewesen; alles Gute, was mir zu Theil geworden ist, habe ich entweder durch seine Diener und um seinetwillen empfangen, oder von meinem Heilande selbst, indem er mich auf den Weg der Gerechtigkeit führte, mir dadurch die Gunst der Menschen verschaffte, und zugleich inneres Glück und Frieden schenkte. Jetzt war die arme Jessy in Verlegenheit; sie dachte an Gott, aber ihr Herz wurde ihr schwer, und sie konnte nur weinen. Hatte Gott sie verlassen? Sie wußte noch nicht, daß die Kinder Gottes lernen müssen, zu allen Zeiten ihr Vertrauen auf ihn zu setzen, sowohl, wenn seine Schickungen ihnen Freude verursachen, als auch, wenn er es für gut hält, sie zu züchtigen und zu prüfen. Jessy's Bibel lag immer in einem kleinen Kasten nahe bei ihrem Bett; sie nahm sie jetzt heraus und öffnete sie, um eine Stelle aufzusuchen, die ihr eingefallen war; aber die Anstrengung, indem sie sich aus dem Bett lehnte, verursachte ihr solche Schmerzen im Bein, das sie eine Zeitlang auf nichts An=

deres ihre Aufmerksamkeit richten konnte. Als die Schmerzen etwas nachließen, fing sie an, in der Bibel zu suchen, und fand nach einiger Zeit endlich die Stelle, welche sie zu finden wünschte. Es war diese: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten nicht auch das Böse annehmen?“ Jessy las die Erzählung von Hiobs Leiden, und wunderte sich, daß sie nicht schon früher daran gedacht habe, dieß Buch zu lesen. Als sie Alles gelesen hatte, was der Herr diesen seinen theuren Diener hatte leiden lassen, lächelte sie beinahe bei dem Gedanken, daß sie einige Minuten zuvor geglaubt, Gott habe sie verlassen, weil er sie mit einem verhältnißmäßig geringen Leiden heimgesucht. Ihr Gemüth wurde ruhig und heiter, und wenn ein Mensch in dieser Stimmung ist, wird es ihm nicht halb so schwer, Schmerzen zu ertragen. Wenn wir sagen können: „Es ist mein Gott, mein Vater, der dieß gesandt hat, um meine Seele zu reinigen, um mich zu näherer Gemeinschaft mit ihm vorzubereiten,“ dann können wir weit leichter die schwersten Leiden ertragen, und sind bereit, die Hand zu lieben und zu küssen, welche uns schlägt und uns zu unserm Besten mit Trübsal heimsucht. Wir wissen, daß der, welcher uns geschlagen hat, uns auch verbinden wird, und daß Alles, was er thut, zu unserm Besten gereicht.

Einige Tage lang mußte Jessy viel leiden von der Art, auf welche ihre Mutter ihre Besorgniß wegen ihrer Wiederherstellung bezeigte. Jedem, der hereinkam, zeigte sie die Wunde der armen Jessy; so wurde der Verband vielmals des Tages abgenommen. Außerdem wurden eine Menge Mittel versucht, so daß Jessy nach Ablauf einer Woche weit ärgere Schmerzen hatte, als Anfangs. Dieß nahm immer mehr zu, bis die Wunde zuletzt sehr schlimm aussah, und Thomas Grey, der während seiner Dienstzeit selbst verwundet gewesen, lange Zeit in einem Hospital zugebracht, und deßhalb wußte, welche Symptome für schlimm angesehen werden, zu einem Arzt ging, und diesen bat, seine Stieftochter zu besuchen. Wäre dieß gleich Anfangs geschehen, so würde Alles wahrscheinlich weit besser abgelaufen sein. Als der Arzt kam, und die Wunde sah, schien er die arme Jessy sehr zu bedauern, und sagte, sie müsse sehr viel leiden; da sie ihm hierauf mit einem Lächeln auf ihrem jetzt bleichen, jungen Gesichte antwortete, sie leide nicht immer sehr viel, wandte er sich mit großer Rührung von ihr ab. Hierauf sah' er sich einen Augenblick in dem Zimmer um, welches sich in großer Unordnung befand, und sagte dann leise

zu Jessy: „Ich glaube, mein liebes Kind, du kannst hier nicht die rechte Pflege erhalten, noch auch ungestörter Ruhe genießen; würdest du etwas dagegen einzuwenden haben, wenn man dich nach dem Hospital brächte?"

„Würde ich dort ungestört sein?" fragte Jessy.

„Gewiß, und man würde Alles thun, um dir Erleichterung zu verschaffen."

„O, wenn es dort ruhig ist, möchte ich gern hingehen," erwiederte Jessy mit Lebhaftigkeit.

Der Arzt wandte sich hierauf zu ihrer Mutter: „Gute Frau," sagte er, „Eure Tochter würde sich im Hospital weit besser befinden, weil man dort viel mehr Aufmerksamkeit auf sie verwenden könnte."

„Im Hospital?" wiederholte Frau Grey; „meine Tochter soll in's Hospital? Nimmermehr! Aufmerksamkeit auf sie verwendet werden? Ich thue ja nichts Anderes, als daß ich sie pflege! Alle meine Freundinnen und Nachbarinnen kommen jeden Tag, um sich nach ihr zu erkundigen und sich die Wunde zeigen zu lassen."

„Aber das, liebe Frau, ist gerade das Allerschlimmste in ihren Umständen," erwiederte der Arzt in einem sanften Tone; „Ihr thut es zwar in einer guten Absicht; aber eure Tochter sollte ganz ruhig gehalten werden, und durchaus Niemanden sehen, außer ihrer Wärterin. Das dürfte hier etwas schwierig sein, da ich bemerkt habe, daß Ihr vor Eurer Thür Sachen zum Verkauf habt, und deßhalb beständig hin und hergehen müßt. Ich glaube deßhalb wirklich, Ihr thätet am besten, wenn Ihr Eurer Tochter erlaubtet, nach einem Ort zu gehen, wo sie gehörige Pflege und Wartung erhalten kann."

Frau Grey schien nicht recht zu wissen, was sie auf diese sanften Vorstellungen erwiedern sollte; eine Nachbarin flüsterte ihr jedoch Etwas zu, worauf sie zu dem Arzte sagte: „Wenn Sie wünschen, daß Jessy nach dem Hospital gehe, weil es Ihnen zu viel Mühe macht, sie hier zu besuchen, so muß ich mich nach einem andern Arzte umsehen; aber in's Hospital soll Jessy nicht."

„O, Mutter, sagte Jessy, wie kannst du so sprechen? Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden, Herr Doctor, daß Sie so gütig sind, mich zu besuchen."

„Ich werde Euch beweisen, liebe Frau," sagte der Doctor, „daß ich diesen Vorschlag nicht gemacht habe, um mir Mühe zu ersparen; wenn Ihr aber fortfahrt, den Verband so oft von der Wunde

abzunehmen, so muß ich Euch im voraus ankündigen, daß Ihr mehr zu verantworten habt, als Ihr zu glauben scheint.“ Hierauf verband er die Wunde auf eine Weise, welche, im Vergleich mit der gewöhnlichen, Jessy nur wenig Schmerzen verursachte, und verließ dann das Haus, nachdem er Frau Grey nochmals eingeschärft hatte, unter keiner Bedingung etwas mit der Wunde vorzunehmen, bis er zurückgekehrt sei.

Als Thomas Grey Abends nach Hause kam, sagte seine Frau bald zu ihm, er habe ihr einen schönen Doctor geschickt, der Mann habe den Vorschlag gemacht, Jessy solle in's Hospital gehen.

„Nun,“ erwiederte Thomas, „dort würde sie sich gewiß weit besser befinden, als hier.“

„Wenn es dein eignes Kind wäre, Thomas, so würdest du das nicht sagen.“

„Wenn ich selbst es wäre,“ erwiederte Thomas mit einem Schwur, so würde ich dasselbe sagen. Bin ich nicht in einem Hospital gewesen? und weiß ich nicht, daß es ein weit besserer Ort ist, um sich heilen zu lassen, als dieser schmutzige Keller, den jeder Karren, welcher vorbeifährt, erschüttert, und den du vom Morgen bis Abend mit schwatzenden Weibern anfüllst?“

„Ich wünsche, Vater, du könntest meine Mutter bewegen, mich gehen zu lassen; ich bin überzeugt, ich würde weit eher wieder hergestellt werden, und dann, Mutter, würdest du dich freuen, daß du mich nicht daran verhindert hast.“

„Du bist also verständig genug, Jessy, nach dem Hospital gehen zu wollen?“ sagte Thomas.

„Ich möchte sehr gern hingehen,“ erwiederte Jessy; „der Doctor sagte mir, es sei dort still und ruhig, und man werde Alles thun, um mir Erleichterung zu verschaffen, und ich bin überzeugt, ich würde dort eher genesen; denn du kannst dir nicht denken, Vater, wie ganz anders ich mich befand, als er heute meine Wunde verband.“

„Dann sollst du gehen, mein Kind!“ sagte Thomas in einem festen Tone, „und zwar noch heute.“

Frau Grey war während dieses Gesprächs zornig geworden, brach nun in lautes Schelten aus und erklärte, keine Gewalt auf Erden solle ihr Kind in's Hospital schleppen.

„Das werden wir sehen,“ sagte Thomas in einem festen Tone.

Jessy suchte sich in's Mittel zu schlagen und Frieden zu stiften; aber ihre Mutter schalt nur um so lauter und heftiger. Endlich sagte Thomas halb leise: „Das ist deine große Liebe zu Jessy, das ist die Art, wie du sie ruhig hältst; obgleich ich das Mädchen erst vor einem Jahre zum ersten Male gesehen habe, und von ganzem Herzen wünsche, ich hätte weder sie, noch ihre Mutter jemals gesehen, so würde ich doch um hundert Pfund keinen solchen Lärmen in ihrer Nähe machen, nachdem der Doctor so viel davon gesprochen hat, sie müsse ruhig gehalten werden."

„Aber," sagte Frau Grey, indem sie etwas leiser sprach, „du willst sie doch in's Hospital schicken, wo man ihr das Bein abnehmen wird, denn ich bin überzeugt, das werden sie thun."

Jessy erschrak, als ihre Mutter das sagte. Das Schelten dauerte fort, und ihr Vater antwortete zuweilen mit Schwüren und Flüchen; aber Jessy, die an solche schreckliche Ausdrücke gewöhnt war, hörte sie nicht. Es war ihr unerträglich, an das, was ihre Mutter gesagt hatte, zu denken; sie konnte jedoch ihre Aufmerksamkeit auf nichts Anderes richten. Man hatte ihr früher schreckliche Geschichten von Operationen erzählt, die in dem Hospitale vorgenommen würden; alle diese fielen ihr jetzt wieder ein; ihr Athem wurde kürzer, und ihr Herz schlug heftiger vor Bangigkeit. Der Doctor hatte ihr zwar einen Schlaftrunk verschrieben, den sie auch eingenommen, aber nun konnte sie nicht schlafen, und die Arznei verursachte ihr nur Unruhe und gab Veranlassung, daß die Bilder, mit welchen ihre Phantasie angefüllt war, ihr in einer noch schrecklichern Gestalt erschienen. Nie hatte die arme Jessy eine traurigere Nacht zugebracht. Gegen Morgen schlummerte sie zwar zuweilen ein, fuhr aber bald wieder aus schrecklichen Träumen auf.

Der Arzt kam am andern Tage früh Morgens. Thomas war zu Hause geblieben, um ihn zu sehen und ihn zu bitten, Jessy Aufnahme in's Hospital zu verschaffen. Als der Arzt Jessy sah und ihren Puls gefühlt hatte, fragte er sie, ob sie geschlafen habe.

„Sehr wenig," erwiederte Jessy.

„Hast du die Arznei eingenommen?"

„Ja, Herr Doctor."

„Dann muß irgend etwas vorgefallen sein, was dich am Schlaf verhindert hat."

Thomas sah seine Frau an, und sagte dann: „der Lärmen, Herr

Doctor, hat sie am Schlaf verhindert; kein Mensch hätte gestern Abend hier einschlafen können.“

„Das geht nicht an,“ sagte der Doctor mit Unwillen: „Euer Kind wird unter solchen Umständen nicht genesen.“

„Es war nicht gerade das Geräusch, was mich vom Schlafen abhielt; aber sagen Sie mir doch, Herr Doctor, wird es nöthig sein, daß man mir das Bein abnimmt?“

Jessy that diese Frage mit Mühe, und konnte die Thränen nicht zurückhalten.

„Habe ich es dir nicht gesagt,“ sagte Thomas zu seiner Frau, „daß das arme Mädchen in seinem schwachen Zustande sich deine Reden zu Gemüthe ziehen würde?“

„Ich habe nur gespaßt, Jessy,“ sagte die Mutter, „du kannst dich darauf verlassen, ich meinte nicht, was ich sagte, wie konntest du an so etwas denken?“

„Das arme Mädchen!“ sagte der Doctor mitleidig; kein Wunder, daß sie nach einer solchen Unvorsichtigkeit keinen Schlaf gehabt hat.“

„Aber, Herr Doctor,“ sagte Jessy, „Sie haben nicht gesagt, daß ich wieder hergestellt werde, ohne —“

„Kann ich denn sagen, Jessy, ob du wieder hergestellt werden wirst oder nicht?“ sagte der Doctor in einem sanften Tone; „dein Leben und deine Gesundheit hängt nicht von mir ab. Alles, was wir thun können, ist, die Mittel anzuwenden, welche zweckmäßig zu sein scheinen; das mußt du ja wissen, mein liebes Mädchen.“

„O ja,“ sagte Jessy, indem sie durch diese Worte, die so ganz verschieden waren von denen, welche sie gewöhnlich hören mußte, gerührt wurde, dann sah sie den Arzt mit einem Ausdruck von Liebe und Ehrfurcht an, und fuhr fort: „Sie brauchen mir nur zu sagen, was ich thun muß, und ich werde mich bemühen, es auszuführen. Wenn aber die Mittel, welche Sie anwenden, fehlschlagen sollten?“

„Wir müssen nicht an das Schlimmste denken,“ unterbrach sie der Arzt; „du weißt, es ist uns geboten, nicht für den andern Tag zu sorgen, glaube mir, mein liebes Mädchen, Gott wird dir jeden Tag so viel Stärke verleihen, als du bedarfst, setze nur Vertrauen auf ihn!“

Dieß sagte der Doctor zu Jessy, während er ihre Wunde verband, und es that ihr beinahe leid, daß er so schnell und leicht mit dem Verbande fertig wurde.

Als der Arzt wegging, begleitete ihn Thomas bis an die Thür; seine Frau that dasselbe. Als sie zurückkamen, sagte Thomas zu Jessy: „Ich werde sogleich eine Portchaise bestellen; halte dich deßhalb bereit, liebes Kind; der Doctor sagt, er will dich noch heute Abend im Hospital besuchen.“

Jessy sah ihre Mutter an, Frau Grey schwieg; sie schien ganz betäubt zu sein, und Jessy hätte gern wissen mögen, was der Doctor zu ihr gesagt habe.

„Du wirst mich doch besuchen, Mutter?“ sagte Jessy, als der Vater hinausgegangen war.

„O ja,“ erwiederte Frau Grey; aber der Doctor sagte, ich dürfe nur zu bestimmten Stunden kommen. Das ist mir eine schöne Sache, eine Mutter von ihrem eigenen Kinde entfernt halten zu wollen!“

Jessy war froh, daß ihre Mutter sich so leicht bewegen ließ, sich von ihr zu trennen, und bat sie, Alles zum Weggehen bereit zu halten. Frau Grey wollte ihre Tochter begleiten, und sie in dem Theile des Hospitals untergebracht sehen, welches für Personen in ihren Umständen bestimmt war. Sie fing deßhalb an, sich möglichst herauszuputzen.

Ehe dieß beendigt werden konnte, wurde ihre Aufmerksamkeit auf ein Geräusch auf der Straße gelenkt. Als sie an die Hausthür ging, traf sie eine Nachbarin, welche ihr sagte: „Es kommt eine Portchaise für Kranke.“

Der armen Jessy sank der Muth, als sie hörte, daß die Portchaise gekommen sei. Ihre Mutter ging an die Thür und kam die Hände ringend zurück.

„O, Jessy,“ rief sie aus, „warum verlangt dich so sehr, deine Mutter zu verlassen! Ich bin überzeugt, wenn du nur den schrecklichen Krankenstuhl siehst, so wirst du nicht fort wollen. Keine Gewalt auf Erden würde mich bewegen können, den Fuß hineinzusetzen.“

Die Männer, welche den Stuhl gebracht hatten, traten jetzt herein und boten ihre Dienste an, um die Kranke hinauszutragen.

„O, Jessy, gehe doch nicht,“ flüsterte ihr die Mutter zu.

„Ich muß jetzt, liebe Mutter, halte mich nicht auf, je schneller es vorüber ist, desto besser.“

Darauf trugen die Männer sie behutsam nach dem Stuhl. Mehrere Leute, welche herumstanden, drückten ihr Mitleid mit dem armen Mädchen aus, und Jessy hörte, wie eine Frau sagte: „Die sieht

schrecklich weiß aus," und eine andere: „Sie wird nie wieder zurückkommen."

Jessy wurde mit weniger Schmerz, als sie befürchtet hatte, in's Hospital getragen, und dann auf das für sie bestimmte Bett gelegt. Alles um sie her war so rein, bequem und ruhig, daß sie sich mit ihrer neuen Lage ausgesöhnt hatte, noch ehe ihre Mutter sie verlassen hatte. Als diese ihr Lebewohl sagen mußte, war sie eine Zeitlang etwas traurig; aber bei der Stille um sie her schien es ihr, als wenn sie allein wäre. Sie fing deßhalb an, ihre Gedanken auf Gott zu richten und sich gegenwärtig zu erhalten, daß er ihr überall nahe sei. Sie erinnerte sich an alles Das, was ihr in den letzten zwei Tagen begegnet war. Die Worte des Arztes fielen ihr wieder ein, und sie suchte in Allem, was ihr noch bevorstehen möchte, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen. Nach einiger Zeit schlummerte sie ein und genoß mehrere Stunden einen ruhigen Schlaf. Beim Erwachen hörte sie Stimmen im Zimmer, zog den Bettvorhang zurück, und sah ihren Arzt und mehrere andere Personen am Bette einer Kranken in ihrer Nähe.

Die Wärterin kam und zog den Vorhang wieder zu, indem sie leise zu ihr sagte: „So lange die Aerzte hier sind, muß sich Jeder ganz ruhig verhalten, sie mögen es nicht gern, wenn die Kranken aus ihrem Bette hervorgucken."

Bald darauf zog der Arzt ihren Bettvorhang bei Seite und sprach freundlich mit ihr; dann rief er einen ältlichen Herrn und sagte zu diesem: „dieß ist das Mädchen, dessen ich gegen sie erwähnte."

Der ältere Arzt kam sogleich, worauf der Verband von Jessy's Wunde abgenommen wurde. Sie sah ihn aufmerksam an, während er das Bein sorgfältig untersuchte. Dann sagte er etwas zu ihrem Arzt in einer Sprache, welche sie nicht verstand, und schüttelte den Kopf. „Wir können mit den Mitteln, welche Sie angewandt haben, noch einige Tage fortfahren," fügte er hinzu; „aber Aufschub, fürchte ich, wird das Uebel nur schlimmer machen."

Damit ging er weg und Jessy's Arzt blieb, um die Wunde wieder zu verbinden. Während er dieß that, fragte er sie, ob sie ein Buch zu ihrer Unterhaltung habe, worauf Jessy ihre Bibel unterm Kopfkissen hervorzog, und antwortete: „Ja, Herr Doctor, dieß hier."
Diese Antwort schien ihm sehr zu gefallen. „Wenn du wirklich das Buch gern magst, Jessy, so wissen wir, wessen Kind du bist, und

was du auch zu leiden haben magst, so wird doch Alles zu deinem Besten gereichen."

Als die Aerzte fort waren, dachte Jessy über das nach, was sie von ihrem Gespräch verstanden hatte, und fühlte sich überzeugt, daß sie eine sehr ungünstige Meinung von ihrem Fall hätten. Die letzten Worte ihres Arztes schienen darauf hinzudeuten, daß ihr noch großes Leiden bevorstände. Sie erinnerte sich dabei der Worte ihrer Mutter am Abend zuvor, konnte aber den Gedanken noch nicht ertragen, daß diese in Erfüllung gehen würden. Sobald die Wärterin wieder an ihr Bett kam, fragte sie diese, ob sie wisse, was die Aerzte von ihrem Fall dächten.

Die Wärterin wurde etwas verlegen, und sagte dann: "Sie scheinen für jetzt keine gute Meinung davon zu haben."

"Aber glauben Sie, daß man mir das Bein abnehmen wird?"

"Das weiß ich nicht; sie haben nicht mit mir darüber gesprochen. Wenn es aber dazu kommen sollte, so weißt du ja, daß schon an Manchem eine solche Operation vollzogen ist, der dann noch sein ganzes Leben lang stark und gesund blieb."

"Aber es muß doch ein furchtbarer Schmerz sein!" rief Jessy aus.

"O nein," erwiederte die Wärterin, "ich habe viele Leute versichern hören, daß sie vor der Operation mehr Schmerzen ausgestanden hätten, als während derselben, und wenn du auch vielleicht zehn Minuten lang solltest etwas leiden müssen, so mußt du nur daran denken, daß dieß die letzten Schmerzen sind, und du dann wieder Ruhe erhältst und schlafen kannst; denn mit deinem Beine mußt du nothwendig beständig viel Schmerzen ausstehen, und kannst gewiß nur wenig schlafen."

"Das ist freilich wahr," erwiederte Jessy.

"Würde es dann nicht besser sein," entgegnete die Wärterin, "eine kurze Zeitlang sehr zu leiden und dann gesund zu werden, als beständig Schmerzen ertragen zu müssen, und seine Kräfte immer mehr abnehmen zu sehen?"

Jessy mußte dieß einräumen, und fühlte sich durch das, was die Wärterin gesagt hatte, sehr getröstet. Während der nächsten zwei oder drei Tage blieb Jessy völlig in demselben Zustande. Die völlige Stille, welche stets um sie her herrschte, beruhigte ihr Gemüth, so daß sie ohne Unterbrechung ihre Bibel lesen, über das Gelesene nachdenken und beten konnte. Die Wärterin, welcher die Dankbarkeit, mit

welcher Jessy alle ihre Aufmerksamkeiten annahm, gefiel, brachte ihr ein Buch und sagte: „Ich sehe, du findest Gefallen am Lesen; dieß ist ein Buch, mit welchem meine Mutter sich zu beschäftigen pflegte, wenn sie nicht in der Bibel las. Ich weiß nicht, was darin steht, denn ich habe mich nie um's Lesen bekümmert, ich habe dieß Buch um ihretwillen aufgehoben, glaube, es dir anvertrauen zu können, und wünsche, daß es dir gefallen möge.“

Jessy dankte der Wärterin herzlich. Das Buch führte den Titel: „Die schottischen Glaubenshelden,“ und keins hätte sich besser eignen können, Jessy zu zerstreuen und sie ihre Schmerzen vergessen zu machen. Sie las diesen Bericht von den Leiden, welche die treuen Diener des Herrn hatten erdulden müssen, mit einem so lebhaften Interesse, daß sie darüber Alles vergaß, wo sie war, ihre Schmerzen, was sie noch zu leiden haben möchte, — kurz, Alles, während sie in Gedanken einem jener Zeugen der Wahrheit folgte, welche den zerstreuten Schafen der Heerde Christi furchtlos das Evangelium predigten, und in einsamen Thälern, unter den Felsen, oder an entlegenen Stellen des Meerufers die Gläubigen versammelten. Sie folgte ihnen in die Höhlen und Wälder, wohin sie vor ihren Verfolgern flohen, in die Gefängnisse, und an den Ort ihrer martervollen Hinrichtung, und ihr junges warmes Herz ließ sie beinahe wünschen, daß auch sie unter Denen gewesen wäre, welche berufen worden, für die Sache des Herrn zu leiden, da sie fand, daß unter den schottischen Glaubenshelden nicht nur Geistliche gewesen waren, welche die Wahrheit predigten, sondern auch Viele, und unter diesen einige jünger als sie selbst, welche für ihren Glauben an Christum Zeugniß abgelegt hatten, indem sie lieber in den Tod gingen, als ihren Herrn und Meister verleugneten. Als es dunkel wurde und sie nicht länger lesen konnte, dachte sie noch immer über diese Märtyrer der Wahrheit nach, und suchte zu entdecken, ob nicht auch sie den Herrn durch ihre Leiden verherrlichen könne. Sie dachte daran, daß die Bibel davon spricht, wie man sowohl den Willen Gottes thun, als sich auch ihm unterwerfen müsse, und betete, daß sie in den Stand gesetzt werden möge, die Bedeutung dieses letzteren Ausdrucks zu verstehen, und glaubte, daß, da den Willen Gottes thun Gehorsam gegen seine Gesetze bedeute, welche wir nicht ohne seinen beständigen Beistand beobachten könnten, so müsse das Ertragen seines Willens so viel heißen, als sich mit Ergebung und ohne Murren Allem zu unterwerfen, was er über uns verhängt

hat, in dem festen Glauben an das, was er selbst erklärt hat, daß er Diejenigen züchtigt, welche er lieb hat; und sie wußte, daß wir auch dieß nicht ohne seinen Beistand thun könnten. Sie betete deßhalb inbrünstig um Gnade, damit sie in den Stand gesetzt werde, den Willen des Herrn, was er auch sein möge, zu ertragen.

Während dieser wenigen Tage hatten viele Aerzte Jessy's Bein mit der größten Aufmerksamkeit besehen, und sie bemerkte, daß Alle schlimm davon zu denken schienen. Sie fühlte selbst, daß die Schmerzen nicht nachgelassen hatten, und daß sich die Entzündung immer weiter verbreitete; dieß theilte sie ihrer Mutter mit, welche sie täglich besuchte.

„Ja, ja," äußerte Frau Grey, „man hat mir gesagt, daß es so kommen würde, ehe du hierher gebracht wurdest."

„Was hat dir der Doctor denn sonst noch gesagt, Mutter?"

„Das darf ich dir nicht sagen, Jessy; es ist mir verboten, und ich habe versprochen, Stillschweigen gegen dich zu beobachten. Mein Mann sagte, es würde nachtheilig für dich sein, wenn ich dir darüber etwas mittheilte; es scheint mir aber, als wenn all' diese feine schöne Aufwartung dir nicht viel geholfen hätte."

Jessy drang nicht in ihre Mutter, das gegebene Wort zu brechen, war aber überzeugt, daß Alles eintreffen werde, was sie befürchtet habe. Jetzt konnte sie jedoch mit einiger Fassung Allem entgegen sehen, was ihr begegnen möchte, weil sie überzeugt war, es werde ihr von ihrem himmlischen Vater gesandt. Sie bat ihn inbrünstig, er wolle sie gnädigst vorbereiten und in Stand setzen, seinen Willen so zu ertragen, daß sie ihn verherrliche, indem er seine Macht beweise, auch die Schwächsten, welche auf ihn ihr Vertrauen setzen, aufrecht zu erhalten.

Am nächsten Vormittag kamen ihr Arzt und der Herr, den er am ersten Tage ihres Aufenthalts im Hospitale herbeigerufen hatte, ihr Bein anzusehen, an ihr Bett. Ihr Arzt sagte einige aufmunternde Worte zu ihr, während er den Verband abnahm. Als der andere Arzt die Wunde gesehen hatte, sagte er: „Ich habe recht, es ist grade so, wie ich es erwartete; Nichts wird die Fortschritte des Uebels aufhalten." Dann fühlte er Jessy's Puls und fügte hinzu: „Sie scheint weniger schwach zu sein, als da sie herkam, das ist gut."

Damit ging er weg. Jessy's Arzt verband die Wunde schweigend und sorgte dafür, daß sie bequem gelegt wurde. Dann setzte er sich

zu ihr an's Bett und sagte mit leiser Stimme: „Du erinnerst dich doch noch des Versprechens, welches du mir bei meinem zweiten Besuche gabst?"

Jessy besann sich einen Augenblick. „Nein, Herr Doctor, aber was es auch gewesen sein mag, ich bin bereit, es zu erfüllen, wenn ich kann."

„Du versprachst mir, Jessy, daß du dich Allem unterwerfen wollest, was ich dir zu deiner Wiederherstellung anrathen würde."

„Das ist das Wenigste, was ich thun kann, Herr Doctor; ich wünsche, ich könnte irgend etwas thun, um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich mich Ihnen für alle Ihre Güte verbunden fühle."

„Nun denn, Jessy, ich will dir die Wahrheit sagen. Von dem ersten Tage an, wo ich diese Wunde sah, glaubte ich, sie könne nicht geheilt werden. Alle Aerzte, welche sie gesehen haben, seitdem du hierher gekommen bist, sind derselben Meinung, und jetzt bleibt nur noch Ein Mittel übrig. Wenn dieß angewandt ist, so sind wir Alle der Meinung, daß du dann ganz gesund und stark werden wirst."

„Ich verstehe Sie, Herr Doctor," sagte Jessy, indem sie sehr blaß wurde, „und bin bereit, mich Allem zu unterziehen, was Sie für angemessen halten mögen."

Der Doctor sah Jessy an. „Verstehst du mich auch gewiß?" fragte er.

„Vollkommen," erwiederte Jessy lächelnd, obgleich sich ihre Augen mit Thränen füllten, „und ich bin Ihnen sehr verbunden für alle Mühe, die Sie sich gegeben, und für die freundliche Art, wie Sie mir dieß mitgetheilt haben. Seitdem ich hierher gekommen bin, habe ich immer gedacht, daß es auf diese Weise endigen könne."

„Deine Mutter brachte es dir zuerst auf eine übereilte Weise bei," sagte der Arzt, „es that mir leid, weil es deine Nerven hätte angreifen, und dich die ganze Sache in einem schrecklicheren Lichte betrachten lassen können, als sie wirklich ist."

„Ja, Herr Doctor, der Gedanke war mir Anfangs sehr schrecklich; aber jetzt hoffe ich im Stande zu sein, Alles zu ertragen, was der Herr mir auch zuschicken mag."

„Gott wird dir Kraft verleihen, Jessy, wenn du nur fest dein Vertrauen auf ihn setzest. Niemand hat jemals vergebens auf seinen Beistand gehofft." Der Arzt blieb dann noch eine Zeitlang in Gedanken versenkt sitzen. Als er aufstand, um wegzugehen, sagte er: „In Fällen, wie der deinige, halten wir es nicht für gut, zu zögern;

doch, ich werde dich morgen früh wieder besuchen. Ich weiß jetzt, daß du bereit bist, wenn es für nöthig gehalten wird."

Damit ging er weg; und als Jessy seinen letzten Tritt hörte, war es ihr, als wenn zugleich alle Kraft sie verließe. Sie sank auf ihr Bett zurück und weinte bitterlich. Alles Schmerzliche trat vor ihre Seele: die schreckliche Operation, ihre lebenslängliche Gebrechlichkeit, daß sie nie im Stande sein würde, nach der Kirche zu gehen, daß sie stets in ihrer Mutter Hause werde bleiben müssen; alle Gedanken an glücklichere Tage, wo sie vielleicht eine Stelle in einer frommen Familie würde haben und den Auftritten von Trunkenheit, Schwören und Verwirrung entrinnen können: alles dieß mußte sie für immer aufgeben. Endlich war es ihr, als rief ihr eine Stimme im Innern zu: "Ist das die Art, wie du dich dem Willen deines Herrn unterwirfst?" Sie wurde ruhig und sagte zu sich: "Setze ich auf solche Weise Vertrauen in seine Verheißung, daß er alle Dinge zu meinem Besten gereichen lassen will?" Sie erinnerte sich, daß Gott in seinem Wort gesagt hat: "Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen!" "Wie muß ich diese Worte verstehen?" dachte Jessy; "darf ich jetzt erwarten, daß Gott mich von dem befreien wird, was ich fürchte? Nein, das würde ein Wunder sein, und Wunder werden gethan, nicht um Gläubige, sondern um Ungläubige zu überzeugen. Gott will mich von der Unruhe befreien, die meine Seele verhindert, ihn zu lieben und ihm zu vertrauen; er will mir beweisen, daß er mich in den Stand setzen kann, Alles zu ertragen, was er mir auferlegt, und ihn dennoch zu lieben, dennoch zu glauben, daß er keine Freude an meiner Trübsal habe, sondern mich zu meinem Besten mit ihr heimsuche. Und während er mich so von aller Bitterkeit der Prüfungen befreit, welche er für mich nothwendig hält, will er mich, indem er mich seine Macht aufrecht zu erhalten und sie alle zu versüßen fühlen läßt, in den Stand setzen, von seiner Gnade und Liebe Zeugniß abzulegen." Als Jessy auf diese Weise denken konnte, wurde ihr Gemüth ruhig, und ein süßer, himmlischer Friede verbreitete sich in ihrem Herzen. Während sie sich in dieser glücklichen Gemüthsstimmung befand, hörte sie jemand an ihr Bett kommen, und da sie glaubte, es sei ihre Mutter, so wandte sie auf einen Augenblick ihr Gesicht ab, um Gott um Stärke zu der Mittheilung zu bitten, welche sie ihr machen mußte. Als sie sich indeß wieder umwandte, stand nicht ihre Mutter, sondern ihre gute Lehrerin, mit einem freund-

lichen, mitleidigen Blicke an ihrem Bett. Jessy wurde gerührt; sie hatte sie nicht gesehen, seitdem ihr das Unglück zugestoßen war.

„O," sagte sie, indem sie in Thränen ausbrach, „ich glaubte, Sie hätten mich vergessen!"

Die Lehrerin konnte sich des Weinens nicht enthalten. „Nein, liebe Jessy, ich habe dasselbe von dir geglaubt; erst gestern hab' ich gehört, was dir zugestoßen ist."

„Und haben Sie Alles gehört?" fragte Jessy; „wissen Sie auch, was mir noch bevorsteht?"

„Ja, liebe Jessy," erwiederte die Lehrerin, indem ihr beim Sprechen die Lippen zitterten, „die Wärterin hat mir Alles erzählt. Ich hoffe, der Herr hat dich besser vorbereitet, es zu ertragen, als ich vorbereitet war, es zu hören."

„Ja, der Herr hat mich auf eine wunderbare Weise in dieser Prüfung mit seinem Willen ausgesöhnt. Sie wissen, wie viel Trübsal ich entgegensehen muß, wenn ich es überlebe, Sie kennen das Haus, in dem ich dann den Rest meines Lebens zubringen muß."

Jessy konnte dieß kaum vor Thränen sagen, und die Lehrerin war nicht im Stande, zu antworten, sondern rückte näher, ergriff ihre Hand und weinte mit ihr. Jessy umarmte ihre gütige Freundin und sagte schluchzend: „O, Madame, Sie werden nach meinem jetzigen Benehmen nicht glauben, daß ich in den Willen Gottes ergeben bin; aber, obgleich mein Herz voll ist, und ich auf diese Weise weinen muß, so fühle ich mich doch glücklich; allein ihr Anblick erinnert mich an so manche Dinge."

„Meine theure Jessy," sagte die Lehrerin, „prophezeihe dir doch nicht selbst Böses; der Herr regiert, alle Herzen sind in seinen Händen, er läßt Denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten gereichen. Wahrlich, Jessy, nach Allem, was er für dich gethan hat, kannst du jetzt wohl dein Vertrauen auf ihn setzen. War dein elterliches Haus besser, als er der Mutter den Gedanken eingab, dich dahin zu bringen, wo er dir mit Belehrung entgegen kommen und dich zu sich führen wollte? Hat er dich nicht seitdem beständig, unter den schlimmsten Verhältnissen in deinem elterlichen Hause, geleitet und gesegnet? und lehrt er dich jetzt nicht, daß du auf ihn, der dir sein Heil nahe gebracht hat, als du nicht an ihn dachtest, dein Vertrauen setzen mußt? Er lehrt dich, daß du nicht in deinem Herzen sagen mußt: Ich will die oder jene Stelle annehmen, wo ich ein gutes Beispiel haben und

auf Gottes Wegen bleiben kann; sondern ich will zu dem Herrn gehen, den ich zu meinem Meister, meinem Führer, meinem Theil erwählet habe, und ich will auf ihn warten, und jede Lage, in welche seine Vorsehung mich versetzen mag, als die beste für mich ansehen."

„Ja, ja, Madame," erwiederte Jessy, „Alles, was Sie sagen, läßt mein Herz fester an ihm hängen; ich will mich nicht vor der Zukunft fürchten."

Hierauf hatte Jessy noch eine lange Unterhaltung mit ihrer Lehrerin, während deren sie dieser gütigen, aufrichtigen Freundin über jeden Gegenstand, der sie beunruhigte, ihr ganzes Herz öffnete und von ihr viel Rath und Trost empfing. Darauf fühlte sie sich ganz beruhigt und brachte, als sie allein war, die meiste Zeit im Gebet zu. Als ihre Mutter kam, war sie im Stande, diese zu trösten, und benutzte diese Gelegenheit, ihr zu Gemüth zu führen, wie nothwendig es ist, daß wir Gott erkennen und ihm dienen, wenn wir hoffen wollen, in Trübsal Trost zu finden, oder auf den Tod vorbereitet zu sein.

Am nächsten Morgen früh wurde Jessy von ihrem Arzt besucht; er fühlte ihren Puls.

„Du befindest dich heute nicht schlimmer, Jessy," sagte er in einem freundlichen Tone.

„Nein, Herr Doctor, Gott sei Dank!" erwiederte Jessy.

„Du erinnerst dich, Jessy, was ich gestern zu dir sagte, nämlich, daß wir nicht zögern, wenn der Patient stark genug ist, nachdem wir einmal eine Operation für nothwendig erkannt haben."

„Ja, Herr Doctor," erwiederte Jessy, indem sie sehr blaß wurde, „und ich hoffe, ich bin bereit."

„Wir denken noch heute daran zu gehen," sagte der Arzt in einem sanften Tone.

„Heute?" wiederholte Jessy; „nun gut, wenn Sie es für's Beste halten."

„Gott wird dir Kraft geben, Jessy, setze nur dein ganzes Vertrauen auf ihn. Ich werde die Wärterin schicken, damit du bereit bist; fürchte dich nicht, es wird nicht lange dauern." Damit verließ sie der Arzt, und Jessy betete inbrünstig um Kraft von oben. Bald darauf kam die Wärterin, und sprach ihr Muth ein. Alle nöthigen Vorbereitungen, um Jessy nach dem Ort zu bringen, wo die Operation vorge-

nommen werden sollte, waren bald gemacht. Der Doctor kam wieder, und fühlte ihren Puls.

„Es wird bald vorbei sein, mein gutes Mädchen, denke nur daran, daß Gott mit dir ist,“ sagte er in einem gütigen Tone.

„Ich hoffe, Sie werden mich operiren, Herr Doctor,“ sagte Jessy.

„Ein viel geschickterer Arzt als ich wird es thun; einer, im Vergleich mit dem ich nur ein Anfänger bin.“

„O, Herr Doctor, ich wollte, Sie thäten es. Wenn mir ein Diener Gottes Schmerzen verursachte, so würde ich eher geneigt sein, zu glauben, daß es die Hand des Herrn ist.“

„Es ist doch immer die Hand des Herrn, Jessy, welches Werkzeuges er sich auch bedienen mag; es ist immer seine gnädige, freundliche Hand, und es ist seine Gnade, welche sogar diese schwere Prüfung so leicht macht, als die größte Geschicklichkeit sie machen kann.“

„Das ist freilich wahr,“ sagte Jessy.

„Ich werde die ganze Zeit über bei dir sein,“ fügte der Arzt freundlich hinzu.

„Welche Güte!“ sagte Jessy leise, als sie von ihrem Bett weggetragen wurde.

Die Wärterin hatte ihr ihren Shawl über den Kopf gelegt, und bat sie, die Vorbereitungen nicht zu sehen, da der Anblick derselben sie nur erschrecken werde; und Jessy befolgte diesen Rath pünktlich.

In weniger als einer Stunde war die Operation beendigt, und Jessy wieder in's Bett gelegt. Sie sagte später, sie habe weniger gelitten, als sie gefürchtet hätte, und die ganze Zeit über ein so lebendiges Bewußtsein von der Gegenwart ihres Herrn und Heilandes gehabt, als wenn der Vorhang weggezogen und sie unter die Zahl der gerechtfertigten Heiligen aufgenommen gewesen wäre.

Einige Tage lang mußte Jessy sich sehr ruhig verhalten; ihre Mutter und ihre Lehrerin besuchten sie; aber sie durfte nur einige Minuten mit ihnen sprechen. Zu der Letztern sagte sie: „Beten Sie für mich, liebe Frau, daß der Herr mir gegenwärtig sein, daß er mich auch ferner aufrecht erhalten und in den Stand setzen möge, mich dabei zu beruhigen, daß Alles zu meinem Besten gereicht.“ Zu ihrer Mutter sagte sie: „der Herr hat mir meine Verheißung erfüllt; ich habe ihn angerufen und er hat mich von aller Furcht befreit und in den Stand gesetzt, mich willig Allem zu unterwerfen, was er für das Beste für mich hielt. „O Mutter,“ fuhr sie fort, „warum

willst du nicht zu Christo kommen? O, wenn du ihn nur kenntest! Denke doch an Alles, was er für uns gethan hat! Laß dich bewegen, auf seine segensreiche Stimme zu hören! Mutter, warum willst du sterben? Du mußt verloren gehen, wenn du ihn verwirfst und dein bisheriges Leben fortsetzest."

Frau Grey weinte, als Jessy dies zu ihr sagte, aber weiter that sie nichts. Sie richtete auch nicht ein Gebet an Gott, und wußte, wenn sie zu Christo kommen wolle, so müsse sie alle ihre Sünden aufgeben, und diese hatte sie lieber, als die Gnade und Liebe ihres Heilandes. Wenn sie zu ihm gebetet hätte, so würde er sie von der Gewalt der Sünde befreit haben; sie wünschte aber nicht, befreit zu werden. O, welche Wahl! eine Wahl für die Ewigkeit! Sünde in dieser Welt, ewiges Wehe in der andern! Wer sollte glauben, daß vernünftige Wesen einer so ungeheuern Thorheit fähig sein könnten, eine solche Wahl zu treffen!

Jessy blieb noch mehrere Wochen nach der Operation in dem Hospital und während dieser Zeit bemerkte sie zu ihrer größten Betrübniß, daß ihre Mutter sich mehr denn zuvor, einem sündhaften Leben hingab. So lange Jessy zu Hause war, hatte sich Frau Grey einigermaßen wegen ihrer Gegenwart Zwang anthun müssen, und auch ihr Haus anziehender gefunden; denn Jessy war gutmüthig, freundlich und heiter, und wenn ihre Mutter bei guter Laune war, so konnte sie zuweilen ihre Sorgen verscheuchen, und ihr den Aufenthalt im Hause angenehm machen; aber jetzt, wo Jessy abwesend war und Frau Grey keinen Gesellschafter in ihrer Einsamkeit hatte, als ihr eigenes böses Gewissen, blieb sie nie einen Augenblick allein, wenn sie nicht mußte, und war deßhalb beständig der Versuchung ausgesetzt. Mehrere Male, ehe Jessy das Hospital verließ, besuchte sie ihre Mutter in einem solchen Zustande der Berauschung, daß sie nicht nur durch den Gedanken an den traurigen Zustand ihrer Mutter tief betrübt wurde, sondern sich auch schämte. Und wenn Jessy jetzt, da sie besser wurde, es wagte, ihrer Mutter, so oft diese nüchtern war, Vorstellungen zu machen, so wurden diese stets sehr übel aufgenommen.

Die arme Jessy wurde sehr betrübt, als die Zeit sich näherte, wo sie nach Hause zurückkehren mußte. Obgleich sie in dem Hospital körperlich viel gelitten hatte, so war doch die Zeit, welche sie daselbst zugebracht, eine Zeit des Friedens, der Ruhe und geistigen Erquickung gewesen. Jetzt entsetzte sie sich bei dem Gedanken an das Schwören,

Fluchen, Trinken, Zanken und den gänzlichen Mangel an Behaglichkeit, welchen sie zu Hause vorfinden würde. Aber sie dachte daran, daß Gott überall gegenwärtig ist, und daß er die Herzen seiner entschiedensten Feinde umwandeln kann. Darum betete sie nun, und indem sie alle ihre Sorgen, nach dem Gebot der heiligen Schrift, auf den Herrn warf, brachte sie die wenigen ruhigen Tage, welche sie noch im Krankenhause bleiben konnte, damit zu, in ihrer theuren Bibel und dem Buche von den schottischen Glaubenshelden zu lesen und gottselige Betrachtungen anzustellen.

Endlich erklärte Jessy's Arzt, sie sei nun völlig wieder hergestellt, und nachdem er ihr noch einigen Rath über die Behandlung des noch immer empfindlichen Gliedes gegeben hatte, nahm er Abschied von ihr, und ersuchte sie dabei, ihn sogleich rufen zu lassen, wenn sie sich im mindesten unwohl befände. Jessy weinte, als sie ihm für alle ihr bewiesene Liebe dankte, und am Nachmittag desselben Tages kam ihre Mutter, um sie abzuholen. Mit dieser kehrte sie dann auf Krücken nach Hause zurück. Beim Eintritt in's Haus fiel ihr die Unordnung und das schmutzige Aussehn in demselben mehr als jemals auf; aber ihre Aufmerksamkeit wurde bald durch den Eintritt mehrerer Nachbarinnen abgezogen, welche wußten, daß ihre Mutter weggegangen war, um sie zu holen, und deßhalb auf ihre Rückkehr gewartet hatten. Nun wurde sie mit Fragen bestürmt: „Ich glaubte, du würdest ein hölzernes Bein bekommen, Jessy; mußt du nun immer auf Krücken gehen? Das wäre schrecklich.“ „Ich darf für's Erste noch keinen Gebrauch machen von meinem hölzernen Bein,“ erwiederte Jessy, „und kann auch ohne Beschwerde auf meinen Krücken gehen.“ „Armes Ding,“ sagte eine andere Nachbarin, „aber nur Muth gefaßt, Jessy, du wirst jetzt eben so gut nähen können als früher, und das ist eine anständigere Art, sein Brod zu verdienen, als in einen Dienst zu gehen.“

Jessy konnte sich kaum enthalten, zu weinen, während die Nachbarinnen sie auf diese Weise zu trösten suchten. „Ich hoffe, der Herr wird mich in den Stand setzen, ihm in der Lage zu dienen, die er für mich bestimmt hat,“ sagte sie zuletzt mit vielem Ernste; „sein Wille muß der beste sein.“ Die Weiber schwiegen, und als Jessy noch Einiges der Art sagte, fiel einer nach der andern ein, daß sie noch Etwas zu thun habe. Sie entfernten sich deßhalb sehr bald. Darauf hatte die arme Jessy Zeit, um sich zu blicken, da ihre Mut-

16*

ter auch bald hinausging. Alles schien schlimmer zu stehen, als zu der Zeit, wo sie das Haus verlassen hatte. Einige Möbel waren verschwunden, und Jessy konnte sich leicht denken, wohin sie gekommen waren. Ihr kleines Bett und ihre Kiste standen noch in dem alten Winkel der unbehaglichen Stube. Jessy that ihre Bibel in die Kiste, und es war ihr wenigstens angenehm, daß sie sich in ihrer Behausung nach Belieben bewegen könne. Sie fing deßhalb an, langsam auf ihren Krücken herumzugehen und Alles ein wenig in Ordnung zu bringen. Ihre Mutter kam bald zurück, und zeigte durch ihr Benehmen nur zu deutlich, in welcher Absicht sie ausgegangen war. Sie sprach viel und laut; was sie aber sagte, war ganz ohne Zusammenhang. Zu einer spätern Stunde kam auch Thomas Grey nach Hause und zwar in keinem bessern Zustande, als seine Frau. Doch, es ist peinlich, Lasterhaftigkeit zu beschreiben, und es kann für Niemanden von Nutzen sein, solche Schilderungen zu lesen. Ich werde deßhalb wenig mehr von Thomas Grey und seiner elenden Frau erzählen, außer in so fern es nöthig ist, Jessy's Benehmen bei einigen Gelegenheiten zu erklären.

Einige Tage nach ihrer Nachhausekunft wurde Jessy von ihrer gütigen Lehrerin nach dem Laden begleitet, wo sie gearbeitet hatte, ehe ihr das Unglück zustieß. Sie hatte diese gebeten, mit ihr zu gehen, weil sie jetzt nicht darauf rechnen konnte, ihre Mutter zu irgend einer Tageszeit nüchtern zu finden, und weil sie fürchtete, sie werde sich vor den Leuten im Laden bloßstellen. Als sie in dem Laden anlangten, erklärte die Lehrerin die Ursache, warum Jessy so lange abwesend gewesen sei, und als der Tapezier sie verschämt sich auf ihre Krücken stützen sah, schien er sie sehr zu bedauern und versicherte ihr, da sie sich stets als eine fleißige Arbeiterin bewiesen, so lange sie bei ihm gewesen, so solle es ihr jetzt nie an Arbeit fehlen, und wenn sie es vorzöge, so könne sie zu Hause arbeiten. Jessy nahm sein Anerbieten mit Dank an, und arbeitete einige Wochen lang zu Hause; sobald sie jedoch ohne Mühe auf einem hölzernen Beine gehen konnte, ging sie wieder regelmäßig wie früher in seine Werkstätte, und die lahme Jessy Allan wurde bald die beste, beliebteste Arbeiterin.

So arbeitete Jessy beinahe zwei Jahre lang in diesem Geschäft, erwarb sich die Zufriedenheit ihres Brodherrn, und wurde von allen Mitarbeiterinnen geachtet. Während dieser Zeit wurden ihre Mutter und ihr Stiefvater immer mehr Sclaven ihres Lasters; Jessy's Erwerb

trug jedoch bedeutend zu ihrem Unterhalt bei. Sie suchten deßhalb mehr aus Habgier und Selbstsucht, als aus Achtung vor ihr, sich ihr gefällig zu beweisen. Jessy war jedoch endlich genöthigt, die Verwaltung ihrer kleinen Kasse selbst zu übernehmen, und dieß zog ihr zuweilen Kälte und Schmähungen zu, zu andern Zeiten suchte man ihr ihren Verdienst durch Schmeicheleien zu entlocken. Aber Jessy hatte unter Gebet über die Sache nachbedacht, und sich überzeugt, sie dürfe ihre Eltern in ihrem Sündenhange nicht unterstützen; sie blieb deßhalb fest, und während sie alles Mögliche that, ihnen wirkliche Unterstützung zu gewähren, so gab sie ihnen doch nicht die Mittel in die Hände, ihre Neigung zum Trunk zu befriedigen. Während Jessy fleißig arbeitete, war sie auch „brünstig im Geist und diente dem Herrn.“ Der Sonntag und das Haus des Herrn wurde ihre Lust. Sie fuhr fort, Sonntags die Abendschule zu besuchen, wo sie zuerst den Herrn lieben und ihm dienen gelernt hatte, bis sie 16 Jahre alt war. Dann rieth ihr der Lehrer, lieber in die Kirche zu gehen, da er sich mit seinen Belehrungen nothwendig vornehmlich an diejenigen wenden müsse, welche noch die ersten Grundlehren des Christenthums zu lernen hätten; sie aber, sagte er, müsse fortschreiten und zu ihrem Glauben Erkenntniß hinzufügen. Jessy befolgte diesen freundlichen Rath, und bemühte sich ernstlich, Nutzen davon zu ziehen.

Frau Grey ging beinahe nie in die Kirche, und hatte nirgends einen Sitz. Jessy zog die Predigten eines Geistlichen denen jedes andern vor; sie miethete sich deßhalb einen Sitz in seiner Kirche. In denselben Stuhl kam auch noch ein anderes junges Mädchen, durch dessen Aeußeres sie sich sehr angezogen fühlte, und die wie Jessy immer allein in die Kirche zu kommen schien. Sie sah sehr kränklich aus, und hörte der Predigt zu, als wenn sie eine Botschaft von Gott wäre. Jessy blieb mit ihr sehr oft in der Zeit zwischen den Predigten in der Kirche, und zuweilen unterhielten sie sich über Das, was sie gehört hatten. So wurden sie allmählig immer vertrauter, und kamen endlich mit Vergnügen und Freundlichkeit zusammen. Doch geschah dieß nur Sonntags; denn obwohl sie miteinander nach Hause gingen, und die Freundin an Jessy's Hause vorbei mußte, so mochte diese sie doch nie auffordern, einzutreten; denn sie schämte sich über Das, was jene würde haben sehen müssen. So blieb es bis zu der Zeit, wo Jessy die Sonntagsschule verließ. Unter vielem Andern, was der Lehrer ihr gesagt, hatte er sich besonders über die Beschaffen-

heit und den Zweck des Abendmahls ausgelassen. Dieses sollte jetzt in der Kirche, welche Jessy besuchte, ausgetheilt werden. Der Stuhl, in welchem sie gewöhnlich saß, gehörte zu denen, welche bei dieser Gelegenheit bei Seite gestellt zu werden pflegten; sie mußte sich deßhalb mit ihrer Freundin einen andern Sitz suchen. Dieß Mal war die Kirche sehr voll, und nachdem Jessy sich mit Mühe einen Platz verschafft hatte, bemerkte sie, daß ihre Freundin Marie Scott keinen für sich finden konnte, und sich deßhalb in ihre Nähe gestellt hatte. Sie winkte ihr zu, und beide saßen und standen abwechselnd während des ersten Theils des Gottesdienstes. Als die Leute anfingen, sich den Tischen zu nähern, wußte Jessy, daß sie nicht bleiben durften, und entfernte sich deßhalb mit ihrer Freundin aus der Kirche.

„O, Jessy," sagte Marie, „scheint es dir nicht hart, daß wir die Kirche verlassen müssen, wenn der Prediger von der Kanzel herunter kommt, um das Abendmahl auszutheilen?"

„Ja wohl," erwiederte Jessy; „aber ich dachte so eben, als wir herausgingen, es solle das letzte Mal sein, daß ich mich entfernen müsse."

„Wie, Jessy, willst du schon so bald daran Theil nehmen? Es muß sehr gut mit dir stehen, wenn du dieses wagst."

„Wagst?" wiederholte Jessy; „hat uns der Herr nicht selbst geboten, dieß zu seinem Gedächtniß zu thun? Ich glaube, es ist viel gewagter, wegzubleiben, nachdem er uns so deutlich seinen Willen erklärt hat."

„Aber, liebe Jessy, dieß Gebot ist den ächten Jüngern Christi gegeben. Als der Prediger heute die Unwürdigen vom Abendmahlstisch ausschloß, dachte ich bei mir selbst: wird irgend Jemand es wagen, heranzutreten?"

„Das ist sonderbar," erwiederte Jessy; „denn ich fühlte in jenem Augenblick mehr als sonst Das, was der Herr für meine Seele gethan hat. Erinnerst du dich nicht, Marie, als er von Denen sprach, die eingeladen seien, am Mahle des Herrn Theil zu nehmen, sagte er: Christus sei ihre ganze Hoffnung, ihnen sei er köstlich, auf seinen Tod allein blickten sie als auf eine Versöhnung ihrer Sünden; sie glaubten nicht, daß ihre Reue Thränen, Trauer ihre Sünden wegwaschen könne, sondern daß sein köstliches Blut dieß thun werde; sie seien deßhalb zu ihm gekommen und kämen noch immer zu ihm, damit sie durch die reinigende Kraft dieses Blutes Vergebung erhalten, ihre

Schuld ausgetilgt, und die Furcht vor Gottes Mißfallen verscheucht werden möchte; sie wünschten von ganzem Herzen, heilig zu sein; wüßten aber, daß sie sich selbst nicht heilig machen könnten, und deßhalb wäre Christus ihnen so theuer, weil sie aus seiner Fülle Gnade, Leben und Kraft empfangen müßten. So sei Christus in jeder Beziehung für die gläubige Seele köstlich. Und erinnerst du dich nicht, Marie, was der Prediger darauf sagte? „Wenn Einer von Euch, die Ihr mich höret, sagen kann, daß Christus ihm wirklich köstlich ist, daß er auf ihn sein Vertrauen setzt, von ihm allein seine Beseligung erwartet, sich bei dem Glauben beruhigt, daß Christi Blut von allen Sünden reinigt, alle Schuld abwäscht, und mit Gott versöhnt, — wenn der Tod Christi auf diese Weise die einzige Hoffnung und Zuversicht Eurer Seele ist, dann habt Ihr im Glauben schon Theil an der Wirklichkeit. So kommet denn, und empfanget die Zeichen, welche der Herr eingesetzt hat, Euren Glauben zu befestigen, und Euch an seine Liebe bis zum Tode zu erinnern.“ Kannst du nicht auch, Marie, von Herzensgrunde sagen, daß Christus für dich köstlich ist?“

„Ja, Jessy, zuweilen wenigstens glaube ich, es sagen zu können; aber du hast erwähnt, was der Prediger zuletzt sagte, erinnerst du dich auch, wie er anfing?“

„Ja,“ erwiederte Jessy, „aber da wandte er sich an die, welche sich für würdige Communikanten halten, während ihr Herz noch an den Dingen dieser Welt hängt? die da wünschen, durch Christum von den ewigen Höllenstrafen befreit zu werden, aber ihn doch nicht als ihren Retter von der Sünde zu schätzen wissen.“

„O,“ fügte Marie hinzu, die von einer trübsinnigen, furchtsamen Gemüthsart war, „es war schrecklich, was er von ihrem Zustande sagte.“

„Ja wohl,“ erwiederte Jessy; „aber ich bin überzeugt, Marie, du wünschest von der Gewalt der Sünde erlöst zu werden.“

„Ich glaube, ich kann mich deßhalb auf den berufen, der Herzen und Nieren prüft,“ antwortete Marie.

„Warum willst du denn also jene schrecklichen Worte auf dich anwenden, Marie?“

„Ich fürchte, mich selbst zu täuschen, Jessy, du weißt, unsre Herzen sind über Alles betrüglich.“

„Aber du weißt,“ sagte Jessy, „wir müßten mit dem Prediger sprechen, ehe wir zugelassen werden, und er wird uns examiniren und bei unserer Selbstprüfung Beistand leisten.“

„Marie schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht. Darauf kehrten sie in die Kirche zurück.

Später hatten Jessy und Marie noch viele Unterredungen über das heilige Abendmahl, und einige Wochen vorher, ehe es wieder in ihrer Kirche ausgetheilt wurde, hatte Jessy ihre Freundin bewogen, mit ihr zu dem Geistlichen zu gehen, und diesen zu bitten, sie zuzulassen. Er verabredete mit ihnen, daß sie mehrere Male zu ihm kommen sollten, wo er dann mit ihnen sprach und betete, und sie durch die Versicherung ermuthigte, er glaube zuversichtlich, daß sie Schafe aus Christi Heerde seien, welche an der Beobachtung seines letzten Gebots Theil nehmen müßten.

Nach dieser feierlichen aber freudigen Zeit wurden Jessy und Marie immer enger mit einander verbunden. Jessy erfuhr, Mariens Eltern seien Bergschotten, und besuchten regelmäßig die gälische Kirche. Marie, die als Kind nach Edinburg gekommen war, um bei ihrer Tante zu leben, verstand kein gälisch, und hatte dieselbe Kirche mit Jessy gewählt, weil auch sie den Prediger allen übrigen vorzog. Da sie zu schwächlich war, um in Dienste gehen zu können, so ernährte sie sich durch Näharbeit.

Ungefähr ein Jahr nach dieser Zeit zog sich Jessy eine bedeutende Erkältung zu, und da es ihr kaum möglich war, ihre Arbeit in ihrer Mutter dunklem, verwirrten Hause recht zu machen, so ging sie zu bald aus, um in dem Laden des Tapeziers zu arbeiten. Dadurch erkältete sie sich von Neuem, und wurde so krank, daß sie das Bett hüten und ihren gütigen Arzt rufen lassen mußte, der auch sogleich kam, und sie regelmäßig besuchte, bis sie wieder im Stande war, auszugehen. Bei ihrer Wiederherstellung bat er sie, sich ja recht in Acht zu nehmen, und besonders vor jeder Erkältung zu hüten. Aber das war nicht so leicht, denn es war jetzt Winter, und wenn der kurze Tag zu Ende ging, blieb die Hausthür beständig offen, und Jessy war empfindlicher gegen die Kälte, als sie je zuvor gewesen. Während sie das Bett hatte hüten müssen, und außer Stand gewesen war, zu arbeiten, hatte ihre schlechte Mutter einen Theil ihrer Kleider versetzt, und dieß hatte sie gethan, obgleich Jessy's Brodherr, welcher den Character ihrer Eltern kannte, ihr am Ende jeder Woche regelmäßig die Hälfte ihres gewöhnlichen Lohnes geschickt hatte. Frau Grey hatte dieß Geld erhalten, äußerte aber, ein Kranker bedürfe immer mehr als ein Gesunder. Jessy fühlte sich sehr gekränkt, als sie dieß erfuhr,

und war genöthigt, in einer weniger warmen Kleidung auszugehen, als ihr Gesundheitszustand erforderte. Sie fühlte sich deßhalb bald wieder unwohl, kämpfte jedoch gegen ihre Schwäche und Mattigkeit an, und fuhr fort zur Arbeit zu gehen, bis sie so krank wurde, daß sie wieder einige Tage lang das Bett hüten mußte. Sobald es ihr jedoch möglich war, ging sie wieder zur Arbeit. Auf diese Weise verstrich der Winter, indem sie zuweilen mehrere Tage ohne Arbeit zubringen mußte, oder zu andern Zeiten genöthigt war, zu Hause zu arbeiten. Während ihrer Kränklichkeit wurde ihre Mutter mit jedem Tage unfreundlicher gegen sie, machte ihr, wenn sie in übler Laune war, Vorwürfe darüber, daß sie ihr eine Last sei, und sagte ihr vorher, sie würde bald ganz außer Stande sein, irgend Etwas zu verdienen; dann müsse sie in's Armenhaus, denn sie könne sie nicht ernähren. Die arme Jessy warf alle ihre Sorgen auf den Herrn, und betete inbrünstig zu ihm, sie zu lehren, was sie thun solle. Sie glaubte, wenn sie sich eine kleine Stube verschaffen, sich warm halten und in Acht nehmen könne, so würde sie vielleicht stärker werden. Dort könne sie vielleicht auch Arbeit in's Haus nehmen, wenn sie nicht im Stande sei, auszugehen. Auf diese Weise glaubte sie sich ernähren zu können, wenn sie nicht kränker würde. Jessy dachte hierüber nach, trug auch ihre Gedanken Gott im Gebet vor, und ging dann zu ihrer gütigen, treuen Freundin, der Lehrerin. Bei dieser Gelegenheit war sie genöthigt, mehr von Dem zu erzählen, was sie von den sündhaften Auftritten in ihrem elterlichen Hause erdulden müsse, als sie je zuvor irgend Jemand mitgetheilt hatte. Dieß that sie unter Thränen und mit tiefer Schaam. Als die Lehrerin Alles angehört hatte, rieth sie ihr, einen Ort, wo ein so gottloses Leben geführt werde, und sie sich so lange vergebens bemüht habe, nützlich zu sein, zu verlassen, und ihre Zukunft Gott anheimzustellen, der sich bis dahin so gnädig gegen sie bewiesen habe. Die Lehrerin erbot sich hierauf, ihr bei der Aufsuchung eines Zimmers behülflich zu sein. Jessy wußte, daß ein sehr kleines in dem Hause, wo ihre Freundin Marie Scott wohnte, eine Stiege höher, zu haben sei, und bat deßhalb die Lehrerin, diese Stube anzusehen, und für sie zu miethen. Dann ging sie mit einem leichteren Herzen zu dem Tapezier, um sich Arbeit zu holen, da sie es nicht wagen durfte, in dessen Werkstätte zu bleiben, und sich Abends der kalten, feuchten Nachtluft auszusetzen.

Als sie nach Hause kam, saß ihre Mutter mit einer Pfeife im

Munde dicht am Feuer, und die Stube war mit Rauch angefüllt. Jessy ließ die Thür ein wenig offen, um ihn herausziehen zu lassen.

„Warum läßt du die Thür offen?" fragte die Mutter in einem scheltenden Tone.

„Des Rauchs wegen, liebe Mutter, ich kann meine feine, reine Arbeit nicht herausnehmen, bis er sich ein wenig verzogen hat."

„Arbeit, Arbeit!" entgegnete die Mutter, „du machst mit deiner Arbeit so viel Lärmen, als wenn du die ganze Familie erhieltest. Einmal muß die Thür deines Hustens wegen nicht offen bleiben, und ein andermal muß sie deiner Arbeit wegen nicht zugemacht werden. Mache sie sogleich wieder zu, und such dir eine andere Wohnung, wenn du so viel Lärm machen willst, und am Ende doch nichts thust!"

Jessy's Herz war voll, und sie konnte eine Zeitlang nicht sprechen. Dann sagte sie: „Mutter ich habe schon daran gedacht, das zu thun, was du erwähntest; ich habe gedacht, wenn ich eine andere Wohnung hätte, so würde ich mich wohl ernähren können. Jedenfalls will ich dir nicht länger zur Last fallen; ich hoffe, der Herr wird für mich sorgen."

„O, fang nur an zu predigen, das verstehst du ja, es hat dir schon viel geholfen," sagte ihre Mutter geringschätzig.

„Ich werde mir eine Stube miethen und mich zu ernähren suchen," sagte Jessy in einem festeren Tone, „und was der Herr gut für mich hält, das wird er mir zusenden. Ich habe Ursach zu sagen, daß seine Erkenntniß mir schon sehr heilsam gewesen ist, und jetzt will ich mein Vertrauen auf jeden irdischen Beistand aufgeben, und auf ihn allein bauen."

Frau Grey sah Jessy an, und sagte: „Was soll das Alles heißen, Jessy? Was meinst du damit?"

„Ich meine, Mutter, was ich gesagt habe: ich kann hier nicht arbeiten. Du weißt, ich habe schon mehrere Sachen so sehr beschmutzt, daß ich mich schämte, sie abzuliefern; ich kann nicht erwarten, daß man mir dieß immer hingehen lassen wird, ohne mich, wie die andern Arbeiterinnen dafür verantwortlich zu machen. Meine Gesundheit und meine Kräfte nehmen immer mehr ab, so daß ich nicht nach der Werkstätte gehen kann. Du hast mir gesagt, ich dürfe nicht darauf rechnen, von dir erhalten zu werden, ich will deshalb versuchen, was ich selbst für mich thun kann, und meine Zukunft Gott anheim stellen."

„Das ist wirklich eine schöne Geschichte," sagte Frau Grey, welche

nicht glaubte, daß es ihrer Tochter Ernst sei; diese versicherte sie jedoch, daß dem wirklich so wäre, und erklärte, es würde ihr lieb sein, wenn die Mutter ihre Einwilligung dazu geben wolle.

„Meine Einwilligung? Du kannst thun, was du willst," erwiederte die Mutter. „Wir wollen sehen, ob wir wieder davon Etwas zu hören bekommen werden; du sollst nicht sagen, du seiest zu Hause geblieben, weil ich meine Einwilligung nicht geben wollte."

Einige Tage darauf bezog Jessy die gemiethete Stube. Ein kleines Bett, zu dessen Ankauf die Lehrerin Jessy Geld geliehen hatte, und einige andre nothwendige Gegenstände wurden hineingethan. Am Sonnabend erhielt sie ihren Lohn, und Arbeit für die nächste Woche. Dann ging sie zu ihrer Mutter, gab dieser die Hälfte des Geldes, und wünschte ihr eine gute Nacht. Nachdem sie ihr versprochen hatte, sie am nächsten Tage zu besuchen, nahm sie ihr kleines Bündel Kleider, und langte in ihrer Wohnung an, ehe ihre Mutter sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatte.

Marie Scott hatte sich bemüht, dieß kleine Zimmer so angenehm und freundlich als möglich zu machen. Es war frisch geweißt, der Fußboden gescheuert, und ein gutes Feuer gab ihm ein freundliches Ansehen. Das ganze Ameublement bestand freilich nur in einem Bette, einem kleinen Tische, einem Schemel und einigen andern Gegenständen; aber Alles war rein und in Ordnung, und Jessy schien sich sehr über ihre neue Wohnung zu freuen. Sie hatte mit Marie eine angenehme Unterhaltung, und beide lasen, ehe sie sich trennten, einen Abschnitt aus der heiligen Schrift. Als Marie weggegangen war, mußte die arme Jessy an ihre Mutter denken, und dieser Gedanke betrübte sie sehr. Sie war indeß überzeugt, daß ihre Trennung von jener ihre letzte, einzige Auskunft sei. Nachdem sie ihr Herz vor Gott im Gebete ausgeschüttet hatte, begab sie sich zur Ruhe.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und ein gesegneter, friedlicher Sonntag für Jessy. Sie und Marie gingen zusammen nach der Kirche, und als der öffentliche Gottesdienst vorüber war, konnten sie die Stunden der Einsamkeit ungestört mit der Erfüllung der Pflichten dieses heiligen Tages hinbringen.

Am Montag Morgen früh setzte sich Jessy, nachdem sie Gott um seinen Segen und seine Gegenwart gebeten und einen Abschnitt in der heiligen Schrift gelesen hatte, an die Arbeit. Das Zimmer hatte ein gutes Fenster, welches nach Osten lag, und da ihre Stube im obern

Theile des Hauses war, so konnte man von diesem Fenster aus die meisten Häuser nach Arthurs Sitz und den Salisbury-Felsen zu übersehen. Es machte Jessy Vergnügen, nach diesen steilen Felsen hinüber zu schauen, da sie von der hellen Morgensonne beschienen wurden. Zugleich schien die Sonne auch freundlich in ihr kleines Zimmer, und ihr Herz erhob sich in Dankbarkeit zu dem gütigen Wesen, welches die Sonne erschaffen hat und deren erfreuende Strahlen auch zu ihr sandte.

Marie fand sich früh bei Jessy ein, und brachte ihren Schemel und ihre Arbeit mit. So saßen sie und arbeiteten mit einander, während die Bibel aufgeschlagen vor ihnen lag, damit sie von Zeit zu Zeit einige Verse lesen und sich darüber unterhalten könnten.

Am Mittage besuchte Jessy ihre Mutter. Auf dem Wege zu ihr bat sie Gott, das Herz derselben zu lenken, damit sie freundlich von ihr aufgenommen werde; denn sie fürchtete sich vor ihrer Unfreundlichkeit. Frau Grey war in ziemlich guter Laune, und versprach Jessy, sie in ihrem neuen, schönen Hause, wie sie es nannte, zu besuchen; fügte aber hinzu: „denke daran, Jessy, dieß ist dein eigner Einfall, und wenn er dich in's Verderben führt, so darfst du nicht auf meine Hülfe rechnen.

Am Ende dieses Tages hatte Jessy noch einmal so viel gearbeitet, als sie im Hause ihrer Mutter arbeiten konnte, und so fuhr sie die ganze Woche hindurch fort, so daß sie am Ende derselben im Stande war, einen Theil ihrer Schuld an ihre gütige Freundin zu entrichten. Auch mit ihrer Gesundheit schien es weit besser zu stehen. Jessy fuhr mehrere Wochen lang fort, ihre Zeit auf diese Weise zu verwenden. Nach Ablauf derselben hatte sie alle ihre Schulden bezahlt, und fand, daß sie sich ganz gut ernähren konnte. Mit ihrer Gesundheit besserte es sich jedoch während des Frühlings nicht so sehr, als sie erwartet hatte. Obwohl sie nie so krank war, daß sie am Arbeiten verhindert worden wäre, so fühlte sie sich doch nie ganz wohl, und es drängte sich ihr jetzt oft der Gedanke auf, daß sie vielleicht nicht mehr lange zu leben habe.

Als sie eines Tages mit ihrer Freundin Marie bei der Arbrit saß, schlug Jessy die Bibel auf und stieß auf folgende Stelle: „Wir sind aber getrost, und haben viel mehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn.“ Darauf sagte sie: „Marie, fühlst du je diese Lust in dir?“

„Zuweilen glaub' ich sie zu fühlen,“ erwiederte Marie; „wenn ich einen Sonntag im Hause des Herrn im Gebet und mit Gedanken an seine Heiligkeit und Größe zugebracht habe, dann pflege ich wohl Abends zu denken: „O, wäre ich doch da, wo ein ewiger Sabbath ist, wo ich beständig und ohne durch Sünde, Unwissenheit und Finsterniß unterbrochen zu werden, die Herrlichkeit des Heilandes, den ich so wenig kenne und doch so unaussprechlich liebe, immer besser kennen lernen könnte. In solchen Augenblicken hab' ich mich wohl gesehnt, abzuscheiden und bei Christo zu sein; aber du weißt, Jessy, ich bin oft sehr krank, und habe mich manchmal dem Tode sehr nahe geglaubt, und dann war meine Furcht so groß, daß ich zurückbebte, und Gott bat, mich noch nicht hinwegzunehmen.“

„Wovor fürchtest du dich denn zu solchen Zeiten am meisten?“ fragte Jessy.

„O, vor gar vielen Dingen!“ erwiederte Marie. „Meine Sünden scheinen mir dann so groß zu sein; ich erinnere mich, daß ich so viele Pflichten vernachläßigt, so unaufmerksam die Bibel gelesen, nicht selten flüchtig gebetet, nur um mein Gewissen zu beruhigen und so häufig Gott ganz vergessen habe. O, Jessy, wenn man dem Tode wirklich nahe zu sein glaubt, dann erscheint einem Alles in einem ganz andern Lichte.“

„Es ist mir seit einer Zeit vorgekommen, als wenn mein Ende nicht sehr fern wäre,“ sagte Jessy.

„Und konntest du ohne Furcht daran denken?“ fragte Marie.

„Nein, das kann ich gerade nicht sagen; es war aber eine eigne Art von Furcht; wenn ich hätte denken können, daß Alles gut mit mir bestellt ist, o, wie gern würde ich dann abgeschieden sein; aber der bloße Gedanke an den Tod hat etwas Beunruhigendes; es läßt sich gleichsam ein Ruf in der Seele vernehmen: „der Bräutigam kommt!“ und dieser Ruf ergreift sie auf eine sonderbare Weise.“

„Das glaub' ich wohl,“ erwiederte Marie, „und dann, wo ist das Oel für die Lampe? das meinige scheint nie bei der Hand zu sein.“

„Und was glaubst du wohl, das dieses Oel sei, Marie?“ fragte Jessy.

„Du erinnerst dich, Jessy, daß der Geistliche einmal in der Kirche sagte, die zehn Jungfrauen stellten Bekenner der christlichen Religion vor, und die Ankunft des Bräutigams bedeute die Annäherung des

Todes. Der Unterschied zwischen wahren und Namen-Christen zeige sich in der Art, wie sie auf das Zusammentreffen mit diesem letzten Feinde vorbereitet seien; wahre Christen könnten zwar Anfangs durch seine Annäherung beunruhigt werden, besäßen aber doch die Erkenntniß und den Glauben, welche sie in den Stand setzen würden, dem Herrn in demüthigem Vertrauen entgegen zu gehen; während bloße Namen-Christen dann wahrnehmen würden, daß sie Das noch suchen müßten, was sie allein bereit machen könne, dem Tode entgegen zu gehen. Dieß nun beunruhigte mich, weil ich, wenn der Tod nicht nahe zu sein scheint, ihm entgegen gehen zu können glaube; wenn aber der Ruf: „der Bräutigam kommt!“ mir wirklich bevorzustehen scheint, dann bin ich in großer Verwirrung, Angst und Unruhe, und kann ihn nur anflehen, seine Ankunft noch zu verschieben.“

„Du erinnerst dich stets an Dasjenige in einer Predigt, was beunruhigen kann,“ sagte Jessy, „während ich immer an das Tröstliche denke. Hast du vergessen, was der Prediger über das Licht sagte, welches uns allein in den Stand setzen könne, dem Herrn entgegen zu gehen?“

„Es ist mir nicht recht gegenwärtig,“ antwortete Marie.

„Er sagte,“ fuhr Jessy fort, „daß unser letztes Zusammentreffen auf Erden mit unserm allmächtigen Erlöser in dem Thale der Todesschatten stattfinden werde; die wahren Christen wüßten aber, was es heiße, mit ihm zusammenzutreffen, sie wüßten es so gut, daß sie seine Nähe beständig als ihr größtes Gut suchten; sie wären von Zeit zu Zeit im Glauben zu ihm gekommen, hätten ihre Sünden auf ihn gelegt und um seines theuern Blutes willen Vergebung erhalten. So habe er sich ihnen schon oft als Heiland genähert, sie hätten ihn in ihrer Trübsal als ihren Vollender, ihren Mittler, ihren Befreier von der Gewalt der Sünde, ihren Fürsprecher beim Vater kennen gelernt. Bei ihrem letzten irdischen Zusammentreffen mit ihm lehre er sie, ihn in einem neuen Lichte zu betrachten. Da ihre Prüfung dann die schwerste sei, so zeige er sich ihnen hier als den zärtlichsten, liebreichsten, besorgtesten, wachsamsten Freund. Es ist nur das Licht des Glaubens und der Erkenntniß Christi, welches unsre arme Seele in den Stand setzen kann, ohne Furcht das Thal der Todesschatten zu betreten.“

„O, ich besinne mich jetzt,“ sagte Marie.

„Es ist nur Mangel an Glauben,“ sagte Jessy, „welcher uns Furcht einflößt.“

„Und das Bewußtsein unsrer Sündhaftigkeit,“ fügte Marie hinzu.

„Aber werden wir je ohne dieses Bewußtsein sein?“ fragte Jessy. „Ist nicht etwas Unrechtes darin, ein wenig zu viel Vertrauen auf unsere eignen Werke, als ob wir uns durch diese das Wohlgefallen Gottes erwerben könnten? Und sagt nicht Paulus, daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werk vor ihm gerecht sein mag?“

„Ja,“ erwiederte Marie; „aber er sagt auch, daß ohne Heiligung Niemand den Herrn sehen wird.“

„Du weißt, Marie, der Prediger sagte: „die Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen könne, wäre nicht eine solche, um derentwillen wir vor dem Richterstuhle Gottes freigesprochen würden, sondern eine Heiligung, welche uns fähig mache, seine Gegenwart zu genießen.“

„Das sagte er, ich erinnere mich,“ antwortete Marie.

„Aber, Marie, verwechseln wir nicht diese beiden Arten von Heiligkeit? Wir wissen beide, daß der Gedanke an den Himmel uns erfreut. Auf Erden ist der Sonntag für uns ein Tag des Glücks; wir wünschen, daß jeder Tag ein Sonntag wäre; dürfen wir nicht hoffen, daß dieß einigermaßen ein Anfang der Liebe zu geistlichen Dingen sei, welche uns den Himmel zu einem Ort der Freude und Seligkeit machen wird? Aber, wenn wir daran denken, in dieser anscheinenden Heiligkeit vor Gott zu erscheinen, dann treten uns alle Sünden, zu denen wir noch immer geneigt sind, vor die Seele, und wir fühlen uns so unrein, daß es begreiflich ist, wenn wir zittern. Wenn wir ganz auf die Gerechtigkeit unser Vertrauen setzten, an welcher kein Flecken ist, um uns vor Gott zu rechtfertigen, dann würden wir, statt bei dem Gedanken an unsere beständigen Missethaten zu zittern, uns freuen, in eine Welt hinüber zu gehen, wo die Sünde uns auf immer verlassen wird.“

„Ich glaube zuweilen deutlich einzusehen, daß es so sein sollte,“ erwiederte Marie; „aber dann stoß' ich wieder auf irgend eine Stelle in der Schrift, oder höre irgend eine Aeußerung, welche meine Gedanken auf weniger tröstliche Dinge richtet.“

„Und diese Gedanken sollten dich vom Vertrauen auf Christum abhalten?“ sagte Jessy. „Es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ Wenn wir deßhalb das

Vertrauen auf ihn verlieren, dann fühlen wir, daß wir ganz ohne Hoffnung sind."

Jessy und Marie unterhielten sich oft auf diese Weise mit einander und leisteten sich gegenseitig Beistand. Als der Sommer vorüberging, fühlte Jessy nicht, daß ihre Kräfte zugenommen hatten, und im Herbste fing sie an, häufig an Seitenstechen und Brustbeklemmungen zu leiden. Dieß Uebel nahm immer mehr zu, je kälter es wurde, und endlich fand sie, daß sie nicht ausgehen könne, ohne sich so krank zu machen, daß sie die halbe Nacht aufbleiben mußte, wodurch sie einen Theil des nächsten Tags über am Arbeiten verhindert wurde. Jessy's Freundinnen brachten ihr Arbeit, als sie nicht mehr ausgehen konnte und eine Zeitlang fuhr sie fort, sich selbst zu ernähren. Vor dem Ende des Winters wurde sie jedoch so schwach, daß sie nicht länger als einen halben Tag aufbleiben konnte. Als sie zuerst genöthigt war, das Zimmer zu hüten, hatte sie ihren guten Arzt rufen lassen. Dieser besuchte sie regelmäßig, aber die Arzneien, welche er verordnete, äußerten gewöhnlich nur auf einen Tag Wirkung; er schien ihre Krankheit nicht recht zu kennen, und brachte deßhalb einige ihm befreundete Aerzte mit. Allein auch die von diesen verordneten Mittel hatten keinen bessern Erfolg, und die Beklemmungen auf der Brust, an denen Jessy vorzüglich litt, nahmen so sehr zu, daß sie bald genöthigt war, jeden Versuch zur Arbeit aufzugeben und einen großen Theil des Tags und der Nacht, sitzend und gegen die Kissen gelehnt, im Bette zuzubringen.

Zu dieser Zeit, als Jessy alle Hoffnung auf irdische Unterstützung verloren zu haben schien, wandte sich ihre gütige Freundin, die Lehrerin, an eine von den Damen, welche noch immer die Aufsicht über die Schule führten, in der Jessy ihre ersten religiösen Eindrücke empfangen hatte. Diese Dame nahm lebhaften Antheil an der armen Jessy, nachdem sie gehört hatte, was dieser begegnet war, und ging sogleich zu ihr, um sie zu besuchen. Mit einiger Mühe fand sie die abgelegene Straße, in welcher Jessy wohnte, und nachdem sie eine sehr hohe Treppe hinaufgestiegen war, gelangte sie endlich in Jessy's kleines Zimmer. Hier schien Alles Friede und Ruhe zu sein. Das Zimmer war sehr hell, reinlich und in guter Ordnung; in einer Ecke stand ein kleines niedriges Bett, auf welchem Jessy lag oder vielmehr saß, während ihr Kopf auf dem Kissen ruhte. Als die Dame anpochte, wurde die Thür von einem bleichen, sanftmüthig aussehen-

den Mädchen leise geöffnet. Nachdem diese einen Stuhl hingestellt und die Bibel zugemacht, aus welcher sie Jessy vorgelesen hatte, nahm sie ihre Arbeit und verließ bescheiden das Zimmer.

„Erinnerst du dich meiner, Jessy?" fragte die Dame, indem sie neben ihr Platz nahm und ihr die Hand bot.

„O ja, Madame, ich habe ja so viel Ursache, mich ihrer zu erinnern," erwiederte Jessy, indem sie der Dame Hand zwischen die ihrigen nahm. Die Anstrengung, welche ihr diese wenigen Worte machten, brachte sie so sehr außer Athem, daß sie beinahe ohnmächtig zu werden schien. Die Dame sah sie beunruhigt an, aber Jessy lächelte und sagte, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte: „Die liebe Schule —" mehr konnte sie jedoch nicht hinzufügen.

„Wolltest du sagen, Jessy," fragte die Dame, „daß der Unterricht, welchen du in der Schule empfangen hast, an dir gesegnet worden ist."

„Ja, ja!"

Die Dame schien bewegt. „Du findest also nun, Jessy, daß die Wahrheiten, welche du dort kennen gelernt hast, dir jetzt in dieser schweren Krankheit Kraft geben?"

„Ja," erwiederte Jessy; und fügte dann nach einer Weile hinzu: „Sie geben mir Kraft, dem Tode entgegen zu gehen."

„Hast du keine Hoffnung, wieder hergestellt zu werden?"

„Nein, ich wünsche es auch nicht."

„Und fürchtest du dich gar nicht?"

„Jetzt nicht," erwiederte Jessy.

„Das Sprechen scheint dich so anzugreifen, daß es dir vielleicht weniger Mühe machen wird, wenn du mir Stellen in der Schrift zeigst, die deine Gedanken ausdrücken. Kannst du mir auf diese Weise sagen, wie du von der Furcht vor dem Könige der Schrecken befreit worden bist?"

Jessy schlug hierauf nach einander folgende Schriftstellen auf: „Der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft der Sünde aber ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Gott ist hie, der gerecht macht, wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher

ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Christi?"

"Dieß sind in der That herrliche Worte," sagte die Dame; "selig sind die, welche sie auf sich anwenden können."

Jessy antwortete, indem sie auf diese Worte hinwies: "Der Geist und die Braut sprechen: Komm! und wer es höret, der spreche: komm! und wem dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst. Wen dürstet, der komme zum Wasser; wer kein Geld hat, der komme, esse und trinke; ja, kauft Wein und Milch ohne Geld."

"Dieß Anerbieten ist in der That ganz umsonst," sagte die Dame. "Würde himmlisches Gold oder vollkommne Heiligkeit von uns verlangt, so wären wir ohne Hoffnung."

"O nein," sagte Jessy, "der Herr giebt umsonst, er giebt Alles umsonst."

Nachdem sie sich eine Zeitlang auf diese Weise unterhalten hatten, stand die Dame auf, um wieder fortzugehen. Jessy hielt die Hand, welche sie ihr reichte, bis sie den 41. Psalm aufgeschlagen und auf die ersten Verse gedeutet hatte. Die Dame las sie, schüttelte ihr dann freundlich die Hand und sagte: "Ich hoffe noch etwas für dein leibliches Wohl thun zu können, und die Schuld würde gewiß nur an mir liegen, wenn ich nicht ein unendlich schätzbareres Gut dagegen empfinge, indem ich sehe, wie Gott dich aufrecht erhält."

Die Dame fuhr fort, Jessy, deren Leiden immer mehr zunahmen, während der folgenden 5 oder 6 Wochen sehr häufig zu besuchen, und erhielt jedes Mal einen neuen Beweis ihrer Bereitwilligkeit, abzuscheiden. Jessy konnte kaum sprechen, wußte sich aber durch Aufschlagen von Schriftstellen zu unterhalten. Endlich wurde sie jedoch auch zu schwach, um dieß thun zu können, und konnte dann nur durch abgebrochene Worte oder durch den rührenden Ausdruck ihres Gesichts antworten. Einige Freundinnen der Dame, welche Jessy am besten kannte und am meisten liebte, besuchten sie gleichfalls, und sorgten für alle ihre Bedürfnisse. Diese Damen lasen ihr stets vor, wenn sie zu ihr kamen, und der himmlische Ausdruck ihres Gesichts bezeugte, so gut als Worte es hätten thun können, wie köstlich das Wort Gottes ihrer Seele war. Auch Marie Scott widmete sich ihrer Freundin, und verließ sie nur, wenn ihre eignen Kräfte ihr nicht länger erlaubten, zu bleiben. Die Beklemmungen, an welchen Jessy litt, nahmen

zu, so daß sie viel leiden mußte. Während solcher Anfälle glaubten ihre Freunde oft, sie werde ihren Geist aufgeben. Der Arzt besuchte sie zwar oft, aber alle menschliche Hülfe war vergebens; die Anfälle wurden immer häufiger, und obgleich Jessy, wenn sie einige Ruhe hatte, munter und froh aussah, so konnten doch die, welche sie kannten, nicht wünschen, daß dieser leidenvolle Zustand noch länger dauern möchte. Als es nöthig befunden wurde, daß Jemand die Nacht über bei ihr wachen sollte, ging eine von den Damen zu Jessy's Mutter (die jetzt fast nie zu ihr kam) und theilte ihr mit, wie krank ihre Tochter sei, und bat sie, abwechselnd mit Jessy's Freundinnen bei dieser des Nachts zu wachen. Ihre Antwort war, das wolle sie thun, wenn die Damen sie dafür bezahlten. Dieß wurde der armen Jessy nicht wieder erzählt; sie sah aber ihre Mutter nicht wieder.

Endlich kam die Zeit, wo Jessy wirklich den Ruf hören sollte: „Der Bräutigam kommt!" aber jetzt war ihre Lampe angezündet und der Ruf war ihr willkommen. Am Tage zuvor wurde sie von einer jener gütigen Damen besucht. Als diese im Begriff war, ihr etwas aus der Bibel vorzulesen, versuchte Jessy zu reden; war aber so schwach, daß man ihre Stimme nicht hören konnte. Die Dame hielt ihr Ohr ganz nahe an ihren Mund, und verstand dann die Worte: „das siebenzehnte Kapitel des Johannis." Dieß las ihr die Dame hierauf vor, und Jessy schien von dem Inhalte tief gerührt zu werden. Als die Dame im Begriff war, wegzugehen, lächelte Jessy sie an, und bemühte sich, mit einem Blicke zum Himmel „Leben Sie wohl!" zu sagen. In der folgenden Nacht hatte sie mehrere heftige Anfälle; und nach einem, bei dem sie sehr viel litt, hörte sie endlich auf, zu athmen, und lag ganz still. Ihre Freundinnen glaubten Anfangs kaum, daß sie ihren Geist aufgegeben habe; als sie aber lange ganz still lag, und der Ausdruck von unbeschreiblicher Ruhe, welcher dem Tode zu folgen pflegt, sich auf ihrem Gesichte zeigte, dankte sogar Marie Scott Gott, daß ihre geliebte Freundin von allen weiteren Leiden befreit sei, und folgte in Gedanken ihrem nun vollendeten Geiste zu dem herrlichen Erlöser, den sie hier auf Erden schon so sehr geliebt hatte.

Einige Tage darauf wurden Jessy's irdische Ueberreste in's Grab gelegt. Ihr Stiefvater wurde eingeladen, sich beim Begräbniß einzustellen; er hatte aber keine angemessenen Kleider, und lehnte deßhalb die Einladung ab. Der Sonntagsschullehrer, Marie Scott's Vater

und einige von dessen Freunden waren bei dem Leichenbegängniß. Ihre frühere Lehrerin und einige Schülerinnen gingen auch auf den Kirchhof, um der Beerdigung beizuwohnen. Endlich kamen die wenig Leidtragenden auf den Kirchhof und gingen langsam nach der entlegensten Ecke desselben, wo ein frisches Grab war. Die Lehrerin näherte sich gleichfalls. Es befanden sich noch mehrere neue Gräber an derselben Stelle. Als Alles abgethan und der Rasen auf das Grab gelegt war, sagte eine von den Schülerinnen leise zu der Lehrerin: „Warum werden denn die Gräber in jener Ecke so nahe an einander gemacht? Sehen Sie, die Leute sind genöthigt, auf einige zu treten, die ganz neu zu sein scheinen.“

„Das ist der Platz für die Armen,“ erwiederte die Lehrerin; „aber, wenn die Posaune erschallen wird, und die Todten aus ihren Gräbern werden hervorgehen, dann werden Viele zu einer ewigen Herrlichkeit auferstehen, welchen der Ort, wo sie bis zur Ewigkeit schlafen sollen, nur aus Güte gestattet wurde.

Anna Roß,

eine Geschichte für Kinder.

Es giebt gewiß keinen britischen Knaben und kein britisches Mädchen, die nicht von der Schlacht bei Waterloo gehört hätten. Es war früh Morgens, als die Nachricht davon in Edinburg anlangte, und viele Leute wurden durch das Abfeuern der Kanonen auf der Citadelle, womit die fröhliche Nachricht angekündigt wurde, aus dem Schlafe geweckt. Da sah man Bediente nach der Post laufen, um die Zeitungen für ihre Herren zu holen, wie Herren eben dahin eilten, um zu hören, was vorgefallen sei, und wie jedes Gesicht gespannte Erwartung ausdrückte; denn Viele hatten Brüder, Väter, Söhne, theure Freunde und Verwandte in jener Schlacht gehabt. Und obgleich der laute Donner der Kanonen, indem er von den hohen Gebäuden der Altstadt und den benachbarten Hügeln widerhallte, Vieler Herzen erfreute, weil sie nur an den erfochtenen Sieg dachten, so fühlten doch Andere nur Unruhe und Besorgniß bei dem Gedanken, daß vielleicht Diejenigen, welche sie am innigsten liebten, zu der Zahl Derer gehören könnten, welche in der Schlacht verwundet oder getödtet worden wären. Dieß waren auch die Gefühle der Madame Roß, der Mutter des kleinen Mädchens, dessen Geschichte in den folgenden Blättern erzählt werden soll. Madame Roß und Anna waren an diesem Morgen zu ihrer gewöhnlichen Stunde früh aufgestanden und begannen den Tag, wie sie jeden zu beginnen pflegten. Anna hatte ihrer Mutter einen Abschnitt aus der Bibel vorgelesen und diese ihr den Inhalt beim Vorlesen erklärt, alle ihre Fragen und Bemerkungen mit ihrer gewohnten, sanften Freundlichkeit angehört und Annen durch ihre Antworten aufmerksam darauf gemacht, daß Gott allgegenwärtig

sei, ihr Herz jeden Augenblick sehe, und Die liebe, die ihn lieben, aber den Gottlosen beständig zürne. Nach dem Lesen und nach dem Gespräch mit ihrer Mutter hatte sich Anna neben sie auf eine Fußbank gesetzt, um einige Verse auswendig zu lernen, was sie jeden Morgen that, während Madame Roß für sich las. Als die erste Kanone auf der Citadelle abgefeuert wurde, sprang die kleine Anna auf und eilte an's Fenster. Das Haus der Madame Roß lag in einer Straße, von wo man die Citadelle sehen konnte, und gerade, als Anna an's Fenster gelangte, sah sie den Blitz und Rauch der zweiten Kanone.

„O, Mama, von der Citadelle wird geschossen!“ rief sie.

„Es muß ein Sieg erfochten sein! Nun wird Papa nach Hause kommen!“ Als Anna sich umsah, bemerkte sie, daß ihre Mutter sehr blaß geworden war und sich in ihren Stuhl zurückgelehnt hatte. Anna lief zu ihr. „Liebe Mama, bist du krank? Du zitterst ja am ganzen Leibe! Was soll ich für dich holen? Sprich zu mir, liebe Mama!“

Madame Roß legte ihren Arm um ihre kleine Tochter und sagte: „Ich bedarf nichts, mein liebes Kind;“ schien aber nicht im Stande zu sein, mehr zu sagen. Die kleine Anna vergaß die Kanonen und alles Andere, und betrachtete mit Besorgniß ihre Mutter, die beim lauten Knall derselben auffuhr und zuweilen zusammenschauderte. Gerade als das Schießen aufhörte, kam Marie, die Magd in's Zimmer, um ihrer Madame zu sagen, Herr Grey, ein lieber Freund von Anna's Vater, sei so eben auf seinem Wege nach der Post herangekommen, und lasse Madame Roß bitten, sich nicht zu beunruhigen, er werde die Zeitung selbst bringen, um sie von Allem zu unterrichten, was vorgefallen sei.

Madame Roß und Anna gingen sogleich die Treppe hinunter, und Anna stellte sich an's Fenster, um auf Herrn Grey's Rückkehr Achtung zu geben. Die Zeit schien ihr sehr lange zu währen; endlich rief sie jedoch aus: „da ist er! da ist Herr Grey!“ und lief selbst hinaus, um ihm die Thür zu öffnen; aber Marie hatte auch aufgepaßt, und als Madame Roß in das Vorzimmer kam, begegnete sie ihm schon. Herr Grey wandte sich etwas hinweg, als er sie bemerkte und sah so ernsthaft aus, daß Madame Roß nur sagen konnte: „Ich sehe, Herr Grey, Sie haben schlechte Nachrichten für mich“ und dann regungslos wie eine Bildsäule stehen blieb.

„Nein, nein, keine schlechten Nachrichten, hoffe ich,“ erwiederte Herr Grey, „nur eine ehrenvolle Wunde, Madame Roß.“

„Eine Wunde?“ wiederholte Madame Roß; „ist sein Name unter den Verwundeten?“

„Ja, gnädige Frau, Sie sollen es selbst sehen.“

Herr Grey führte hierauf Madame Roß nach einem Stuhle und zeigte ihr dann die Liste der Verwundeten in der Zeitung. Von Einigen hieß es, sie seien leicht, von Andern, sie seien schwer, und von noch Andern, sie seien gefährlich verwundet. „Major Roß, schwer,“ las Anna's Mutter, und wiederholte das Wort „schwer.“ „Ja,“ sagte Herr Grey, „aber nicht gefährlich.“ „Gott gebe, daß es so sein mag!“ rief Madame Roß mit Nachdruck, und fügte dann hinzu: „Ich muß zu ihm reisen, Herr Grey.“

Herr Grey suchte Madame Roß diesen Vorsatz auszureden. Sie war während des Winters und Frühlings sehr unwohl gewesen, hatte einen Husten und zuweilen Schmerzen in der Seite, und Herr Grey war der Meinung, sie sei durchaus nicht im Stande, die mit der beabsichtigten Reise verbundene Anstrengung auszuhalten; Madame Roß ließ sich jedoch nicht davon abbringen, so daß Herr Grey endlich einwilligte, Erkundigungen einzuziehen, ob ein Schiff im Hafen von Leith segelfertig sei, auf dem sie einen Platz erhalten könne. Darauf verließ er sie, und Madame Roß küßte ihre kleine Anna zärtlich, bat sie, eine Zeitlang bei Marien zu bleiben, und ging dann nach ihrem Zimmer, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Anna'n kam die Zeit, welche ihre Mutter fort blieb, sehr lang vor; sie wußte jedoch, daß die Mutter böse sein würde, wenn sie sie störte, während sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen hätte. Marie bat Anna, Etwas zu essen, da es schon über die gewöhnliche Frühstückszeit sei; als Anna indeß einen Versuch machte, vermochte sie es nicht; denn ihr Herz war zu voll, und sie konnte nur an ihre Mutter denken. Endlich wagte sie es etwas Thee und geröstetes Weißbrod nach der Thür des Zimmers ihrer Mutter zu tragen. Sie klopfte sehr leise an und Madame Roß öffnete. „Liebe Mama, es ist sehr spät und du hast noch nichts gegessen.“ Dabei sah sie ihr besorgt in's Gesicht. Madame Roß bückte sich, küßte sie und nahm ihr ab, was sie gebracht hatte; als sie aber sagte: „ich danke dir, mein liebes Kind,“ hörte Anna es kaum, so leise sprach sie; auch bemerkte Anna, daß der Mutter Augen vom Weinen geschwollen waren. Madame Roß forderte Anna jedoch nicht

auf, in's Zimmer zu kommen, sondern setzte den Thee hin, machte leise die Thür zu, und verschloß sie wieder. Die arme Anna kehrte nicht zu Marien zurück, sondern setzte sich auf eine Stufe der Treppe neben der Thür ihrer Mutter und weinte still.

Als Anna nach einer geraumen Zeit ihrer Mutter Fußtritt im Zimmer zu hören glaubte, eilte sie sogleich, ohne Geräusch zu machen, die Treppe hinunter, um ihre Thränen zu verbergen. Marie hatte das Zimmer verlassen, da sie glaubte, Anna sei bei ihrer Mutter geblieben. Diese hatte deßhalb Zeit, ihre Thränen zu trocknen, ehe die Mutter herunter kam und in's Zimmer trat.

„Komm her, mein Kind,“ sagte sie zu Anna, welche sich abgewandt hatte, um ihr Gesicht zu verbergen. Diese ging hierauf sogleich zur Mutter, von der sie umarmt und gefragt wurde: „Willst du mit mir gehen, Anna, und mir beistehen, deinen Papa zu pflegen?“

„O ja, liebe Mama, laß uns gehen.“

„Aber, mein liebes Kind, du weißt nicht, was du zu ertragen haben wirst. Wir werden zur See reisen, wahrscheinlich mit sehr wenigen Bequemlichkeiten, haben da kein gutes Bett zum Schlafen, erhalten keine gute Speisen, und finden kein Mädchen, die dich bedient.“

„Wird Marie nicht mitgehen, Mama?“ unterbrach sie Anna.

„Nein, mein Kind, ich darf keine Ausgaben machen, die ich vermeiden kann.“

„Nun, Mama, ich kann auch ohne Marie ganz gut fertig werden, wenn du mir nur helfen willst, meine Kleider hinten zuzumachen.“

„Ja, liebe Anna, aber worauf ich dich vorbereiten will, ist dieß: Ich muß mich darauf verlassen können, daß du dich bemühen willst, Alles, was du irgend kannst, selbst für dich zu thun, und Niemandem zur Last zu fallen, auch mir keine Besorgniß um deinetwillen zu verursachen; denn wenn ich an den Ort gelange, wo dein Papa ist, so muß ich ihm meine ganze Sorgfalt widmen; und wenn ich nicht glaubte, ich könne darauf rechnen, daß du mehr ein Trost, als eine Sorge für deinen Papa und mich sein werdest, so würde ich Unrecht thun, dich mitzunehmen; doch ich kenne Niemanden hier, bei dem ich dich gern lassen möchte.“

„O, Mama, denke nicht daran, mich zurückzulassen; du kannst dich gewiß auf mich verlassen; ich werde dir keine Unruhe machen.“

„Nun gut, liebe Anna, ich hoffe, ich kann es. Aber bedenke,

mein liebes Kind, ich sage es dir im Voraus, du wirst viele Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und Mühseligkeiten ertragen müssen, du wirst seekrank werden, in derselben Kajüte mit einer Menge Menschen zusammen sein müssen, und dich weder bei Tag noch bei Nacht behaglich fühlen; und ich werde vielleicht zugleich krank sein, und dann hast du Niemanden, der dir Theilnahme bezeugt oder sich deiner annimmt."

"Auch deiner nicht?" fragte Anna besorgt.

"Ich hoffe, Gott wird mir beistehen, mein Kind."

"Gott wird auch für mich sorgen, Mama."

"O, meine liebe Anna," sagte die Mutter, indem sie Anna an's Herz drückte, "wenn ich glauben könnte, daß du Gott wirklich liebst, dich wirklich seiner Liebe und Fürsorge anvertrautest, so würde ich deinethalben nicht besorgt sein; aber, Anna, es ist ein großer, sehr großer Unterschied, ob du von Gott liesest oder lernst, um mir zu gefallen und weil ich es wünsche, oder ob du ihn wirklich liebst und dein Vertrauen auf ihn setzest; und ich fürchte, daß meine Anna über Gottes Willen und Eigenschaften bis jetzt nur deßhalb etwas lies't und lernt, weil ich es wünsche."

Anna senkte ihren Kopf, und gab keine Antwort, weil sie wußte, daß Das, was ihre Mutter sagte, wahr sei; und während sie so einen Augenblick da stand, sagte sie in ihrem Herzen: "O Herr, lehre mich dich lieben und dir vertrauen!" Und obgleich Anna, seitdem sie sprechen konnte, Morgens und Abends am Schooße ihrer Mutter niedergekniet war und ihre Gebete hergesagt hatte, so hatte sie doch in Gottes Augen, der auf das Herz sieht, vorher nie wirklich gebetet. Madame Roß küßte Anna, klingelte dann nach Marien, und befahl dieser, einige Sachen zusammenzupacken, während sie sich auf gleiche Weise beschäftigte. Anna dachte sogleich bei sich selbst: "Wie kann ich nun wohl Mama nützlich sein?" fand bald Vieles, worin sie es könnte, und vermied sorgfältig, eine Frage an die Mutter zu richten, oder Etwas zu thun, was ihr nur im Mindesten hätte lästig sein können.

Ehe noch Madame Roß mit den nöthigen Vorbereitungen fertig war, kehrte Herr Grey zurück, und brachte Nachricht, es werde an demselben Abend ein Schiff nach Rotterdam absegeln, auf dem sich jedoch viele Passagiere befänden, er bitte sie deßhalb, auf ein anderes Schiff zu warten, das in einigen Tagen abfahren wolle. Madame Roß entschloß sich indeß, noch an demselben Abend abzureisen.

Alle Vorbereitungen waren schnell gemacht, und um sechs Uhr

Abends begleitete der gute Herr Grey Madame Roß und Anna an Bord.

Bald darauf fuhr das Schiff aus dem Hafen, die Segel wurden aufgezogen, und als Anna nach dem Ufer und dem Landungsplatze zurücksah, wo die Menge Volks, der Lärm, die Geschäftigkeit und die Stimmen der Leute sie so sehr betäubt hatten, daß sie kaum wußte, wo sie war oder was sie that, schien es ihr, als ob Alles sich immer mehr vom Schiffe entfernte, und sie hörte nicht länger das Geräusch. Es war ein schöner Abend im Juni, und die meisten Passagiere blieben auf dem Verdeck. Madame Roß und Anna thaten dasselbe; Alles um sie her war für Anna so neu und beschäftigte ihre Aufmerksamkeit auf eine so angenehme Weise, daß sie es kaum für möglich halten konnte, als ihre Mutter ihr sagte, ihre gewöhnliche Zeit, zu Bette zu gehen, sei da. Madame Roß fühlte auch, daß es kühl zu werden anfing, und ging deßhalb mit Anna hinunter. Es war, wie Madame Roß vorhergesagt hatte: die Kajüte war mit Menschen überfüllt, und die Betten so klein und eng als möglich. Anna scheute sich eine Zeitlang, in das für ihre Mutter bestimmte hineinzukriechen; sie erinnerte sich jedoch ihres Versprechens, keine Beschwerde zu verursachen, und bat deßhalb die Mutter, sich selbst auskleiden zu dürfen; und während sie dieß versuchte und über ihre Ungeschicklichkeit beim Aufbinden der Bänder, die sie nicht sehen konnte, lachte, warf sie zuweilen einen verstohlenen Blick auf das Bett, welches ihr nicht größer zu sein schien, als ein Fach in ihrer Mutter Kleiderschrank zu Hause. Dennoch kroch sie mit Hülfe ihrer Mutter hinein, legte sich so weit, als sie konnte, zurück, um Platz für die Mutter zu lassen, und war bald fest eingeschlafen. Am nächsten Morgen erwachte die arme Anna kränker, als sie je zuvor in ihrem Leben gewesen war; dasselbe war der Fall mit den meisten übrigen Reisenden, und diesen Tag, sowie am folgenden und in der Nacht sah und hörte man nichts, als Klagen, Krankheit, schreiende Kinder, Hin- und Herlaufen der beiden alten Matrosen, welche die Passagiere bedienten. Madame Roß litt weniger von der Krankheit, als die Andern, aber die schwüle Luft in der Kajüte reizte sie unaufhörlich zum Husten, und am Ende des dritten Tages, als die Passagiere anfingen, sich wohl zu fühlen, schien sie abgemattet und krank. Sobald jedoch Anna im Stande war, auf das Verdeck zu gehen, ging ihre Mutter auch hinauf, und die Luft belebte ihre Kräfte. Unter den Passagieren befand sich noch eine Offi-

ziersfrau. Ihr Mann war zwar nicht verwundet, sie wollte aber zu ihm reisen. Diese Dame hieß Mason. Während sie krank war, wurde sie von Madame Roß und Anna gepflegt; und als sie sich wieder wohl befand, wünschte sie, sich Anna's Mutter erkenntlich zu zeigen, indem sie ihr jede Aufmerksamkeit bewies, die in ihren Kräften stand.

Als das Schiff in Rotterdam anlangte, wartete Oberst Mason schon auf seine Frau, um sie zu empfangen. Er wußte, daß Anna's Vater unter den Verwundeten war, hatte aber seit dem Tage nach der Schlacht nichts von ihm gehört, konnte indeß Madame Roß den Ort bezeichnen, wohin ihr Gatte nebst andern verwundeten Offizieren von demselben Regiment gebracht worden war. Es war ein Dorf einige Meilen vom Schlachtfelde von Waterloo.

Madame Roß verließ sogleich das Schiff und reiste noch an demselben Tage bis nach einem Orte, der nur ein paar Meilen von jenem Dorfe entfernt war. Während sie schnell weiter fuhren, bemerkte Anna, daß die Mutter häufig ihre Hände faltete, zum Himmel emporblickte und weinte, sagte aber nichts, um sie nicht zu stören, sondern betete nur in ihrem Herzen, daß Gott ihre Mama trösten wolle. Endlich wagte sie es, leise zu sagen: „Du liebst Gott, Mama; er wird dich aufrecht erhalten.“

„Ich habe keine andere Stütze, meine liebe Anna,“ erwiederte ihre Mama. „Er hält mich aufrecht, sonst würde ich keine Kraft für diesen Augenblick haben. Dein Papa, Anna, ist vielleicht sehr krank, — du hast vielleicht keinen Papa mehr.“

Daran hatte Anna noch nie gedacht. In dem Augenblick wandte sich der Postillon um, um ihnen das Dorf zu zeigen, wohin sie fahren wollten und welches Anna nun in einer geringen Entfernung sah. Madame Roß faltete wieder die Hände und hob ihre Augen gen Himmel. Darauf lehnte sie sich in den Wagen zurück, während Anna noch immer ihre Augen auf das Dorf richtete.

„Ich sehe eine große Menge Soldaten, Mama,“ sagte sie endlich. „Sie stehen alle vor einem großen weißen Hause am Ende des Dorfes, das uns am nächsten ist. Und nun sehe ich, daß es Bergschotten sind. Vielleicht sind es Papa's Soldaten. Jetzt fangen sie an, sich zu bewegen; sie kommen ganz nahe, Mama, ich höre Musik; wie langsam und traurig ist sie!“ Der Wagen fuhr weiter, bis die Soldaten herankamen. Dann hielt der Postillon an der einen Seite des

Weges an, um sie vorbeizulassen. Es war das Leichenbegängniß eines Offiziers. Als die Soldaten in einem langsamen, feierlichen Marsch am Wagen vorüber gingen, sahen sie so ernst und traurig aus, und die Musik war so traurig und feierlich, daß Anna zugleich traurig und erschrocken wurde. Sie hielt die Hand ihrer Muter fest in ihren beiden, während sie schweigend den langsamen Zug noch länger betrachtete. Es waren schon viele Reihen Soldaten vorbeimarschirt, dann kam die Trauermusik, darauf noch mehr Soldaten, und endlich, von Soldaten getragen, der Sarg, auf dem die Militairmütze, die Schärpe und der Degen mit dem Gehenk lagen. In dem Augenblick, wo dieser vorübergetragen wurde, rief Anna aus: „Dugald! da ist Papa's Bediente Dugald!“ Der Soldat hörte Anna's Stimme, und sah auf. „Meines Herrn Kind!“ rief er; darauf sahen die andern Soldaten, welche in der Nähe waren, auch in den Wagen und standen einen Augenblick still. Dugald gab ihnen indeß einige Aufträge, worauf sie weiter marschirten, während er selbst die Reihen verließ und an den Wagen trat, aber nicht so nahe, um auf Madame Roß zu hören, die ihm winkte, heran zu kommen. Er beachtete ihre Zeichen nicht, sondern wartete, bis die Soldaten vorüber waren, und eilte dann nach dem Dorfe zurück.

„Ich sehe, wie es steht, Anna,“ sagte Madame Roß schnell; und als sich Anna umsah, war ihre Mutter in den Wagen zurückgesunken, ihre Augen waren geschlossen, und sie sah ganz bleich aus. Anna hatte ihre Mutter schon früher in Ohnmacht fallen gesehen und obgleich sie sehr erschrocken war, so fiel ihr doch ein, was geschehen müsse. Sie hielt sie, so gut sie konnte, in ihren Armen, bis der Wagen vor dem weißen Hause im Dorfe anhielt. Dugald wartete schon, um den Kutschenschlag zu öffnen, und obgleich er ein tapferer, rauher Soldat war, so drängten sich doch Thränen in seine Augen, als er Madame Roß in einer Ohnmacht sah und bemerkte, daß die arme kleine Anna beinahe so bleich als sie war und sie zu unterstützen suchte. Er trocknete sie jedoch schnell ab und hob dann sanft zuerst Anna und dann ihre Mutter aus dem Wagen. Die Frau des Hauses wartete, um Beistand zu leisten; Madame Roß wurde in ein Zimmer getragen und auf ein Bett gelegt, und es wurden zweckmäßige Mittel angewandt, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Sie öffnete in kurzer Zeit ihre Augen, und als sie Dugald sah, der in dem Augenblick gerade in's Zimmer trat und etwas brachte, was er geholt hatte, um sie

schneller wieder zu sich zu bringen, sagte sie zu ihm: „Dein Herr ist also todt, Dugald?“

Dugald schien Anfangs nicht antworten zu können, sagte aber endlich: „Ja, gnädige Frau, er ist aus einer Welt voll Sorge, Kummer, und Leiden in eine voll ewiger Glückseligkeit hinübergegangen.“

Darauf richtete Madame Roß einige Fragen über ihren Mann an ihn; und als sie Alles erfahren hatte, was sie wünschte, und daß es sein Leichenbegängniß gewesen sei, dem sie und Anna auf dem Wege begegnet waren, schickte sie Dugald und Alle, außer Anna, hinweg, und ersuchte diese dann, die Bettvorhänge dicht zuzuziehen. „Und nun, Anna,“ sagte sie, „komm und lege dich neben mich nieder; denn du bist jetzt Alles, was Gott mir auf dieser Erde gelassen hat.“

Anna that, was ihre Mutter wünschte, und als sie ihre Arme um ihren Hals legte, und ihr kleines Gesicht dicht an das ihrige, weinte Madame Roß sehr, sehr viel, und Anna weinte und schluchzte mit ihr.

Drei Tage lang war ihre Mutter nur wenig außer dem Bette; denn wenn sie versuchte aufzustehen, fühlte sie sich so matt, daß sie sich wieder niederlegen mußte. Während dieser drei Tage wachte Anna beständig am Bette ihrer Mutter, und wenn diese zuhören konnte, las sie ihr Abschnitte aus der Bibel vor. Madame Roß schien sich nie wohl zu fühlen, außer wenn Anna auf diese Weise beschäftigt war; ihr Husten war jedoch so anhaltend geworden, daß sie ihr immer nur auf kurze Zeit zuhören konnte. Es wohnten viele Offiziere in demselben Hause, welche in der Schlacht verwundet worden waren, und viel Aufwartung von den Leuten bedurften, so daß Madame Roß beinahe ganz allein Anna's und Dugald's Pflege überlassen war. Dugald leistete jedoch Anna trefflichen Beistand. Er blieb den Tag über in der Nähe der Zimmerthür ihrer Mutter, und verließ diese Stelle nur, wenn er durch seine Dienstpflichten dazu genöthigt war. Nachts hüllte er sich in seinen Mantel, und legte sich dicht hinter der Thür nieder, so daß Anna, wenn ihre Mutter irgend Etwas wünschte, nur leise die Thür zu öffnen brauchte, so war Dugald bereit, es zu holen, oder Jemand aufzusuchen, der es herbeischaffen konnte. Dem armen Dugald hatte es schon am ersten Tage, wo er seine gnädige Frau bei ihrer Ankunft im Dorfe sah, geschienen, als sähe sie sehr unwohl aus. Er hatte sie deßhalb gebeten, ihm zu erlauben, den Regiments-Chirurgus zu ihr bringen zu dürfen. Anfangs wollte sie nicht einwilligen; als sie jedoch nach einigen Tagen fühlte, daß sie immer kränker wurde, er-

laubte sie ihm den Arzt zu holen. Als der Doctor kam, schickte Madame Roß ihre Tochter hinaus, und sagte ihr, sie solle mit Dugald einen kleinen Spaziergang machen, da sie den Doctor allein zu sprechen wünsche.

Als Anna aus dem Hause und den Weg an demselben entlang ging, standen viele Soldaten umher, die, als sie sie in Dugald's Begleitung sahen, sogleich erriethen, wer sie war; und sie hörte viele unter ihnen ausrufen: „Gott segne sie um ihres Vaters willen!" Anna blieb nicht lange draußen, denn sie wünschte zu ihrer Mutter zurückzukehren. Als sie zurückkam, befanden sich noch mehr Soldaten in der Nähe des Hauses, als vorher da gewesen waren. Sie traten achtungsvoll zurück, um sie hindurchgehen zu lassen, und viele von ihnen baten Gott wieder, sie zu segnen. Ein alter Sergeant trat vor, hielt in seiner Hand einen Korb voll schöner Früchte und Blumen, und sagte, er hoffe, sie werde sich nicht weigern, einen kleinen Beweis der Achtung von ihres Vaters Leuten anzunehmen. Die kleine Anna dankte dem alten Soldaten, und sagte, sie wolle ihrer Mutter die Früchte bringen. Darauf gab er den Korb Dugald; und als Anna, welche fühlte, daß sie ihres Vaters alte Soldaten lieb hatte, ihm ihre Hand zum Abschied reichte, bückte er sich, und küßte sie zwei- bis dreimal, und wandte sich dann ab, um die Thränen aus seinen Augen zu wischen. Dasselbe thaten auch viele von den übrigen Soldaten.

Als Anna zu ihrer Mutter zurückkehrte, bat sie diese, die Früchte des Soldaten zu kosten, und suchte die schönsten Rosen aus, um sie an ihren Busen zu stecken, und erzählte der Mutter, wie die Soldaten sie um des Vaters willen gesegnet hätten. Madame Roß ließ sie eine Zeitlang gewähren und hörte ihrer Erzählung Dessen, was sie gesehen und gehört, zu. Dann sagte sie: „Es giebt gewiß Viele, Anna, die geneigt sein werden, dich um deines Vaters willen zu lieben, denn er war Vielen ein gütiger Freund; aber es giebt Einen, Anna, der versprochen hat, er wolle der Vater der Vaterlosen sein; liebst du den, mein Kind?"

„Ich glaube, ja, Mama."

„Wenn du ihn lieb hast, Anna, dann kannst du dich darauf verlassen, daß er dich noch mehr liebt, und wirst glauben, daß Alles, was er thut, zu deinem Besten gereicht, wenn es dir auch zur Zeit Kummer und Schmerz verursacht."

„Ich denke, ich glaube das auch, Mama."

„Glaubst du, daß Gott dich lieb hatte, als er dir deinen Papa nahm?“

„Ich glaube, Gott liebte den Papa, und nahm ihn aus dieser Welt hinweg, um ihn ganz glücklich zu machen, glücklicher, als er hier sein konnte, und ich liebe Gott, weil er den Papa lieb hatte.“

„Und wenn nun Gott deiner Mama auch seine Liebe bewiese, Anna, indem er sie hinwegnähme, damit sie mit deinem Papa im Himmel glücklich sein möchte: würdest du dann auch noch Gott lieben?“

Anna sah beunruhigt in die Höhe. „Mama, was meinst du damit?“

„Ich habe eine einfache Frage an dich gerichtet, liebe Anna. Ich glaube zuversichtlich, daß ich im Himmel glücklicher sein würde als hier. Meinst du nun wohl, daß du Gott noch mehr lieben würdest, wenn er mich in den Himmel nähme?“

Die arme kleine Anna wurde blaß, wie eine von den Lilien, welche sie ihrer Mutter gebracht hatte, und konnte sich des Weinens nicht enthalten, als sie antwortete: „Nein, wirklich nicht, liebe Mama, das kann ich nicht sagen, daß ich Gott lieben würde, wenn er dich von mir hinwegnähme.“

„Dann, liebe Anna, liebst du mich mehr als Gott; und du erinnerst dich doch, wer gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth.“ –

„Aber, Mama, wie kann ich denn anders?“

„Gott wird dich lehren, wie du es kannst, liebes Kind. Er wird dich durch deine eigne Erfahrung lehren, daß dein Vater im Himmel tausendmal mehr für dich thun kann, als deine irdischen Eltern. Er wird dir auch noch deine Mutter nehmen, damit du Niemand haben mögest, dem du mehr Vertrauen oder Liebe schenken kannst, als ihm. Er ist beständig in deiner Nähe, Anna. In diesem Augenblick ist er hier bei uns gegenwärtig, und sieht dein kleines Herz, wie es brechen will, weil ich dir gesagt habe, daß du nun bald keine Eltern und keinen Vater mehr als ihn haben wirst. Aber, obgleich du ihn so wenig liebst, so hat er dich doch lieb. Er hat seinen geliebten Sohn in die Welt gesandt, um uns zu versichern, daß er uns liebe. Jesus ließ die Kinder zu sich kommen, nahm sie auf seine Arme und segnete sie. Er ändert sich nie, und liebt die Kinder jetzt eben so sehr, als zu der Zeit, wo er auf Erden war, ladet sie noch immer ein, zu ihm zu kommen, und verspricht ihnen, er wolle sie in seine Arme schließen und in seinem Busen tragen. Warum, liebe Anna, meinst du wohl, daß

Gott seinen Sohn in diese Welt gesandt und ein kleines Kind hat werden lassen?“

„Das weiß ich nicht, Mama.“

„Es geschah unter Anderm auch aus dem Grunde, meine liebe Anna, daß er selbst fühlen möchte, wie Kinder fühlen. Jesus war einmal ein Kind von deinem Alter, Anna, und erinnert sich, wie Kinder fühlen, und weiß seine Liebe und Gnade den Gefühlen derselben anzupassen. Gott hat uns seinen Sohn gegeben, daß er sein Leben für unsre Sünden dahingäbe, daß er unser Freund, Führer und Lehrer sein möchte. Er ist in Gott, und Gott ist in ihm; und wenn du, liebe Anna, dich ihm ganz hingiebst, so wird er dieß Alles für dich sein, und zwar in einem weit höheren Grade, als dein Vater oder deine Mutter es für dich sein können; denn alle Dinge sind sein, und alle Herzen sind in seiner Hand, und er kann machen, daß alle Dinge und alle Herzen sich zu deinem Glück und zu deinem Besten vereinigen; und vor allen Dingen kann er dir, liebe Anna, ein neues Herz geben, und dich vorbereiten, ewig im Himmel zu leben.“

Madame Roß sprach mit soviel Feierlichkeit und Lebhaftigkeit, daß sie bald erschöpft wurde, und genöthigt war, sich nieder zu legen. Anna blieb bei ihr, dachte über Das nach, was die Mutter gesagt hatte, und betete dann im Stillen. Gott wolle ihr ihre Mutter nicht nehmen. Madame Roß wurde mit jedem Tage kränker. Zuletzt mußte sie beständig das Bett hüten, und sprach so leise, daß Anna sie kaum verstehen konnte. Dugald hatte eine Wärterin herbeigeschafft, die beständig bei ihr sein sollte, während er auch noch ferner vor der Thür blieb.

Eines Morgens sehr früh wurde Anna von der Wärterin geweckt, welche ihr sagte, ihre Mutter wünsche sie zu sprechen. Die kleine Anna stand sogleich auf, und beeilte sich, dem Rufe Folge zu leisten. Sie fand ihre Mutter aufrecht im Bette sitzend und von den Kissen unterstützt. Sie sah wirklich sehr schlimm aus, athmete ungemein schnell, und konnte nur zwei oder drei Worte auf einmal vorbringen.

„Meine liebe Anna,“ sagte sie, „ich habe dich noch einmal rufen lassen, ehe ich dich verlasse. Höre mir zu. Ich bin kaum im Stande zu sprechen, muß dir aber Dreierlei sagen, was du hoffentlich nie vergessen wirst. Anna, wenn der jüngste Tag kommt, dann wird der Herr, der große Richter, eine Scheidung machen zwischen seinen Leuten, die ihn geliebt und ihm gedient haben, und denen, welche die Dinge

dieser Welt mehr, als ihn geliebt haben. Die Seinen wird er dann zu seiner Rechten stellen, und die ihm nicht angehören, zu seiner Linken. Anna, willst du dich bemühen, an jenem Tage an der rechten Hand Gottes mit mir zusammenzutreffen?"

Madame Roß sprach mit großer Mühe, aber zugleich in einem eindringlichen, feierlichen Tone. Und als sie die letzte Frage an Anna richtete, zitterte diese, und antwortete: "ich will mich bemühen, Mama."

"Dann, mein liebes Kind," fuhr Madame Roß fort, "mußt du mit Ernst anfangen, Christum zu suchen; denn es ist kein andrer Name unter dem Himmel oder unter den Menschen, in welchem du selig werden könntest, als in diesem. Glaube nie, Anna, daß du selig werden, oder mit deinem Papa und mir im Himmel zusammentreffen wirst, wenn du nicht mit Wahrheit sagen kannst, daß du Christum kennst, und ihn allein für deinen Seligmacher hältst. Du verstehst nicht vollkommen, was ich dir sage. Darum bitte ich dich, Anna, nie aus irgend einem Grunde, wo du auch sein magst, einen Morgen oder Abend vorübergehen zu lassen, ohne zu Gott zu beten und wo möglich, wie du bisher mit mir gethan, einen Abschnitt aus der heiligen Schrift zu lesen."

Madame Roß konnte nicht mehr sagen, gab aber der Wärterin ein Zeichen, Anna hinwegzunehmen. Diese wurde nun wieder in einem kleinen, von dem ihrer Mutter abgesonderten Zimmer zu Bette gebracht; und als die Wärterin wieder zu ihr kam, war es, um ihr zu sagen, daß ihre Mutter im Himmel sei.

Zwei Tage darauf wurde Madame Roß in demselben Grabe mit ihrem Gatten begraben, und am folgenden Tage trat die kleine Anna unter die Aufsicht der Wärterin, die eines Soldaten Frau war, und Madame Roß vor dem Tode versprochen hatte, Anna nicht zu verlassen, bis sie dieselbe ihren Verwandten gebracht, die Rückreise in ihr Vaterland an. Dugald begleitete seines Herrn Tochter an Bord des Schiffes, welches sie zu ihren Verwandten bringen sollte, und kehrte dann zu seinem Regimente zurück.

Anna sollte sich nach dem Wunsche ihrer Mutter zunächst zu ihrem Oheim begeben. Dieser wurde gerade aus Westindien zurückerwartet, als Madame Roß und Anna Edinburg verließen, um sich zum Major Roß zu begeben. Bei diesem würde Madame Roß ihre Tochter zurückgelassen haben, wenn er bei ihrer Abreise schon angelangt gewesen wäre. Er war der einzige Bruder des Major Roß und von diesem

für den Fall des Todes ihrer Eltern zu Anna's Vormund ernannt worden. Der andre Vormund war ihrer Mutter Bruder, Herr Murrey, und Madame Roß hatte in ihrem Testamente angeordnet, Anna solle zuerst zu ihrem Oheim Roß gehen und in dessen Familie ein halbes Jahr bleiben, dann aber sich zu ihrem Oheim Murrey begeben, und bei diesem eben so lange bleiben. Nach Verlauf dieser Zeit sollte ihr die Wahl frei stehen, bei welcher Familie sie beständig bleiben wolle.

Die arme Anna war wieder zwei Tage lang auf ihrer Rückreise sehr krank. Die Wärterin wachte bei ihr, nahm sie, als sie besser wurde, auf's Verdeck, und that Alles, was sie konnte, um sie zu trösten und zu unterhalten; aber Anna fand an nichts Vergnügen. Ihr Herz war traurig; denn sie konnte nur an ihre liebe, gütige Mama denken; und wenn sie zum heitern, blauen Himmel über dem Schiff emporblickte, wünschte sie, auch sterben und zu ihr gehen zu können; dann pflegte ihr wohl der Gedanke in den Sinn zu kommen: wenn ich stürbe, würde ich aber vielleicht nicht an den Ort kommen, wo Mama ist; dann weinte sie, und suchte sich in's Gedächtniß zurückzurufen, was ihre Mama ihr über den einzigen Weg, in den Himmel zu gelangen, gesagt hatte. Sie hatte es noch nicht ein einziges Mal vergessen, Morgens und Abends zu beten, seit ihre Mama sie mit solcher Feierlichkeit aufgefordert hatte, dieß zu thun, ja, sie hatte weit öfter gebetet, denn sie dachte daran, daß Gott nun, wie ihre Mama ihr gesagt hatte, ihr einziger Vater sei, und sie fing an, in ihrem Herzen Vertrauen zu Gott zu fühlen. Sie erinnerte sich auch daran, daß ihre Mama gesagt hatte, alle Herzen seien in seiner Hand; und da Jedermann gütig und freundlich gegen die kleine Waise war, so glaubte sie, Gott habe den Leuten diese Gesinnung eingeflößt, und dankte ihm dafür in ihrem Herzen und in ihren Gebeten. Wenn sie auf's Verdeck ging, pflegte sie ihre Bibel mit sich zu nehmen, und den Matrosen hatte sie soviel Mitleid eingeflößt, daß diese ein Stück Segeltuch über einen Winkel auf dem Verdeck ausspannten, damit sie einen Platz habe, wohin sie sich zurückziehen könne, ohne von den andern Passagieren gestört zu werden, und Anna dankte ihrem himmlischen Vater für alle ihre Güte, und bat die Wärterin, den Matrosen zu sagen, daß sie es thäte.

Anna hatte den Oheim nie gesehen, nach dessen Hause sie ging, glaubte aber, er würde gleich ihrem Vater sein. Sie hatte oft gehört, ihre Tante lasse sich die Erziehung ihrer Kinder ganz besonders ange-

legen sein. Diese hatte einen Sohn und drei Töchter, für welche sie, wie Anna gehört hatte, Erzieher und Erzieherinnen aus Frankreich und England hatte kommen lassen. Anna fürchtete sich etwas vor dem Zusammentreffen mit dieser Tante, konnte sich aber selbst kaum sagen, warum.

Endlich langte das Schiff in Leith an, und gerade als es in den Hafen einlief, kam ein Mann an Bord, der sich erkundigte, ob ein Fräulein Roß sich unter den Passagieren befinde. Dann wurde Anna benachrichtigt, ihre Tante warte in einem Wagen am Ufer auf sie. Man schaffte ihren kleinen Koffer herbei, und der Wärterin wurde gesagt, sie solle mit den übrigen Sachen, die ihr anvertraut worden, nachfolgen. Ehe sich Anna besinnen konnte, war sie schon am Ufer und im Wagen ihrer Tante, in dem sich diese, ein kleines Mädchen von ihrem Alter und ein beträchtlich älterer Knabe befanden, der von dem Bock heruntergekommen war, wo er neben dem Kutscher gesessen hatte, aber hinter Anna in den Wagen gesprungen war, offenbar in keiner andern Absicht, als um diese anzugaffen.

Anna's Tante küßte sie, und hieß ihr kleines Mädchen Luise dasselbe thun, und Georg mußte seiner Cousine die Hand reichen. „Ihr müßt einander lieb haben, wie Geschwister, meine Lieben," sagte sie; „denn ich hoffe, Anna wird auf immer bei uns zu bleiben wünschen."

Luise und Georg antworteten nichts, sondern fuhren fort, die arme Anna anzustarren, der dieß sehr unfreundlich zu sein schien, da sie sich sehr fremd fühlte, und sich kaum enthalten konnte, zu weinen.

„Bist du seekrank gewesen, liebe Anna." fragte Tante Roß.

„Ja, liebe Tante, sehr krank," antwortete Anna.

„Nun du wirst bald gesund und munter bei deinen kleinen Cousinen werden, mein liebes Kind. Obgleich sie so schüchtern aussehen und nicht sprechen, so war es doch ihr Wunsch, daß wir heut am Strande spazieren fahren sollten, in der Hoffnung, Etwas von dir zu hören, und als wir ein Schiff nach dem Hafen zusegeln sahen, ließen wir uns sogleich erkundigen, woher es komme, und da wir hörten, von Rotterdam, so hofften wir, du würdest am Bord sein. Aber, mein liebes Kind," fuhr Tante Roß fort, „du hast ja keine Trauerkleider an. Das wird sehr sonderbar aussehen. Du darfst dich nicht sehen lassen, bis du Trauerkleider erhalten hast."

Die arme Anna konnte sich nicht länger des Weinens enthalten, denn diese Aeußerung erinnerte sie an ihre Mutter. Sie wollte sagen,

es sei keine Zeit dazu gewesen, Trauerkleider anzuschaffen, konnte aber nicht sprechen, und wandte ihr Gesicht ab und weinte. Ihre Tante suchte sie nicht zu trösten; Anna hörte aber, wie sie ihren Cousin und ihrer Cousine zuflüsterte: „Bekümmert euch nicht um sie, es wird bald vorübergehen.“ Dann fingen sie von andern Dingen zu sprechen an, als wenn sie nicht gegenwärtig gewesen wäre, und Georg erzählte seiner Mutter, Samuel, der Kutscher, habe ihm den größten Theil der Zeit, welche er auf dem Bock zugebracht, erlaubt, zu fahren, worauf seine Mutter sagte, wenn sie das gewußt hätte, würde sie außer sich vor Angst gewesen sein. Georg lachte darüber, und wollte durchaus wieder aus dem Wagen, um seiner Mutter zu zeigen, wie schnell er von Leith nach Edinburg fahren könne. Seine Mutter bat ihn, Luise hielt ihn bei der Jacke; Georg lachte aber nur noch mehr, steckte seinen Kopf zum Kutschenfenster hinaus, und rief Samuel zu, anzuhalten, was dieser auch sogleich that. Der Bediente kam von hinten, um sich zu erkundigen, was zu Befehl stehe. Georg verlangte, hinausgelassen zu werden. Als der Bediente den Kutschenschlag öffnete, befahl ihm Tante Roß, Samuel zu sagen, er solle den jungen Herrn durchaus nicht fahren lassen. Während dieses Auftritts war Anna so erstaunt, daß sie darüber alles Andere vergaß.

„Das ist ein böser Junge, liebe Anna,“ sagte ihre Tante, als sie ihre Verwunderung bemerkte; „sein Vater und sein Hofmeister wissen ihn aber wohl zu bändigen. Du, Anna, wirst unter meiner Aufsicht stehen, und hoffentlich artig und gehorsam sein.“

Anna sagte hierauf, sie hoffe, daß sie es immer sein werde. Dann mußte der Wagen wieder halten, und Samuel erhielt Befehl, zur Kleidermacherin zu fahren. Als sie bei dieser ankamen, sagte Tante Roß soviel davon, wie Alles gemacht werden sollte, besonders: „sorgen Sie dafür, daß Alles so schwarz als möglich ist, denn das Kind hat so eben seine beiden Eltern verloren,“ u. dgl. m., daß die arme Anna bald wieder Thränen vergoß, und sich nach ihrer stillen kleinen Ecke unter dem Segeltuch auf dem Verdeck des Schiffes sehnte, wo die rauhen Matrosen ihr viel mehr Theilnahme bewiesen hatten, als die Tante für sie zu fühlen schien. Endlich hatte Tante Roß so viele Anweisungen über Anna's Anzug gegeben, als sie für nöthig hielt; der Wagen mußte weiter fahren, und hielt nach einigen Minuten vor der Thür eines großen Hauses auf dem Charlottenplatze an.

„Nun, meine liebe Anna,“ sagte die Tante, als sie in das Haus

traten, „geh hinauf und bleib einen Tag lang bei Demoiselle Palmer, damit du nicht gesehen wirst, bis du deine Trauerkleider bekommst. Doch du kennst den Weg nicht, und ich bin so ermüdet, daß ich die Treppe nicht hinaufsteigen kann, um dich nach dem Unterrichtszimmer zu bringen.“ „Johann,“ sagte sie zu einem Bedienten, „zeig' er Fräulein Roß den Weg nach dem Unterrichtszimmer, Luise muß bei mir bleiben, da Lady Alderston mich vielleicht heut Vormittag besucht, um meine Kinder zu sehen und du, liebe Anna, sage Mamsell Palmer, sie solle die andern Kinder hübsch anziehen lassen; denn wenn Lady Alderston nach ihnen fragen sollte, so werde ich sie herunterholen lassen.

Anna versprach, Alles auszurichten, und folgte dann Johann, welcher die Treppe hinauf vor ihr herging, und sie an die Thür des Unterrichtszimmers brachte. Nachdem er diese geöffnet, sagte er zu Jemand im Zimmer: „Fräulein Roß, die junge Dame, welche erwartet wurde.“

Anna trat schüchtern hinein, und wurde von Mamsell Palmer mit Freundlichkeit aufgenommen. Es waren zwei kleine Mädchen bei Mamsell Palmer im Zimmer, welche sie Anna als ihre beiden Cousinen vorstellte. Dieß waren zwei bleiche, kränklich aussehende kleine Geschöpfe; sie schienen sich aber sehr zu freuen, Anna zu sehen, und baten Mamsell Palmer sogleich, ihnen einen Feiertag zu geben, weil ihre Cousine angekommen sei. „Nein, nein, Kinder,“ erwiederte Mamsell Palmer, „ihr habt diese Woche schon zwei Feiertage gehabt, und eure Mama hat gesagt, ihr solltet unter keinem Vorwande mehr haben; auch wißt ihr ja, daß eure Cousine bei euch bleibt.“

„O thun Sie es doch, Mamsell Palmer, geben Sie uns wenigstens zwei Stunden frei,“ sagte die älteste, welche Hannchen hieß. „O bitte, sein Sie so gut, nur dieß einzige Mal, Mamsell Palmer,“ sagte die kleine Marianne, indem ihr Thränen in die Augen traten; „ich bin des Sitzens in jenem Zwangstuhl mit meinen Füßen im Stock so sehr überdrüssig!“

„Nein, nein, Kinder, es kann nicht sein!“ erwiederte Mamsell Palmer, „und ihr müßt mich nicht plagen. Ich glaube gewiß, eure Cousine ist ein gutes, kleines Mädchen und des Müßiggangs überdrüssig.“

„Des Müßiggangs überdrüssig? Wer könnte wohl je des Müßiggangs überdrüssig sein!“ sagte Marianne, indem sie ihre Arme lieb-

kosend um Anna schlang. „Bist du es überdrüssig, müßig zu sein?“ fragte sie, indem sie ihr in's Gesicht sah.

„Ich kann dir vielleicht helfen. Womit warst du eben beschäftigt?“ fragte Anna, indem sie die Liebkosungen ihrer kleinen Cousinen mit Lebhaftigkeit erwiederte.

„Nun seht ihr, was für ein gutes, freundliches kleines Mädchen eure Cousine ist,“ sagte Mamsell Palmer,“ und viel wohlgezogener, als du, Marianne; denn du wiederholtest meine Worte auf eine sehr unhöfliche Weise, während Anna bewiesen hat, wie man zugleich freundlich und höflich sein kann.“

„Aber willst du mir wirklich helfen?“ fragte Marianne, indem sie sich noch immer an Anna anschmiegte.

„Ja gewiß, wenn du mir nur sagen willst, wie ich dir helfen kann.“

„Dann komm, komm!“ rief Marianne freudig aus.

„Erst muß ich aber meine Bestellung an Mamsell Palmer ausrichten,“ sagte Anna, und benachrichtigte dann Mamsell Palmer von ihrer Tante Wunsch, daß die Kinder angezogen werden und bereit sein sollten, zu ihr zu kommen, wenn Lady Alderston käme.

Obgleich die beiden kleinen Cousinen noch nicht einen Augenblick gehabt hatten, um mit Anna bekannt zu werden, so mußten sie doch nun sogleich nach der Kinderstube geschickt werden, um sich putzen zu lassen, obschon sie bereits ganz nett angezogen waren, damit eine Fremde vielleicht zu ihrer Mutter sagen möchte: „was für niedliche, hübsche Kinder!“ und den nächsten Augenblick vergessen, daß sie überhaupt existirten.

Als die kleine Marianne wegging, um sich umziehen zu lassen, wünschte sie sehr, Anna solle mit ihr gehen; Mamsell Palmer sagte jedoch: „nein, nein, Anna soll bei mir bleiben, dann wirst du um so eher wieder zurückkehren.“ Die kleine Marianne lief hierauf weg, um sich umkleiden zu lassen, so schnell als Katharine, eins der Kindermädchen, dazu vermocht werden konnte. In ihrer Abwesenheit richtete Mamsell Palmer viele Fragen an Anna.

„Wie alt bist du denn, Anna?“

„Vor ungefähr zwei Monaten bin ich neun Jahre alt geworden.“

„Neun Jahre! du bist sehr groß für dein Alter. Luise ist zehn, aber gewiß nicht größer. Hast du schon Musik angefangen?“

„Ja, Mamsell; Mama hat mich in den letzten zwei Jahren darin unterrichtet.“

„Wirklich? und Französisch wohl auch? Kannst du es sprechen?“

Anna antwortete Mamsell Palmer auf Französisch: ihre Mutter habe sie auch in dieser Sprache unterrichtet.

„Wirklich?“ wiederholte Mamsell Palmer. „Du scheinst dir eine gute Aussprache angeeignet zu haben. Doch das gehört nicht zu meinem Amt. Die französische Gouvernante, welche deine Cousinen hatten, wurde so kränklich, daß sie in ihr Vaterland zurückkehren mußte. Madame Roß sieht sich jetzt nach einer andern um; unterdessen haben die Kinder einen Lehrer. Du hast auch wohl tanzen gelernt?“

„Nein, Mamsell, nie.“

„Wie? nicht tanzen gelernt? Das ist sehr sonderbar.“

Mamsell Palmer that noch eine Menge Fragen, und nachdem Anna diese beantwortet hatte, endigte sie ihr Gespräch mit den Worten: „Nun, liebes Kind, ich hoffe, es wird mir Vergnügen machen, deine Erziehung fortzusetzen. Du scheinst an Ordnung und Gehorsam gewöhnt zu sein, die auch ich stets zu fordern pflege.“ Darauf küßte sie Anna zärtlich, und die kleine Waise dachte daran, daß Gott ihr Vater sei, und dankte ihm, daß er ihr Mamsell Palmer's Liebe zugewandt habe.

Als Hannchen und Marianne zurückkehrten, mußten sie sich sogleich wieder an die Arbeit begeben. Hannchen setzte sich an das Fortepiano, um zu üben, und Mamsell Palmer nahm einen Sitz neben ihr ein, um sie zu unterrichten und zugleich aufmerksam zu machen, wie sie sitzen, die Finger gebrauchen, ihre Füße stellen, die Ellenbogen halten müsse u. dgl. m. Die arme Marianne wurde auf einen hohen Stuhl gesetzt, dessen Rückseite so eingerichtet war, daß sie ihren Kopf und ihre Schultern ordentlich halten mußte, und ihre armen kleinen Füße wurden in den Stock gesetzt, weil ihre Mutter gesagt hatte, sie kehre dieselben beim Gehen immer einwärts; und in dieser steifen Stellung lernte sie ihre Lection für ihren französischen Lehrer auswendig. Anna setzte sich neben Mariannen und half ihr soviel, daß sich ihre kleine Cousine zwei- oder dreimal vergaß, und ihre „liebe Cousine Anna“ umarmte, um ihr zu danken; so oft sie jedoch die ihr vorgeschriebene Stellung verließ, setzte Mamsell Palmer noch etwas zu ihrer Aufgabe hinzu, so daß die arme Marianne endlich Mamsell Palmers Vorschrift, ihre Gefühle durch Worte auszudrücken, im Gedächtniß behielt. „Du hast eine alberne, kindische Gewohnheit, Marianne,“ bemerkte ihre Gouvernante, „immer deine Arme um Einen zu schlingen, einem die Hals-

krause zu zerdrücken und Diejenigen, welche du lieb hast, beinahe zu erwürgen. Du weißt, deine Mutter hat dir dieß schon oft verboten.“

Die arme kleine Marianne schien zu glauben, sie habe sich ein großes Vergehen zu Schulden kommen lassen, und erröthete, während Anna sich wunderte, Beweise der Liebe tadeln zu hören, die ihre Mutter immer von ihr angenommen und mit der größten Zärtlichkeit erwiedert hatte.

Auf die Lectionen folgte das Mittagsessen und dann ein Spaziergang von einer Stunde, während dessen die Kinder belehrt wurden, wie sie sitzen, essen, sich mit Grazie und Höflichkeit benehmen müßten; Luise sah verdrießlich aus und als wenn sie Langeweile fühlte, Hannchen stupid, Marianne weinte einige Male, und Anna that Alles, was von ihr verlangt wurde, so gut sie konnte, und wurde von Mamsell Palmer gelobt, wünschte aber sehr, daß es Zeit zum Zubettgehen sein möchte, wo sie hoffte, daß ihrer Wärterin erlaubt werden würde, ihr beim Auskleiden zu helfen. Die Zeit zum Schlafengehen kam; als aber Anna Mamsell Palmer bescheiden fragte, ob sie ihre Wärterin sehen dürfe, erhielt sie zur Antwort: ihre Tante Roß habe es für das Beste gehalten, daß sie sich nicht wieder sehen sollten, weil eine Abschiedsscene keiner von Beiden gut thun würde; die Wärterin sei jedoch für ihre Mühe gut belohnt worden.

Die arme Anna konnte dieß nicht ertragen und brach in Thränen aus. „O pfui, pfui!“ rief Mamsell Palmer, „welch ein kleines Kind! Komm, Luise, du sollst dein Gebet hersagen; Anna mag sich indessen beruhigen.“

Luise kniete hierauf vor Mamsell Palmers Schooß nieder und sagte ein kurzes Gebet her, schien aber auch nicht auf ein einziges Wort zu achten, und obgleich sie mit einem langen Gähnen schloß, so fand Mamsell Palmer doch nichts daran auszusetzen. Als Luise sich von ihren Knien erhob, winkte Mamsell Palmer Annen, deren Platz einzunehmen; Anna trat jedoch zurück. Als sie ein kleines Kind war, hatte sie vor Jedermanns Schooß ihr Gebet hersagen können; jetzt wußte sie aber besser, was beten heiße, und fühlte, daß Mamsell Palmer ihr fremd sei.

„Komm, komm, mein Kind,“ sagte Mamsell Palmer ungeduldig.

„Wenn Sie es erlauben, Mamsell Palmer, so will ich in meinem Zimmer beten, ehe ich zu Bett gehe.“

„Dummes Zeug,“ sagte Mamsell Palmer, „halte mich nicht auf.“

Die arme Anna kniete also nieder. Sie dachte jedoch daran, daß sie als ein unwissendes, sündiges, kleines Mädchen nun Gott anrede, und sagte deßhalb mit heiliger Scheu und Ehrfurcht im Ton ihrer Stimme und in ihren Geberden ein Gebet her, welches ihre Mutter sie gelehrt hatte, als sie zwei Jahre jünger war (denn in der letzten Zeit hatte sie aus dem Herzen beten müssen,) und als sie sich von ihren Knien erhob, dachte sie, wenn sie in ihr Zimmer gelangt sein würde, wolle sie einen Abschnitt aus der heiligen Schrift lesen und Gott um den Segen bitten, welchen er dem Gebet, das aus dem Herzen kommt, verheißen hat. Anna fand sich jedoch schmerzlich getäuscht, als auf Mamsell Palmer's zweimaliges Klingeln das Mädchen, welches eine Stunde früher gekommen war, um Hannchen und Mariannen zu Bett zu bringen, erschien, und Mamsell Palmer sagte: „bring' die beiden Fräulein nach dem Zimmer neben dem meinigen, das für sie eingerichtet ist, und gestatte ihnen nicht, Spielereien zu treiben, während du sie ausziehst, denn ich werde in einer halben Stunde in meinem Zimmer sein; und erinnere dich, Luise, wenn du dann nicht im Bette bist, nehme ich das Licht weg, und lasse dich dein Bett finden, wie du eben kannst."

Hanne hate in dem Zimmer für die kleinen Mädchen Alles zurecht gemacht, Anna's Koffer geöffnet und alles Nöthige herausgenommen, und bot dieser nun ihre Hülfe beim Ausziehen an.

„Sei so gut, Hanne, und gieb mir meine Bibel aus meinem Koffer; ich bin stets gewohnt gewesen, wenigstens einige Verse vor dem Schlafengehen zu lesen," sagte Anna in einem bescheidenen Tone.

„Sehr gern, Fräulein Anna; Sie werden aber wenig Zeit haben; denn Mamsell thut immer genau Das, was sie gesagt hat, und wird Ihnen das Licht wegnehmen, Sie mögen zu Bett sein oder nicht."

„Das thut nichts, Hanne. Sei so gut, gieb mir meine Bibel." Hanne erfüllte ihren Wunsch, und Anna fing hierauf an zu lesen; Luise schwatzte jedoch soviel und wandte sich mit ihren Worten so oft an Anna, daß diese nicht auf Das achten konnte, was sie las; und Hanne erinnerte sie jeden Augenblick daran, Mamsell Palmer werde sogleich kommen, so daß die arme Anna endlich ihre Bibel zumachen und Hanne'n erlauben mußte, sie auszuziehen. Kaum war sie im Bett, so trat Mamsell Palmer in's Zimmer. Luise hatte auf Hannen's Ermahnungen, sich zu beeilen, nicht geachtet und schien ein ganz anderes Wesen zu sein, wenn sie nicht bei ihrer Mutter oder Mamsell

Palmer war, plauderte und lachte, und erklärte, es könne nicht mehr als eine Viertelstunde sein, seit sie das Unterrichtszimmer verlassen hätten, und war kaum zur Hälfte ausgezogen.

„Sehr gut, Luise," sagte Mamsell Palmer, „ich vermuthe, du bist gern im Finstern. Komm, Hanne!" Damit nahm sie das Licht, befahl Hannen, das Zimmer vor ihr zu verlassen, folgte dann sogleich, machte die Thür hinter sich zu, und ließ Luisen mitten im Zimmer halb ausgekleidet im Finstern stehen.

„O, Mamsell Palmer, liebe Mamsell Palmer," rief Luise; allein Mamsell Palmer antwortete nicht. Sie hörten sie in ihrem Zimmer herumgehen, durch welches man allein in das der kleinen Mädchen gelangen konnte, kam aber nicht zurück, und die arme Luise mußte, wie Mamsell Palmer gedroht hatte, in's Bett zu kommen suchen, so gut sie konnte. Anna hörte sie murmeln: „Wie fatal! diese Kanten werde ich nie aufmachen können; was soll ich nun anfangen?"

„Komm zu mir, ich will dir zu helfen suchen," sagte Anna flüsternd. Luise tappte im Finstern herum, bis sie Anna's Bett fand, worauf es beiden endlich gelang, Luisen völlig zu entkleiden. Während dessen sagte diese zu Anna:

„Hast du jemals eine so verdrießliche Person gesehen, wie Mamsell Palmer?"

„Sie hat dir ja vorhergesagt, was sie thun würde," erwiederte Anna. „Nachdem sie es einmal gesagt hatte, mußte sie es thun; jemand anders war Schuld daran, daß du im Finstern gelassen wurdest."

„Sie hätte aber doch noch ein Paar Minuten bleiben können."

„Dann würde sie ihr Wort gebrochen haben," sagte Anna, „und das wäre eine größere Sünde gewesen, als uns im Finstern zu lassen."

Luise schwieg einen Augenblick, und sagte dann: „ich hoffe, du stehst gern früh auf, Anna, denn du wirst sehen, daß Mamsell Palmer Hannen Morgens früh um 6 Uhr zu uns schickt."

„Was ist denn das Erste, was ihr des Morgens thut?" fragte Anna, in der Hoffnung, sie werde hören, daß der Tag wenigstens so angefangen werde, wie sie es gewohnt sei.

„Stunden, Stunden, Stunden!" erwiederte Luise, vom Morgen bis zum Abend nichts als Stunden, und: „du mußt so sitzen!" oder: „du mußt so gehen!" oder: „wie linkisch und ungraziös du bist! Du wirst doch nie aussehen, wie Fräulein A. oder Fräulein B.!" O, wie

sehr wünsch' ich, erwachsen zu sein, und keine Mamsell Palmer mehr an meiner Seite zu haben.“

„Aber ist denn nicht das Erste, was ihr des Morgens thut, in Gottes Wort zu lesen?“ fragte Anna. „Wie könnt ihr wissen, wodurch man sich ihm wohlgefällig machen kann, wenn ihr nicht aus der Bibel seinen Willen kennen zu lernen suchet?“

„Mamsell Palmer liest jeden Morgen ein Gebet und eine Betrachtung vor,“ erwiederte Luise, „aber ich höre nie zu, und weiß auch nicht, was darin gesagt wird.“

„Und legt euch Mamsell Palmer denn keine Fragen vor, um zu sehen, ob ihr verstanden habt, Was sie vorgelesen hat?“

„Nein, niemals. Sie ist stets in großer Eile, an's Ende zu gelangen, damit wir den Unterricht anfangen können. Grammatik, Geographie, Französisch, Kritzeln, Rechnen, lange Division, zusammengesetzte Multiplikation, Buchstabiren, auf dem Fortepiano klimpern! „Du bist nicht im Takt! das ist ein falscher Ton!“ und so geht es vom Aufstehen bis zum Zubettgehen.“

Anna mußte lachen.

„Lache nicht, sie hört es,“ sagte Luise, „und dann erhältst du eine Belehrung über das Lachen, über lautes Lachen, gemeines Lachen, gebildetes Lächeln, feines Lächeln und vornehmes Lächeln. O, du solltest sehen, wie Georg Mamsell Palmer nachmachen kann. Aber, o Himmel, da kommt sie!“ Luise tappte schnell nach ihrem Bett, und lag kaum darin, als Mamsell Palmer mit einem Lichte in der Hand die Thür öffnete und hereinsah.

„Eben in's Bett gestiegen, wie ich sehe, und deine Kleider liegen auf dem Teppich hier und da zerstreut. Sei so gut, Luise, steh wieder auf und lege sie an ihren Ort.“ Luise mußte gehorchen, that es, aber mit einem solchen Widerwillen, so langsam und mit einem so verdrießlichen Gesicht, daß Mamsell Palmer sagte, zur Strafe solle das Erste, womit sie am nächsten Morgen anfangen müsse, sein, einen Abschnitt aus der Bibel auswendig zu lernen, damit sie lerne, in Zukunft besserer Laune zu sein.

Als Mamsell Palmer das Zimmer verließ, blieben Alle ganz ruhig, und Anna dachte nun an ihren Wunsch, beten zu können, fühlte aber nicht mehr das Vertrauen zu Gott, welches sie bisher seit ihrer Mutter Tode gehabt hatte, und als sie anfing, ihn um Vergebung für Das zu bitten, was sie Unrecht gethan hatte, fühlte sie, daß sie

sich während der kurzen Zeit, welche Luise mit ihr gesprochen, zu einer großen Sünde hatte verleiten lassen, indem sie an ihrem Lachen über die Mühe, welche sich die Gouvernante mit ihr gab, Theil genommen. Sie bat deßhalb Gott, ihr um Christi willen zu vergeben, und fühlte dann wieder Vertrauen zu ihm, als ihrem Vater im Himmel. Sie dachte an ihre Mutter, und erinnerte sich, wie diese sie Alles auf eine Weise zu lehren pflegte, wie sie gern unterrichtet sein mochte. Auch erinnerte sie sich, wie oft ihre Mutter ihr gesagt hatte, die einzige Art und Weise, wie sie sich Denen, die sich die Mühe gäben, sie zu unterrichten, dankbar beweisen könne, sei, diese zu lieben und ihnen durch Aufmerksamkeit und Gehorsam das Lehren so sehr als möglich zu erleichtern. Und während sie hieran dachte, fühlte sie sich so ruhig und glücklich, daß sie glaubte, was ihre Mutter ihr oft gesagt hatte, es sei der heilige Geist, Gottes Geist, der uns alle unsre guten Gedanken eingebe, er sei der Tröster, der uns Frieden schenke. Sie bat deßhalb Gott, ihr seinen heiligen Geist zu verleihen, sie stets so zu leiten, daß sie nur Das denke, wünsche und liebe, was recht sei. Darauf sagte sie noch ihr Kindergebet her und fiel dann in einen ruhigen, sanften Schlummer.

Am nächsten Morgen war Alles ungefähr so, wie Luise es beschrieben hatte: die Mädchen wurden um halb 7 Uhr geweckt, und fanden, als sie um 7 Uhr in das Unterrichtszimmer traten, Mamsell Palmer zu ihrem Empfange bereit. Luise knieete wieder vor ihrem Schooße und sagte nachlässig ein Gebet her. Anna wurde aufgefordert, ihrem Beispiele zu folgen, und als sie ihr Morgengebet auf eine langsame, ehrerbietige Weise hersagte, und auf die Bedeutung dessen, was sie sagte, einzugehen suchte, flüsterte Mamsell Palmer ihr zu: „Sprich ein wenig schneller, liebes Kind!“ Mamsell Palmer las darauf schnell eine Betrachtung und ein Paar Gebete vor, machte dann das Gebetbuch zu und legte es an seinen Ort, ohne einen Versuch zu machen, Das, was sie vorgelesen hatte, zu erklären, und sagte dann, als wenn die erste Pflicht, welche sie an diesem Tage zu erfüllen habe, abgethan sei: „Nun, meine lieben Kinder, laßt uns an die Arbeit gehen!“ Während sie sich nach einem Buche für Anna umsah, um dieser eine Aufgabe in der Grammatik geben zu können, konnte Anna nicht umhin, daran zu denken, wie oft ihre Mutter gesagt hatte, daß die bloße Form, Gebete herzusagen und das bloße Lesen eines Abschnitts aus Gottes Wort, während das Herz nicht bete und nicht zu

verstehen und gehorchen suche, Gottes spotten heiße und ihm durchaus mißfällig sei, denn Gott sehe nur das Herz an. Als Mamsell Palmer Anna die Aufgabe zeigte, welche sie auswendig lernen sollte, war diese so sehr mit dem Gedanken beschäftigt, wie wenig sie diesen Morgen nach dem Wunsche ihrer Mutter angefangen, und wie sie es wohl anfangen möchte, um Mamsell Palmer zu bewegen, ihr zu erlauben, auf eine halbe Stunde nach ihrem kleinen Zimmer zurückkehren zu dürfen, um dort wirklich beten und lesen zu können, daß sie darüber ganz ihre Aufgabe vergaß, und aus ihren Gedanken dadurch geweckt wurde, das Mamsell Palmer ihr in einem sehr unzufriedenen Tone zurief: „Anna, was machst du? wann denkst du mit deiner Aufgabe fertig zu sein, wenn du so träumend dasitzest?“

Anna wagte es nicht, Etwas zu sagen, als Mamsell Palmer so unzufrieden zu sein schien; war aber in ihren Gedanken so sehr mit der Idee beschäftigt, daß sie die letzten Wünsche ihrer Mutter nicht erfüllt habe, daß sie ihre Aufgabe sehr schlecht wußte, worauf Mamsell Palmer noch unzufriedener wurde; und die nächste Aufgabe machte sie nicht besser. Ebenso ging es mit allen übrigen, so daß die arme Anna den größten Theil des Tages in Ungnade war. Der nächste Tag wurde beinahe auf dieselbe Weise zugebracht, und Anna fing an, sich sehr unglücklich zu fühlen. Sie hatte ihre Trauerkleider noch nicht erhalten, und da beständig Gesellschaft bei ihrer Tante war, so hatte man ihr nicht erlaubt, hinunter zu gehen. Ihr Onkel war am ersten Tage nach ihrer Ankunft und an jedem folgenden mehrere Male in's Unterrichtszimmer gekommen, um sie zu besuchen, und war immer so gütig und freundlich gegen sie gewesen, daß sie schon anfing, ihn lieb zu haben. Sie faßte deßhalb Muth, ihm eine Bitte vorzutragen. Anna hatte bemerkt, daß neben dem Unterrichtszimmer eine große Schlafstube war, in der jedoch Niemand schlief, und sie dachte nun, wenn sie ihres Onkels Erlaubniß erhalten könne, so wolle sie Hannen bitten, sie eine halbe Stunde früher als Luisen zu wecken und anzuziehen, dann wollte sie in das leere Schlafzimmer gehen, dort in der Einsamkeit zu Gott beten und die Bibel lesen, wie ihre Mama ihr eingeschärft hatte, und hierauf zur gewöhnlichen Zeit zu Mamsell Palmer und Luisen gehen. Mit diesem Vorsatze lief Anna das nächste Mal, als ihr Onkel in's Schulzimmer kam, ihm munter entgegen.

„Nun, meine liebe Anna, wie geht's? ich hoffe, gut?“ sagte der

Onkel, indem er sich niedersetzte und sie auf seinen Schooß nahm. „Du bist hier aber noch immer eine Gefangene, wie ich sehe; die Schneiderin ist eine böse Frau!“

„Ich habe eine große Bitte an Sie, lieber Onkel,“ flüsterte ihm Anna in's Ohr.

„Nun, worin besteht denn die, mein liebes Kind? bitte um Was du willst! Ist es ein Geheimniß? Nehmen Sie doch Hannchen und Mariannen gefälligst hinweg, Mamsell Palmer, und lassen Sie uns einen Augenblick allein!“

Mamsell Palmer schien nicht ganz zufrieden damit zu sein, that aber, wie ihr befohlen war; und als sie das Zimmer verlassen hatte, erzählte Anna ihrem Onkel von der letzten Krankheit ihrer Mutter, und wie diese sie kurz vor ihrem Tode zu sich gerufen und ihr drei Dinge eingeschärft habe. „Ich kann aber,“ fuhr Anna fort, „meiner lieben Mutter nicht gehorsam sein, wenn ich nicht einen einzigen Augenblick für mich allein sein kann und nie die Bibel lesen darf; wenn nun der jüngste Tag kommt und Mama zur rechten Hand des Herrn steht, und sich nach mir umsieht, wo werde ich alsdann sein?“ Dabei konnte die arme Anna sich nicht enthalten, zu weinen und zu schluchzen.

Ihr Onkel küßte sie und drückte sie an sein Herz. „Du bist deines Vaters rechtes Kind, liebe Anna,“ sagte er, „von Kindheit an pflegte er auf diese Weise zu sprechen, und obgleich ich es in deinem Alter für thöricht halte, dich durch solche Dinge trübsinnig zu machen, so sollst du doch um seinetwillen, und da sein Vater, der weit besser war als ich, ihn gewähren ließ, deinen Willen haben. Sage mir deßhalb, mein liebes Kind, Was du wünschest.“

Anna schlang hierauf ihre Arme um ihres Onkels Hals. „Lieber, theurer Onkel, wie gütig Sie sind! Was ich wünsche, ist dieß: Sie wissen, es schläft Niemand in der Schlafstube neben dem Unterrichtszimmer; erlauben Sie mir deßhalb, jeden Morgen dort allein hineingehen, meine Bibel in eins der Schubfächer thun, dieß verschließen, und den Schlüssel behalten zu dürfen. Auch befehlen Sie wohl Hannen, daß sie mich eine halbe Stunde früher als Luisen weckt und anzieht, und Mamsell Palmer sagt, sie möchte nicht böse sein auf mich, weil Sie es mir erlaubt hätten.“

„Ja, ja, liebes Kind, das soll Alles so angeordnet werden; rufe Mamsell Palmer, damit ich sie davon in Kenntniß setzen kann.“ Anna

lief höchst erfreut zu Mamsell Palmer, und rief diese zu ihrem Onkel. Dieser ordnete hierauf Alles so an, wie Anna es gewünscht hatte, und verließ sie ganz glücklich.

Am nächsten Morgen kam Hanne zu der bestimmten Zeit, und Anna stand ganz leise auf, um Luisen nicht aufzuwecken, dann nahm sie ihre Bibel, ging in das leere Schlafzimmer, und verriegelte die Thür. Nun dachte sie daran, daß sie mit Gott allein sei, und dieser Gedanke machte ihr Freude. Sie betete zu ihm, als zu ihrem Vater, suchte sich aller ihrer Sünden zu erinnern, und bekannte diese, damit er sie in dem Blute Jesu Christi abwasche. Darauf war sie überzeugt, daß sie alle abgewaschen seien, und sie bat nun um Gottes heiligen Geist, daß er sie in jedem Augenblicke leiten und Gottes Wort verstehen lehren wolle. Dann las sie, und verstand Einiges, aber nicht viel; was sie aber verstand, das las sie mehrere Male, um es zu behalten. Darauf suchte sie auch ein Kapitel aus, um es auswendig zu lernen, wie sie es bei ihrer lieben Mutter zu thun pflegte. Sie hatte bereits zwei Verse gelernt, und war eben bei dem dritten, als Hanne an die Thür kam und ihr sagte, Luise sei nun angekleidet. Darauf eilte Anna voll Friede und Freude zum Unterricht. Obgleich nun Mamsell Palmer die Bibel und die Gebete so schnell vorlas, so hörte sie doch immer Etwas, was sie verstehen konnte. Anna lernte ihre Aufgaben an diesem Tage so gut, daß Mamsell Palmer wieder ganz zufrieden mit ihr war, und sie hatte noch etwas Zeit übrig, um der armen kleinen Marianne helfen zu können. Luise brachte einen Theil des Vormittags bei ihrer Mutter zu, was auch Anna gethan haben würde, indem Tante Roß glaubte, sie könne kleine Mädchen am besten lehren, wie sie artig sein, und was sie sagen müßten, wenn irgend Jemand, der zum Besuch käme, mit ihnen spräche, u. dgl. m.; da aber Anna ihre Trauerkleider noch immer nicht erhalten hatte, so sagte Tante Roß, sie dürfe sich noch nicht sehen lassen. An diesem Tage langte Anna's Anzug endlich an, und Tante Roß kam selbst herauf, um zu sehen, wie er säße, und sagte so viel über jeden Theil desselben, daß die arme Anna weinen mußte; denn die schwarzen Kleider erinnerten sie nur daran, daß ihre Mama in eine andere Welt hinüber gegangen sei.

Die Tante Roß schalt Anna, daß sie sich wie ein kleines Kind aufführe und über Alles weine, und bat sie dann, sich die Thränen abzutrocknen und sie in's Besuchzimmer zu begleiten.

Nichts in der Welt lag der Tante Roß mehr am Herzen, als Das, was sie für das Beste ihrer Kinder hielt. Sie war deßhalb geneigt, die kleine verwaiste Anna in ihre Familie aufzunehmen und einen Theil ihrer Fürsorge auf sie zu verwenden. Da sie sich einbildete, ganz besonders zur Aufsicht über die Erziehung von Kindern geeignet zu sein, so war es ihr angenehm, noch eins zu der Zahl Derer hinzugefügt zu sehen, welche, wie sie hoffte, eines Tages einen Beweis von der Vortrefflichkeit ihrer Erziehungsmethode abgeben würden. Bei dieser Absicht scheute Tante Roß keine Mühe, wenn sie glaubte, daß ihr Zweck dadurch gefördert werden könne. Ihr höchstes Ziel war, ihren Kindern eine feine Bildung zu geben. Nichts jedoch ist schwieriger, als zu bestimmen, was eigentlich feine Sitten und Manieren sind. Tante Roß glaubte über diese wichtigen Gegenstände urtheilen zu können. Manche andre feinen Damen würden jedoch über ihre Ideen gelacht, und sie selbst für eine Frau ohne Erziehung gehalten haben, während vielleicht dieselben Damen von andern wieder mit Geringschätzung angesehen werden dürften. Eine von Tante Roß' Methoden, Kinder feine Manieren zu lehren, bestand darin, daß sie diese an den Vormittagen, wo sie zu Hause blieb, zwei Stunden im Besuchzimmer bleiben ließ, um die Personen, welche vielleicht vorsprechen möchten, zu empfangen. Zu diesem Zweck wurde auch Anna jetzt aufgefordert, ihrer Tante nach dem Besuchzimmer zu folgen. Als sie daselbst ankamen, mußten Anna und ihre Cousine sich an's Fenster setzen und die Zeit damit zubringen, eine Aufgabe für ihren italienischen Sprachlehrer zu lernen. Zugleich sagte ihnen die Tante, wenn Damen vorsprächen, denen sie von ihr vorgestellt würden, so sollten sie deren Benehmen sorgfältig beobachten. „Wenn ich dich einer Person nicht vorstelle, Anna,“ sagte Tante Roß, „so kannst du annehmen, ich wünsche nicht, daß du ihre Manieren nachahmest, und magst dann fortfahren, deine Aufgabe zu lernen.“ Solche Verhaltungsregeln gab ihnen Tante Roß, und Anna dachte eben nochmals darüber nach, um sie befolgen zu können, als ein Bediente das Visitenzimmer öffnete, und Madame Elford anmeldete, worauf eine ältliche Dame von gefälligem Aeußern hereintrat. „O, Madame Elford, wie befinden Sie sich?“ sagte Tante Roß, ohne sich jedoch, wie es schien, sehr über diesen Besuch zu freuen. „Was macht Herr Elford, und ihre Kinder?“ „Alle sind, Gott sei Dank, wohl,“ erwiederte Ma-

dame Elford, und sah dann Annen und Luisen lächelnd an. „Ich hoffe, ihr seid beide wohl, meine lieben Kleinen?“

Anna, die von ihrer Mutter gelernt hatte, die wahre Höflichkeit bestehe darin, Jedermann zu lieben, und sich für jeden Beweis der Güte und Freundlichkeit von Andern dankbar zu beweisen, stand sogleich auf, reichte Madame Elford schnell ihre Hand und sah freundlich und dankbar dafür aus, daß sie sich nach ihr erkundigte, während Luise es nicht wagte, ihren Sitz zu verlassen, bis ihre Mutter ihr ganz kalt sagte: „Komm und sprich mit Madame Elford!“ dann näherte sie sich. Aber Madame Elford schien sie jetzt nicht zu bemerken, indem sie ganz mit Anna beschäftigt war. Sie hatte die dankbar aussehende, lächelnde, kleine Waise an sich gezogen, liebkoste sie, und sprach mit ihr, wobei ihr zuweilen Thränen in die Augen traten.

„Willst du mich nicht besuchen, mein liebes Kind? Ich habe sehr viele Kinder zu Hause, die sich gewiß alle freuen werden, dich zu sehen.“

„Es wird mir gewiß viel Vergnügen machen, zu Ihnen zu gehen,“ erwiederte Anna, indem sie die Hand der gütigen Madame Elford fester an sich drückte, „wenn die Tante es mir erlauben will.“

„Ich gestatte nur selten Besuche,“ sagte Tante Roß trocken; „wir wollen aber daran denken; jetzt könnt ihr wieder an eure Aufgabe gehen.“

Anna wurde wieder von Madame Elford geküßt, und gehorchte dann ihrer Tante.

Als die beiden kleinen Mädchen ihren Sitz wieder eingenommen hatten, fragte Madame Elford, in welcher Kirche Madame Roß einen Stuhl nehmen wolle.

„Nicht in der, welche Sie mir anriethen,“ erwiederte Madame Roß; „bei näherer Nachfrage habe ich gehört, daß fast gar keine feine, gebildete Leute in diese Kirche gehen.“

„Ich habe auch nicht gesagt, daß feine, gebildete Leute dorthin gehen,“ antwortete Madame Elford, „sondern nur, daß das Evangelium dort unverfälscht gepredigt würde; der Prediger ist so einfach in seinem Vortrage, und zugleich so anziehend und beredt, daß ich glaubte, Ihre Kinder würden ihn liebgewinnen und ihm, wie die meinigen, mit Aufmerksamkeit zuhören.“

„O, ich hoffe, meine Kinder sind zu gut erzogen, um nicht einen jeden Prediger, zu dem ihre Eltern sie führen, gern zu hören,“ ant-

wortete Madame Roß; „ich wünsche aber nicht, daß sie in eine Kirche gehen, welche von so wenigen gebildeten Leuten besucht wird. Ich habe beschlossen, entweder in der St. Georgen-Kirche, oder in einer von den englischen Kirchen einen Stuhl zu miethen; aber ich denke, ich werde das Letztere vorziehen; denn obschon, wie ich höre, die St. Georgen-Kirche mit den gebildetsten Leuten angefüllt ist, so soll doch der Geistliche in seinen Predigten sehr lieblos sein, und seine Gemeinde stets anreden, als wenn sie gottlos wäre, was nach meiner Meinung ganz gegen die Milde und Liebe ist, welche von der christlichen Religion eingeschärft wird.

Madame Elford war im Begriffe, der Tante Roß zu antworten, als die Thür wieder geöffnet wurde und der Bediente Lady Alderston anmeldete. Madame Roß war sogleich so geschäftigt, diesen vornehmen Besuch zu empfangen, daß sie Madame Elford ganz zu vergessen schien. Diese gute Dame stand jedoch ruhig auf, um Abschied zu nehmen, ging an das Fenster, wo die kleinen Mädchen saßen, lud Anna nochmals freundlich ein, sie zu besuchen, nahm dann ein hübsches, kleines Buch aus der Tasche, und gab es ihr mit den Worten: „Bitte deine Tante um Erlaubniß, mein liebes Kind, und dann lies dieß kleine Buch, es wird dir gewiß gefallen.“

Anna dankte Madame Elford herzlich und legte es dann, obgleich sie sehr wünschte, das Geschenk dieser freundlichen Dame zu besehen, bei Seite, bis sie von ihrer Tante Erlaubniß erhalten haben würde.

Lady Alderston hatte diese ganze Zeit bedurft, um die Treppe herauf zu kommen; endlich trat sie in's Zimmer; sie war eine so starke Dame, daß sie kaum gehen zu können schien, war höchst phantastisch gekleidet, und von einem kleinen, eben so fetten Hunde begleitet, der keuchend in's Zimmer kam, und sich sogleich auf den Teppich niederlegte. Lady Alderston sank auf ein Sopha. Madame Roß rief Luisen zu, eine Fußbank zu bringen, und legte selbst ein Kissen für die Dame zurecht, bis diese sich einigermaßen erholt zu haben schien.

„Erlauben Sie mir, meine beste Lady Alderston, Ihnen meine Nichte vorzustellen,“ sagte Tante Roß, indem sie zu Anna hinsah, die sogleich herbei kam. Lady Alderston sah sie einen Augenblick gleichgültig an.

„Ein hübsches Kind, Madame Roß! O, sagen Sie mir doch, haben Sie die französische Gouvernante bekommen, die Sie suchten?“

Sie nahm weiter keine Notiz von Anna, die dann etwas ärgerlich nach ihrem Sitze am Fenster zurückkehrte, sich aber zugleich erinnerte, daß ihre Tante ihr eingeschärft hatte, auf das Benehmen Derer zu achten, welchen sie vorgestellt sei. Lady Alderston sprach vom Theater, von Gesellschaften, Bällen, jungen Damen, die zuerst in Gesellschaften aufgetreten seien, von Lord Diesem und Lord Jenem, von Sir John und von Sir Thomas, von Lady M. und Lady S., von dem Wagen der Einen, und dem schönen Zimmer der Andern. Madame Roß schien entzückt darüber zu sein, und die arme Anna hörte zu, wie ihr geboten war, während ihr kleines Gesicht ganz bleich wurde, und sie jeden Augenblick gähnen mußte, so daß sie zuletzt ganz froh war, einen andern Besuch anmelden zu hören, und dann wieder einen, und dann noch einen. Aber Lady Alderston blieb sitzen, und Anna war deßhalb genöthigt, noch länger zuzuhören. Sie wurde von ihrer Tante noch mehrern andern Personen vorgestellt, aber die beiden Stunden im Visitenzimmer schienen Anna die längsten in ihrem ganzen Leben zu sein, so daß sie sich sehr freute, als ihre Tante ihr und Luisen erlaubte, nach dem Unterrichtszimmer zurückzukehren. Als sie hinaufgingen, flüsterte Luise ihr zu: „du weißt, Anna, wir sollen Lady Alderston nachahmen, nun sieh einmal, wie gut ich zu gehorchen verstehe.“ Darauf ging sie gerade wie diese Dame, und machte alle ihre Bewegungen nach, bis sie an die Thür des Unterrichtszimmers gelangte, diese aufriß und hineinrief: „Lady Alderston!“ Dann watschelte sie in das Zimmer, sank auf einen Stuhl, und stellte sich, als wenn sie nicht zu Athem kommen könnte. Anna mußte lachen, fühlte aber, daß dieß unrecht sei, denn ihre Mama hatte ihr oft gesagt, Diejenigen, welche sich über die Gebrechen Anderer lustig machten, verspotteten nicht diese, sondern ihren Schöpfer. Anna hatte auch bemerkt, daß Mamsell Palmer sich abgewandt hatte, um das Lachen zu verbergen, welches sie nicht unterdrücken konnte, und so lachte Anna noch länger, obwohl Etwas in ihrem Busen sie deßhalb strafte.

Mamsell Palmer faßte sich jedoch bald wieder, und sagte zu Luisen, sie wolle solche Possen nicht länger leiden; aber dieß war Alles, was sie sagte. Als Anna endlich wieder bei ihrer Aufgabe saß, fing sie an, statt auf diese zu achten, daran zu denken, wie ganz anders ihre Mama ein solches Betragen gerügt haben würde, und sie sagte bei sich: „Wie kann ich hier lernen, gut und fromm zu werden? hier ist Niemand gleich meiner Mama.“ Dann erinnerte sie sich jedoch,

daß Gottes Wort sie lehren werde, gut zu sein, und daß Gott selbst ihr Beistand leisten werde, wenn sie ihn darum bäte; denn er habe ja versprochen, allen Denen seinen Geist zu geben, die ihn darum bäten. Mit ihrem Gesichte über die Grammatik gebückt, bat sie deßhalb Gott, ihr zu verzeihen und ihr seinen Geist zu geben, damit dieser sie leite, Das zu denken und zu thun, was recht sei. Darauf fühlte sie sich wieder ganz heiter, und fing an, ihre Aufgabe mit leichtem, fröhlichem Herzen zu lernen. Anna hatte ihr kleines Buch nicht vergessen, und so bald sie ihre Tante wiedersah, bat sie diese um Erlaubniß, es lesen zu dürfen.

„Was ist es denn für ein Buch, liebes Kind?“ sagte Tante Roß.

„Ich habe ohne Ihre Erlaubniß nicht hineinsehen mögen, liebe Tante,“ antwortete Anna, indem sie ihr das Buch in die Hand gab.

„Das hast du recht gemacht, mein liebes Kind!“ Die Tante machte hierauf das Buch auf und sah auf den Titel: „Eine Anweisung zum Verständniß der heiligen Schrift für Kinder und Unwissende.“ Madame Roß lächelte verächtlich und sagte: „Die arme Madame Elford! Glaubt sie denn wirklich, daß Kinder solche Bücher lesen werden? Dann gab sie es Anna zurück: „Lies darin, so viel du willst, liebes Kind, du hast meine volle Erlaubniß dazu, viel wird es wohl nicht sein.“ Anna dachte jedoch ganz anders, da sie sich eine Anleitung zum Verständniß des Wortes Gottes immer gewünscht hatte, und trug hierauf das kleine Buch hinauf; und als sie es in dem leeren Betzimmer in dem Schubkasten neben ihre Bibel legte, dankte sie Gott dafür, daß er es Madame Elford in's Herz gegeben, ihr ein so herrliches kleines Buch zu schenken, und als sie am nächsten Morgen sich in dieß Zimmer begab, um allein zu lesen und zu beten, fand sie, daß es ihr sehr viel half, Das zu verstehen, was sie nie zuvor verstanden hatte. Ein Tag von Anna's Leben im Hause ihrer Tante war ziemlich wie der andere; Stunden, Stunden, wie Luise gesagt hatte, vom Morgen bis zum Abend, oder Stillsitzen im Visitenzimmer, oder ein ceremoniöser Spaziergang mit Mamsell Palmer. Niemand im Hause ihres Onkels schien vom Anfange bis zum Ende des Tages daran zu denken, daß es noch eine andere Welt gebe, oder vielmehr zwei andere Welten, und daß alle Männer, Frauen und Kinder auf dem Wege nach einer von beiden sind: eine Welt, wo Gott ist, und wo die heiligen Engel und guten Menschen sich befinden, und eine andere, welcher

Diejenigen, die Gott vergessen, zueilen; wo der Satan ist, und die bösen Geister, und die Seelen der Männer, Frauen und Kinder, die sich in dieser Welt nicht gebessert haben; wo es keine Hoffnung mehr giebt, wo nichts ist, als Pein, Schrecken, Elend und Finsterniß, für alle Ewigkeit. Aber weder Onkel Roß, noch Tante Roß, noch Mamsell Palmer, noch ihre Cousinen schienen an diese beiden Welten zu denken. Ihr Onkel sah alt aus und hatte graue Haare, schien aber nie an eine andere Welt zu denken, als an die, welche er so bald verlassen zu müssen schien. Er ging fast nie in die Kirche, lehrte nie seine Kinder oder sein Gesinde etwas von Gott, und mißbrauchte oft den Namen Gottes, und was auch Tante Roß thun mochte, so that sie es doch nur, um Dasselbe zu thun, was andere Leute thäten. „Jedermann thut Das," war ein hinlänglicher Grund für sie, wenn sie Etwas zu thun wünschte. Sie schien nie daran zu denken, daß Gott uns sein Wort gegeben hat, um uns zu sagen, was wir thun sollen, und daß Alle endlich darnach sollen gerichtet werden. Bei der Erziehung ihrer Kinder schien sie zu denken, diese würden ewig in der Welt leben, denn sie bereitete sie nur darauf vor, an den Dingen Theil zu nehmen, welche bloß dieser Welt angehören. Auch Mamsell Palmer schien nach der Viertelstunde, welche sie mit dem Vorlesen einer Betrachtung und eines oder zweier Gebete des Morgens zubrachte, zu vergessen, daß Gott sie und ihre Zöglinge jeden Augenblick sehe. Und während sie diese Stunde für Stunde zur Erwerbung solcher Kenntnisse anhielt, die keinen Werth in Gottes Augen haben, vernachläßigte sie sein Gebot, Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzubringen, sie zu lehren, in den Tagen ihrer Jugend an ihren Schöpfer zu denken, und ihnen zu sagen, daß Diejenigen, welche Gott früh suchen, ihn finden. Wenn Anna mit ihrer Cousine Luise von Gott, von Jesus, ihrem Heilande, oder vom Himmel zu sprechen anfing, so suchte Luise so schnell als möglich von solchen Gegenständen abzukommen, und Etwas zu thun oder zu sagen, um Anna zum Lachen zu reizen; denn Niemand, sagte sie, spreche von solchen Dingen, außer, wenn er sehr schwermüthig sei. Die arme, kleine Marianne war die einzige, welche gern von diesen Dingen zu sprechen schien. Sie war sehr kränklich, und mußte oft den größten Theil des Tages im Bette zubringen, um sich nicht zu erkälten, was sehr leicht der Fall war, weil sie in einem warmen Klima geboren war, und dort die ersten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte. Wenn sie so an's

Bett gefesselt war, ging Anna zu ihr, so oft sie dazu Erlaubniß erhielt, und die arme Kleine gewann Anna bald mehr lieb, als alle Uebrigen, hörte auf Alles, was sie ihr sagte, und ließ sich gern von dem Heilande erzählen, der in diese Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, der die Kinder liebte, sie auf den Arm nahm und segnete. Anna lehrte sie auch zu diesem Heilande beten, und einige Lieder hersagen, die seine Liebe und Freundlichkeit gegen Kinder beschreiben. Die kleine Marianne pflegte bisweilen zu sagen: „ich bin so oft krank, liebe Anna, daß ich vielleicht bald sterbe, und zu Jesus und deiner Mama gehe,“ und dann pflegte Anna mit ihr davon zu sprechen, was Jesus für sie gethan, damit sie in den Himmel gelangen könnten; wie er sein eignes Blut vergossen, und einen so qualvollen Tod erlitten, damit sie nie für die Sünden bestraft würden, die sie begangen hätten, und wie er versprochen habe, ihnen seinen Geist zu senden, sie zu heiligen, und fähig zu machen, auf ewig mit ihm im Himmel zu leben. Dann pflegte die kleine Marianne zu sagen: „ich liebe Gott dafür, daß er mich krank gemacht hat; denn ich würde Jesum, meinen Heiland nicht kennen gelernt haben, wenn ich nicht an das Bett gefesselt wäre, und du, Anna, nicht gekommen wärest, meiner zu warten, und mich zu unterrichten. Nach solchen Krankheitszufällen machte Mamsell Palmer und Jedermann die Bemerkung, wie gut und fleißig die kleine Marianne sei.

Ein Monat nach dem andern verstrich in Onkel Roß's Hause auf dieselbe Weise. Anna war nicht bloß Mariannens, sondern Jedermanns Liebling geworden. Onkel Roß sagte, er liebe sie, weil sie immer guter Laune und so freundlich gegen seine arme, kleine Marianne sei; Tante Roß hatte sie lieb, weil alle ihre Lehrer sie wegen ihrer Aufmerksamkeit, ihres Fleißes und ihrer guten Aufführung lobten, weil sie graziös tanzte, für ihr Alter gut auf dem Fortepiano spielte, mit Anstand in das Visitenzimmer kam, nie unartig war, und in allen diesen wichtigen Dingen so erstaunliche Fortschritte unter ihrer Aufsicht und Leitung gemacht hatte; Mamsell Palmer liebte sie, weil sie ihr wenig Mühe machte; Luise hatte sie lieb, weil sie gutmüthig war, und ihr immer aus den Verlegenheiten half, in welche sie beständig wegen ihrer Neigung zu Spöttereien, Späßen, zum Müßiggang und zur Wildheit gerieth; Hannchen hatte sie lieb, weil sie nie über ihre Dummheit lachte, was alle Uebrigen thaten; und Georg liebte sie aus allen den Ursachen, aus welchen die Andern sie lieb hatten. So geschah es, daß

die arme Anna anfing, stolz und eitel zu werden; denn es ist weit leichter für das menschliche Herz, in Trauer und im Unglück sanft und demüthig zu bleiben, als in glücklichen Umständen. Anna fing an, es gern zu hören, wenn sie graziös, geschickt und gutmüthig genannt wurde; sie bemühte sich, alle andern kleinen Mädchen, welche dieselben Lehrer hatten, zu übertreffen, nicht um Gott zu gefallen, nicht um sich vorzubereiten, am jüngsten Tage mit ihrer Mama zusammenzutreffen, sondern damit es von ihr heißen möchte, sie sei die beste von Herrn B's Schülerinnen, oder die anmuthigste Tänzerin in Herrn R's Schule, oder die erste in ihrer Klasse irgendwo anders, und alles Dieses war Gott nicht wohlgefällig, und machte sie nur eitel und hoffährtig, und Hoffahrt ist in seinen Augen unter allen Dingen das Abscheulichste. Als nun Anna anfing, stolz zu werden, und eine hohe Meinung von sich zu fassen, dachte sie auch weniger an Gott, an den Himmel und an ihre Mutter. Sie betete zwar noch Morgens und Abends, las für sich die Bibel und das kleine Buch der guten Madame Elford; aber dieß that sie ohne Aufmerksamkeit. Anna hielt sich nun für gut und geschickt, und setzte ihr Vertrauen auf sich selbst; vergaß aber dabei, daß Gott ihr ihre Fähigkeiten, ihre Gesundheit, ihre Freunde und Alles geschenkt habe.

Anna war in diesem Gemüthszustande, als die arme kleine Marianne die Masern bekam. Man wußte nicht ganz gewiß, ob Anna diese Krankheit je gehabt habe; sie wurde deshalb ganz von ihrer kleinen Cousine getrennt, und Tante Roß sagte, es würde Schade sein, alle ihre Stunden abzubrechen, da sie so rasche Fortschritte mache, wenn man sie der Ansteckung aussetze. Anna aber war betrübt, daß sie Mariannen nicht sehen konnte, und fühlte jetzt, daß sie dieselbe lieber habe, als alle Andern; aber die Tante und der Onkel wollten sich nicht bewegen lassen, ihr zu erlauben, zu dem armen, kleinen Mädchen zu gehen. Marianne war sehr krank, und es wurden viele Aerzte gerufen. Anna sah, daß ihr Onkel sehr besorgt war; denn sie bemerkte einst, als er aus Mariannens Zimmer kam, daß er sich beim Hinuntergehen die Augen trocknete; sie konnte aber immer noch nicht Erlaubniß erhalten, Mariannen zu sehen. Anna betete zu Gott, daß er ihre kleine Cousine genesen lassen wolle, fühlte aber, daß sie jetzt nicht so beten konnte wie früher. Sie erinnerte sich, daß sie viele Morgen und Abende mit ihren Lippen zu Gott gebetet habe, während ihr Herz fern von ihm war, und jetzt, da sie aus dem Herzen zu beten wünschte,

konnte sie nur daran denken, wie sündlich und undankbar sie gewesen sei, und sie konnte nicht glauben, daß Gott sie erhören, oder sie anders als mit Mißfallen ansehen werde. Sie fühlte sich sehr unglücklich und wünschte, lange Zeit allein sein zu können, um über das Vergangene nachzudenken, Gott ihre Sünden zu bekennen, und sich an Alles das zu erinnern, was ihre liebe Mama ihr zu sagen pflegte, und die Stellen in der Bibel zu lesen, die sie sich beim Lesen angemerkt hatte, und worin es hieß: „Kehret wieder, ihr abtrünnigen Kinder, so will ich euch annehmen, spricht der Herr,“ und ähnliche. Anna konnte aber keine Gelegenheit finden, allein zu sein, denn Tante Roß hatte befohlen, daß die Stunden wie gewöhnlich fortgesetzt werden sollten. Und während Anna über diese Dinge nachdachte, suchte sie zugleich auch in Zwischenzeiten eine musikalische Aufgabe niederzuschreiben; sie horchte aber auch auf jeden Fußtritt, der nach Mariannens Zimmer ging; und als Mamsell Palmer das Zimmer, in welchem sie waren, verließ, vergaß Anna Alles über dem Wunsche, etwas von ihrer kleinen Cousine zu hören, und lief an die Thür, in der Hoffnung, Jemand zu sehen, der ihr Nachricht über sie geben könnte. Gerade, als sie die Thür öffnete, sah sie eine Magd an dem andern Ende des Ganges aus Mariannens Zimmer kommen, und bemerkte, indem sie leise auf diese zuging, daß sie weinte.

„Was ist denn vorgefallen, Hanne?“ fragte Anna besorgt; „warum weinst du denn so sehr?“

„O Fräulein Anna, wer sollte nicht weinen, wenn er das liebe Kind gesehen!“ Dabei brach Hanne wieder in Thränen aus, und bedeckte ihr Gesicht mit ihrer Schürze.

„Ist denn Marianne so sehr krank, Hanne?“ fragte Anna, indem sie auch zu weinen anfing.

„Ja, Fräulein Anna, sie ist sehr, sehr krank; aber darum weine ich nicht, ich habe schon oft Kranke gesehen, allein das junge Ding seine kleinen, weißen Händchen falten und mit einem himmlischen Blicke in seinem unschuldigen Gesicht beten zu sehen — O, ich konnte nicht bleiben! Ich kam mir so sündig vor! Dabei weinte und schluchzte Hanne von Neuem.

„Betete denn Marianne, daß Gott sie wieder genesen lassen möchte?“

„Nein, Fräulein Anna, sie betete zu Jesus, ihre Sünden abzuwaschen, sie zu sich in den Himmel zu nehmen, und bald, recht bald zu kommen. Sie betete auch für Sie, Fräulein Anna, und nannte

Sie ihre liebe, liebe Lehrerin, und für ihre Mutter und für Alle; und sie sagte zu mir, sie ginge an den Ort, wo Ihre Mama wäre."

In diesem Augenblick kam Mamsell Palmer nach dem Unterrichtszimmer zurück, schalt Anna, daß sie es verlassen habe, und gab ihr zur Strafe eine Aufgabe.

Am Abend wurden die Kinder von ihrer Mama benachrichtigt, ihre kleine Schwester Marianne sei nun ein Engel im Himmel; sie sollten nun auch gute Kinder sein, dann würden auch sie dahin gegangen, wenn sie stürben. Tante Roß konnte nicht sprechen, ohne zu weinen, küßte sie alle zärtlich und ging dann wieder weg.

Am nächsten Tage verließ die ganze Familie die Stadt, und begab sich nach einem Hause auf dem Lande, welches ein Paar Meilen entfernt war. Onkel Roß sah sehr betrübt aus; eine Anzahl seiner Freunde kam jedoch zum Besuch zu ihm, ging mit ihm spazieren, unterhielt sich mit ihm, und that alles Mögliche, um ihn zu trösten. Auch Tante Roß's Freundinnen besuchten sie, und die Kinder durften beständig auf dem schönen, freien Platze sein, damit sie Alles vergessen möchten. Georg erhielt ein schönes, kleines Pferd zum Geschenk von einem Freunde seines Vaters, und ehe noch 14 Tage verflossen waren, schien die kleine Marianne von Allen, außer von Anna, vergessen zu sein. Anna hatte aber diese 14 Tage ganz anders zugebracht, als die Uebrigen. Als sie bemerkte, daß sie ihre Zeit ganz nach Belieben zubringen könne, suchte sie sich eine hübsche, stille Laube im Garten aus, wohin sie sich jeden Tag zurückzog, und während Georg und Luise etwas Neues oder Vergnügungen aufsuchten, oder sich stritten, wer von ihnen auf Georgs kleinem Pferde reiten sollte, suchte Anna sich der Lehren zu erinnern, welche ihre liebe Mutter ihr gegeben hatte. Auch rief sie sich ihre Sünden in's Gedächtniß zurück, und bat Gott um Vergebung; oder sie dachte an die kleine Marianne, oder sagte für sich die Bibelsprüche her, welche sie gelernt hatte. Wenn sie sich auf diese Weise beschäftigt hatte, bis sie fand, daß sie Gott und Jesum wieder liebte, und auf ihn ihr Vertrauen setzte, dann begab sie sich wieder zu ihrem Cousin und ihrer Cousine.

Am Ende der 14 Tage kehrte die Familie in die Stadt zurück; den Kindern wurde gesagt, nie Mariannens Namen in Gegenwart ihres Vaters oder ihrer Mutter zu erwähnen. Die Lectionen und die Lehrer waren wieder alle wie früher, und es geschah Alles, um Jeden vergessen zu machen, daß Tod oder Betrübniß im Hause gewesen war.

Wenn Gott aber mit Trübsal heimsucht, so geschieht es aus Gnaden, um die Menschen aufmerksam auf sich selbst zu machen, und sie daran zu erinnern, daß sie sterben und sich auf den Tod vorbereiten müssen; und wenn sie nicht auf Das achten, was Gott thut, sondern sich von ihm hinweg wenden und ihn vergessen, dann wendet er sich auch von ihnen ab und sendet ihnen nicht ferner seinen heiligen Geist, um ihr Herz mit guten Gedanken und Wünschen zu erfüllen, und dann macht Satan und ihre eigene Natur sie schlimmer, gottesvergessener und ungehorsamer gegen ihn, als je zuvor. So war es in Onkel Roß's Hause. Onkel Roß ging jetzt nie mehr in die Kirche, und war zuweilen so mürrisch, daß Niemand ihm Etwas recht machen konnte, und dann pflegte er Gottes Namen zu mißbrauchen, wenn er an irgend Jemand Etwas auszusetzen hatte; und auf seine Bedienten zu fluchen. Georg ahmte das Beispiel seines Vaters nach, und ging nie in die Kirche, sondern brachte den Tag des Herrn damit zu, auf seinem kleinen Pferde zu reiten, oder mit andern leichtsinnigen, gottesvergessenen Knaben spazieren zu gehen, oder ein albernes Geschichtenbuch zu lesen, oder Anna zu necken; denn obgleich er an andern Tagen immer freundlich und liebevoll gegen sie war, so konnte er es doch nicht mit ansehen, daß sie sich Sonntags Abends heimlich aus dem Besuchzimmer entfernte, um allein zu sein. Dann pflegte er eine Jagdpeitsche zu nehmen, die am Griff eine Pfeife hatte, und so lange vor ihrer Thür zu pfeifen, bis das ganze Haus davon ertönte. Seine Mutter schalt ihn, daß er einen so unerträglichen Lärm machte; sein Vater lachte jedoch nur, und sagte, gerade so habe er es auch mit Anna's Vater gemacht. Die arme Anna konnte bei solchem Lärmen weder lesen noch beten, und pflegte oft im Zimmer zu weinen, während Georg sich draußen auf diese Weise belustigte. Dann sagte sie wohl in ihrem Herzen: „O Gott, wie kann ich denn fromm sein?“ und wünschte zuweilen sogar, wie Marianne zu sterben und dahin zu gehen, wo Alle fromm sind. Aber dann fürchtete sie sich auch wieder, denn Anna's Herz war von Natur zur Sünde geneigt, wie die Herzen aller andern Menschen; und sie ließ sich so oft verleiten, Etwas zu thun, wovon sie wußte, daß es unrecht sei, daß sie zuweilen besorgte, sie sei noch nicht wirklich ein Kind Gottes. Oft war sie stolz auf das Lob, welches ihr zu Theil wurde, und oft begierig, ihre Gefährtinnen zu übertreffen, und dann fühlte sie sich geneigt, Andere gering zu schätzen, obgleich sie wußte, daß dieß eine große Sünde sei. Sie hörte

jedoch ihre Tante, Mamsell Palmer und alle übrigen Leute auf eine Weise reden, als wenn alle Güte darin bestände, die Lectionen gut auswendig zu lernen, graziös zu tanzen, sich fein zu benehmen, gut auf dem Klavier zu spielen, und als ob nichts so schlimm wäre, als das dümmste Mädchen beim Unterricht zu sein, schlecht zu tanzen, sich linkisch, blöde oder gemein aufzuführen, so daß die arme Anna jetzt kaum unterscheiden konnte, was recht und unrecht sei, wenigstens, was ihre liebe Mama nach der Vorschrift der Bibel dafür gehalten haben würde.

In diesem gefährlichen Zustande befand sich die arme Anna, als ihre Tante Roß eines Tages, da sie im Visitenzimmer war, einen Brief erhielt, der ihr sehr unangenehm zu sein schien. Nachdem sie ihn mehr als einmal gelesen hatte, warf sie ihn mit den Worten auf den Tisch: „Wie ärgerlich, ich hatte ganz den langweiligen, bäurischen Onkel vergessen.“ Darauf wandte sie sich zu Anna und sagte: „hier ist ein Brief von deinem Onkel Murray, liebes Kind, in dem er mir mittheilt, die sechs Monate, welche du bei uns zubringen sollst, seien verflossen und er werde sich in zweien Tagen selbst hier einfinden, um dich für das nächste halbe Jahr mit sich nach Hause zu nehmen. Das ist mir sehr ärgerlich,“ fuhr Tante Roß fort, indem sie sehr unzufrieden aussah, „du wirst Alles wieder verlieren, was du hier gewonnen hast; ich habe Alles gethan, was ich für deine Ausbildung thun konnte; dein Onkel hat beschlossen, soviel zu deinem Vermögen hinzuzufügen, daß es gleich dem Luisens wird; ihr seid die feinsten kleinen Mädchen, die man nur sehen kann, das sagt Jedermann, und nun sollst du von uns hinweggenommen werden, um im Hause eines schottischen Predigers zu leben mit ordinären Leuten, die kein Vermögen und keine Bildungsmittel besitzen, nun sollst du mit ihren rohen, ungeschlachteten Jungen Umgang pflegen; wie konnten deine Eltern ein solches Testament machen!“

„Mama hatte Onkel Murray sehr lieb,“ sagte Anna, die es nie ertragen konnte, wenn Jemand ihre liebe Mutter tadelte. „Gut, gut,“ erwiederte Tante Roß, „deine Mutter hatte einige sonderbare Ideen; aber was ist jetzt zu thun? Ich möchte um aller Welt willen nicht, daß du Das verlieren solltest, was du bei mir gewonnen hast, und sechs Monate sind in deinem Alter eine lange Zeit. Alle übrigen kleinen Mädchen werden dir zuvorkommen, und Luise hat sich mit Nichts so eifrig beschäftigt, ehe du hieher kamst; was soll ich thun?“

Tante Roß dachte eine Zeitlang nach, und sagte dann ganz erfreut: „O das geht! Mamsell Palmer soll mit dir gehen, und ich will inzwischen eine andere Gouvernante für Luisen annehmen, über die ich selbst die Aufsicht führen kann. Auch wird ihre französische Gouvernante in kurzer Zeit bei uns eintreffen; das geht sehr gut, und wird soviel als möglich dem Bösen entgegen wirken, das du dir sonst im Hause deines Onkels aneignen würdest. Der armen Mamsell Palmer wird es freilich nicht sehr gefallen, sich an einem solchen Orte zu vergraben; aber dein Onkel wird ihren Gehalt für diese Zeit erhöhen. Ihr könnt nun nach dem Unterrichtszimmer gehen, meine Lieben, denn ich muß dieß Alles sogleich abmachen.“ Damit klingelte Tante Roß, und befahl dem Bedienten, eine Lüge zu sagen, nämlich, daß sie nicht zu Hause sei, obgleich sie wirklich zu Hause war. Die Kinder gingen hierauf nach dem Unterrichtszimmer.

Alle waren böse auf Anna's Onkel, daß er kommen wolle, um sie hinweg zu nehmen. Onkel Roß betheuerte, sie solle nicht gehen, denn er könne nicht leben, ohne seine artige, gutmüthige, muntere kleine Anna. Dabei sagte er: „ich habe sie an Mariannen's Statt zum Kinde angenommen; und will ihr soviel Vermögen geben, als ich für mein eigenes Kind bestimmt habe. Was kann der arme Prediger für sie thun? Nein, sie darf nicht weg!“ Tante Roß wußte jedoch, daß Anna's Onkel nicht verhindert werden könne, sie wegzunehmen, und suchte deßhalb ihren Mann mit dem Gedanken auszusöhnen, sich von ihr zu trennen. Zu diesem Zwecke theilte sie ihm ihren Plan mit, Mamsell Palmer mitzuschicken. Onkel Roß konnte sich jedoch nicht mit dem Gedanken befreunden, sich von Anna, seines einzigen Bruders einzigem Kinde zu trennen, und obgleich er zuletzt einräumen mußte, daß er ihr Weggehen nicht verhindern könne, so sah er sie doch während der beiden folgenden Tage nie, ohne etwas gegen ihren Onkel Murray zu sagen und es zu beklagen, daß sie zu solchen Leuten gehen müsse. Auch Georg und Luise bedauerten Anna, zum Theil um ihrer selbst willen. „Was sollen wir ohne dich anfangen?“ sagte Georg; „Luise muß immer ihren Willen haben, oder sie ist so mürrisch und böse, als, ich weiß nicht, wer; und Hannchen ist solch ein Klotz, daß ich gähnen muß, wenn ich sie ansehe. Und was in aller Welt willst du im Pfarrhause anfangen? Butter und Käse machen?“ „Halt' dein Maul, Georg,“ sagte sein Vater, der ihm zugehört hatte; „weißt du nicht, daß mein Vater, dein eigener Groß-

vater ein Prediger war? Manchen glücklichen Tag habe ich in einem Pfarrhause zugebracht, obgleich es jetzt nicht für mich passen würde, und auch kein zweckmäßiger Aufenthaltsort für Anna ist, wenigstens kann ich ihr einen bessern gewähren; aber du sei nicht ein solcher Dummkopf, von dem Beruf deines eigenen Großvaters mit Geringschätzung zu sprechen.“

„Papa glaubt, du wirst dich im Pfarrhause eben so glücklich fühlen, wie hier; ich denke, du wirst am Ende dableiben wollen.“

„Geh' in's Unterrichtszimmer, du unverschämtes Mädchen!“ rief Onkel Roß aus, indem er ganz zornig aussah.

„O nein, lieber Onkel,“ rief Anna, indem sie ihn liebkoste, „Luise meint es nicht böse, sondern ist nur betrübt darüber, daß du es gern siehst, daß ich in das Pfarrhaus gehe.“

„Ich sehe es nicht gern, daß du in das Pfarrhaus gehst.“

„O dann, lieber Onkel, sei nicht böse auf Luise!“

„Gut denn, so will ich ihr verzeihen, da du mich darum bittest,“ sagte Onkel Roß, und erlaubte Luisen, zum Beweise, daß er wieder mit ihr ausgesöhnt sei, sich auf seinen Schooß zu setzen.

So viel wurde gegen Anna's Onkel gesagt, und so sehr machten Georg und Luise, wenn ihr Vater nicht dabei war, Alles lächerlich, was sie im Pfarrhause antreffen würde, und so sehr beklagte Mamsell Palmer ihr Geschick, nach einem solchen Orte gehen zu müssen, daß Anna sich beinahe vor ihres Onkels Ankunft fürchtete, und als ihr am Tage, wo man ihn erwartete, bei der Zurückkunft von einem Spaziergange mit Mamsell Palmer gesagt wurde, er sei angelangt und befinde sich im Visitenzimmer bei ihrer Tante, schlug ihr das Herz so heftig, daß sie kaum Athem schöpfen konnte, als sie die Treppe hinaufging. Sie wurde hierauf umgekleidet, obgleich Mamsell Palmer bemerkte, es sei unnütze Mühe, denn was könne Herr Murray vom Anzuge verstehen. Anna wartete dann und horchte begierig, ob nicht Jemand komme, sie nach dem Visitenzimmer zu rufen. Endlich ließ man sie holen, und nun ging sie mit einem aus Furcht und Widerwillen gemischten Gefühle gegen ihren Onkel die Treppe herunter, wobei ihr das Herz heftig schlug. Der Bediente, welcher sie gerufen hatte, öffnete die Thür des Visitenzimmers, und sobald Anna herein trat, stand ihr Onkel auf, um ihr entgegen zu gehen; als er aber ihren kalten Blick und ihr gezwungenes Benehmen bemerkte, blieb er stehen und schien sich in seiner Erwartung getäuscht zu finden.

„Komm und sprich mit deinem Onkel, liebes Kind," sagte Tante Roß, worauf Anna langsam und schüchtern sich näherte, ohne es zu wagen, ihm in's Gesicht zu sehen. Er reichte ihr seine Hand, und sie reichte ihm die ihrige.

„Ich sehe, du bist sehr betrübt, mich hier zu finden," sagte ihr Onkel in einem freundlichen Tone; darauf setzte er sich, legte seinen Arm um sie, zog sie an sich heran, und sagte leise: „Gott segne meiner Schwester Kind."

Als Anna diese Worte in einem so freundlichen und gütigen Tone sagen hörte, sah sie ihm in's Gesicht, und bemerkte, daß er sehr sanft und gütig aussah. Darauf sagte der Onkel Murray wiederum: „Du scheinst betrübt zu sein, mich hier zu sehen, Anna?" Die Tante hatte Anna gelehrt, immer etwas Verbindliches und Artiges zu sagen, weil es sehr unhöflich sei, dies nicht zu thun. Sie antwortete deßhalb: „Nein, Onkel, ich schätze mich sehr glücklich, Sie hier zu sehen." „St!" erwiederte der Onkel, aber noch immer in einem freundlichen Tone: „Ich muß nie etwas Anderes von dir hören, als Wahrheit; ich liebe dich um so mehr, weil du betrübt bist, deine Verwandte zu verlassen, aber du weißt, es war deiner Mutter Wunsch. Erinnerst du dich wohl noch deiner Mutter?"

„O ja!" erwiederte Anna. „Meine liebe theure Mutter! Ich erinnere mich ihrer noch sehr gut!"

Anna's Onkel küßte sie zärtlich und sagte: „dann, mein liebes Kind, wirst du dich bemühen, Alles mit Freuden zu thun, was sie wünschte."

„Ja, lieber Onkel, ich will mich bemühen," sagte Anna.

„Und deine Tante und ich und meine Söhne werden sich bestreben, dich glücklich zu machen," sagte ihr Onkel.

„Ich mache Ihnen den Vorschlag, Herr Murray," sagte Tante Roß, „Anna'n die Gouvernante mitzugeben; ich weiß, sie kann in dem entlegenen Orte, wo Sie wohnen, keine Lehrer haben, und es sollte mir ungemein leid thun, wenn sie die günstigen Gelegenheiten, welche sie in meinem Hause hatte, ganz verlieren sollte. Sie werden gewiß darin mit mir übereinstimmen, daß mein Plan zweckmäßig ist."

„Ich bitte um Verzeihung, Madame Roß," antwortete Herr Murray, „daß ich nicht ihrer Meinung sein kann; Anna muß ganz unter meiner und meiner Frau Aufsicht sein, so lange sie bei mir ist. Wer

sie unterrichtet, den muß ich ganz genau kennen und selbst ausgewählt haben.“

„Ich versichere Sie, Herr Murray, Mamsell Palmer war mir sehr empfohlen, ehe ich sie in mein Haus aufnahm,“ sagte Madame Roß; „sie besitzt viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten, und es ist unmöglich, daß Sie an Ihrem entlegenen Orte eine solche Person finden können. Sie ist in den vornehmsten Familien gewesen, und es hat mir viele Mühe gemacht, sie zu überreden, Anna zu begleiten; ich versichere Sie, Ihre Frau Gemahlin wird eine ausgezeichnete Person und eine gute Gesellschafterin an ihr finden.“

Herr Murray schüttelte den Kopf. „Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, Madame Roß; Sie müssen wirklich nicht weiter in mich dringen.“

„Unmöglich, Herr Murray, Sie werden doch gewiß nicht Etwas ausschlagen, was so augenscheinlich zu des Kindes Vortheil ist? Ich berufe mich auf Ihr Gewissen.“

Madame Roß schien sehr böse zu sein, und Anna war sehr bange; als sie aber ihren Onkel ansah, bemerkte sie, daß dieser noch immer so sanft und freundlich aussehe, als zuvor.

„Ich handle nach meinem Gewissen, Madame Roß,“ entgegnete Herr Murray, „indem ich es ablehne, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich weiß, was meine Schwester in Betreff ihres Kindes hauptsächlich wünschte, nämlich, daß sie Gott und ihren Erlöser kennen, und seinem Willen sich ergeben lernen sollte, ich werde deßhalb von den Mitteln Gebrauch machen, welche mir am geeignetsten zu sein scheinen, sie zu dieser Erkenntniß und zu diesem Gehorsam zu führen.“ Anna freute sich über ihren Onkel, als er dieß sagte, und zog seinen Arm fester an sich.

„Kind, geh' ins Unterrichtszimmer,“ sagte Tante Roß in einem verdrießlichen Tone. „Ich muß diese Sache sogleich abmachen, und du darfst nicht gegenwärtig sein.“ Ihr Onkel ließ sie sogleich los, und Anna kehte in's Unterrichtszimmer zurück.

„Nun, was für ein Kauz ist denn dein Onkel?“ sagte Luise, sobald sie hineintrat.

„Er ist kein Kauz,“ erwiederte Anna ernsthaft.

„Nun, was ist er denn?“

„Er ist gewiß ein sehr guter Mann,“ erwiederte Anna; aber mehr wollte sie nicht sagen, denn sie mochte Mamsell Palmer nicht wissen lassen, daß diese nicht mitgehen dürfe.

Anna wurde nicht wieder gerufen, und sah ihren Onkel nicht eher, bis sie mit Luisen und Hannchen nach dem Speisezimmer heruntergïng, nachdem ihre Mutter zu Mittag gegessen hatte. Herr Murray reichte Anna sogleich die Hand und stellte einen Stuhl für sie neben sich. Sie hatte sich aber kaum gesetzt, als Tante Roß den Vorschlag machte, die Damen sollten sich nach dem Visitenzimmer begeben. Die kleinen Mädchen mußten auch mitgehen, und Anna's Onkel blieb mit Onkel Roß und einigen andern Herren, welche bei ihm zu Mittag gegessen hatten, im Speisezimmer, und sie sah ihn an dem Abend nicht wieder; aber Tante Roß theilte ihr mit, der Onkel wolle nicht einwilligen, daß Mamsell Palmer mitgehe, und ihr Onkel Roß sei sehr böse darüber, und dann sprach sie mit Anna bis zum Schlafengehen über Alles, was sie in ihrer Abwesenheit thun solle. Es sei nun einmal nicht zu ändern, sie müßten sich nun schon die sechs Monate gefallen lassen. „Nachher, mein liebes Kind, sagte Tante Roß, kannst du immer bei uns bleiben, weil die Wahl dir überlassen ist und dein Onkel Murray dich nicht daran verhindern kann.“ Darauf sandte sie Anna zu Bett.

Anna sollte am folgenden Tage nach dem Frühstück abreisen. Alle ihre Sachen wurden eingepackt, und Jedermann drückte so viel Betrübniß darüber aus, sie weggehen zu sehen, daß auch sie sehr traurig wurde und noch weinte, nachdem sie zu Bett gegangen war, bis sie einschlief.

Am nächsten Morgen stand sie zu ihrer gewöhnlichen frühen Stunde auf und begab sich nach dem leeren Zimmer, um daselbst zum letzten Mal zu lesen und zu beten, und zugleich ihre Bibel und ihr herrliches kleines Buch zu holen, damit auch diese eingepackt werden könnten. Als sie an die Zimmerthür kam, wunderte sie sich, daß sie dieselbe nicht öffnen konnte. Sie versuchte es noch einmal, und fürchtete schon, Georg habe ihr einen Possen gespielt, um sie daran zu verhindern, ihre Bibel und ihr liebes kleines Buch mit wegzunehmen. Als sie zum dritten Mal die Thür zu öffnen versuchte, hörte sie drinnen Fußtritte sich nähern, worauf die Thür von Herrn Murray geöffnet wurde.

„Onkel Murray! O verzeihen Sie,“ sagte Anna, indem sie fürchtete, er werde unwillig sein, „ich wußte nicht, daß Sie in diesem Zimmer waren, sonst würde ich Sie nicht gestört haben.“

„Komm herein, liebes Kind,“ sagte Onkel Murray freundlich, „und

sage mir, was du zu einer so frühen Stunde in diesem Zimmer wolltest." Damit führte er Anna nach dem Platz, wo er gesessen hatte, und nahm sie auf seinen Schooß. Sie sah, daß er in einer Bibel gelesen hatte, die offen vor ihm auf dem Tische lag.

"Nun, meine liebe Anna, was wolltest du?"

"Ich wünschte zu lesen, lieber Onkel, und wenn Sie mir erlauben wollen, mich in den Winkel zu setzen, wo ich gewöhnlich zu sitzen pflege, so werde ich Sie nicht im Mindesten stören."

"Gut, mein liebes Kind, thue das," sagte ihr Onkel, und beobachtete sie dann, während sie nach ihrer Schublade ging, ihre Bibel und ihr kleines Buch herausnahm und sich darauf in einen Winkel hinter den Schrank setzte, ihr Gesicht von ihm abwandte, eine Stelle in der Bibel aufsuchte und zu lesen anfing. Eine Zeitlang störte er sie nicht, dann aber näherte er sich leise dem Platz, wo sie war, sah über ihre Schulter und bemerkte, daß sie in der Bibel las.

"Verstehst du denn auch, was du liesest, liebes Kind?" sagte er.

"Nicht sehr gut, lieber Onkel; von diesem Kapitel versteh' ich nicht sehr viel."

"Wünschest du, daß ich es dir erkläre?"

"O ja, lieber Onkel, wenn Sie das nicht stört."

Darauf nahm ihr Onkel sie wieder auf seinen Schooß, las das Kapitel vor, und erklärte es auf dieselbe einfache Weise, wie ihre Mutter zu thun pflegte, und sagte dann: "und was thut meine kleine Anna zunächst?"

"Ich versuche zu beten, lieber Onkel, aber —"

"Was denn, mein liebes Kind?"

Anna's Augen füllten sich mit Thränen. "Sie würden mich nicht mehr lieb haben, lieber Onkel, wenn ich Ihnen sagte, was ich vom Gebet denke."

"Doch, liebe Anna, ich will dich lieb haben, was du auch sagen magst."

"Nein, lieber Onkel, das werden Sie nicht können, denn ich bin jetzt oft so gottlos, daß ich nicht so gern beten mag, wie früher; denn Mama hat mich gelehrt, wenn wir beten wollen, so müssen wir zuerst an unsere Sünden denken, sie dann Gott bekennen, und ihn bitten, daß er sie uns um Christi willen vergeben wolle; aber ich habe jetzt immer an so viele Sünden zu denken, daß ich nicht gern zu beten anfangen mag. Ich lese deßhalb immer und lerne Verse aus-

wendig, bis es Zeit ist, zu Mamsell Palmer zu gehen, und dann sag' ich schnell ein kurzes Gebet her.

„Das ist nicht recht, liebe Anna," sagte ihr Onkel; aber ich kann dich deßhalb nicht weniger lieb haben, weil es mir Hoffnung einflößt, daß Gott dich jetzt lehrt, was er alle seine lieben Kinder lehrt, nämlich daß du ein sehr verderbtes Herz hast. Du wirst dann empfinden, daß du eines Arztes für deine Seele bedürftig bist, und wenn du ihn kennst, meine liebe Anna, so werde ich dich weit mehr lieben, als jetzt, wo ich dich bloß deßhalb lieb habe, weil du meine Nichte bist, denn er ist auch der Arzt meiner Seele, und diejenigen, welche ihn lieb haben, die haben sich auch unter einander um seinetwillen lieb. Weißt du, wer dieser Arzt ist, meine liebe Anna?"

„Ja, es ist Jesus Christus, Mama hat mich das gelehrt."

„Und kennst du denn auch den Beruf eines Arztes?"

„Ja, er heilt die Kranken. Meine Cousine Marianne hatte viele Aerzte, welche sie behandelten; aber diese konnten sie nicht gesund machen."

„Nein, weil sie keine Kraft und Geschicklichkeit besaßen, ausgenommen die, welche Gott ihnen gegeben hatte, und es war sein Wille, daß Marianne nicht genesen sollte. Aber du weißt, Jesus Christus hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und er hat allen Denen, welche zu ihm kommen, das ewige Leben verheißen; aber du weißt, du mußt oft zu ihm kommen. Wenn du wünschest, daß dein Arzt dich gesund mache, so mußt du ihm alle deine Beschwerden nennen, damit er zweckmäßige Mittel anwenden kann, um sie zu entfernen. Du mußt deinem Herrn sagen, welches die Krankheiten, die Sünden sind, mit welchen du behaftet bist, und die dich verleiten, ihm ungehorsam zu sein, damit er ihre Schuld mit seinem Blute wegwasche, und dir Gnade schenke, und Kraft verleihe, ihnen in Zukunft Widerstand zu leisten. Das ist sein Wille, denn obgleich er dich weit besser kennt, als du dich selbst, so hat er doch dir und mir und seinem ganzen Volke befohlen, ihm ihre Sünden zu bekennen, ihre Gebete an ihn zu richten, ihr Herz vor ihm auszuschütten, ihn mit ihren Anliegen bekannt zu machen, und dieß unabläßig zu thun. Wenn du nun aufhörst, ihn auf diese Weise zu suchen, die er vorgeschrieben hat, so wird er auch aufhören, liebe Anna, die Heilung deiner kranken Seele fortzusetzen; wenn du aber zu ihm zurückkehrst, so wird er auch zu dir zurückkehren."

Anna hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes Wort, welches ihr Onkel sagte, und gewann ihn immer mehr lieb; entgegnete aber nichts.

„Wollen wir einmal zusammen zu unsrem Arzte gehen, und ihn bitten, uns anzunehmen, und uns zu vergeben?“ fragte ihr Onkel freundlich.

Anna wußte kaum, was ihr Onkel meinte, aber that, was er wünschte. Er knieete darauf nieder, ließ sie gleichfalls vor sich niederknieen, legte eins von ihren Händchen in die seinige, und bekannte dann die Sünden, die sie ihm genannt hatte, und viele andere, rücksichtlich deren Anna sich wunderte, daß er sie kenne. Darauf bat er um Vergebung, so daß Anna nicht umhin konnte, laut zu weinen. Er betete auch für Onkel Roß und Tante Roß und die ganze Familie, gerade wie Anna gewünscht haben würde, für sie zu beten. Als er sich dann von seinen Knieen erhob, nahm er Anna wieder auf seinen Schooß, legte seine Hand auf ihren Kopf, und bat Gott, sie zu segnen. Darauf sagte er, sie solle gehen, und die noch übrige Zeit mit ihren Cousinen zubringen. Auf dem Wege nach dem Unterrichtszimmer dachte Anna in ihrem Herzen, jetzt würde es mir sehr leid thun, wenn ich nicht mit Onkel Murray gehen könnte.

Anna und ihr Onkel wollten in einer Landkutsche reisen; diese ging früher ab, als Tante Roß zu frühstücken pflegte; und als Anna von Mamsell Palmer zur festgesetzten Zeit herunter geschickt wurde, fand sie Niemand im Frühstückszimmer, als ihren Onkel und einen Bedienten, der sehr langsam ein Frühstück besorgte. Endlich erschien Tante Roß und entschuldigte sich flüchtig. Herr Murray schien jedoch durchaus nicht ungehalten zu sein. Ehe er sich niedersetzte, sprach er einen Segen, was Onkel Roß nie that, und nachdem sie ein wenig genossen hatten, zog er seine Uhr heraus und sagte zu Anna, sie müßten nun gehen. Onkel Roß's schöner Wagen, und dessen Bediente standen vor der Thür, um Anna und ihre Sachen nach der Landkutsche zu bringen. Sie nahm noch einmal von ihren Cousinen Abschied, und ihre Tante Roß erinnerte sie von neuem an Das, was sie in ihrer Abwesenheit thun müsse. Als sie das Frühstückszimmer verließ, hörte sie Onkel Roß ihren Namen die Treppe hinunter rufen. Sie lief zu ihm hinauf; er herzte und küßte sie, und sagte: „Ich mag deinen verdammten Onkel nicht sehen. Vergiß mich nicht, Anna! Leb' wohl, leb' wohl! was soll ich ohne dich anfangen?“

Anna war sehr traurig, sich von ihrem sonderbaren, freundlichen Onkel trennen zu müssen; aber Tante Roß rief ihr zu, sich zu beeilen.

„Das verdammte Geschrei," sagte Onkel Roß in einem zornigen Ton, indem er Anna aufs Neue an sein Herz drückte; dann hieß er sie weggehen, begab sich nach seinem Zimmer und warf die Thür mit einer solchen Heftigkeit zu, daß das ganze Haus erschüttert wurde.

Anna war bald im Wagen, und der Bediente machte gerade die Thür zu, als ihr Onkel fragte, ob auch sein Mantelsack hineingethan sei. Der unverschämte Bediente rief nachlässig einem andern zu, der sich umsah, und dann langsam in's Haus ging. Als er den Mantelsack brachte, öffnete der erste Bediente den Kutschenschlag, und warf ihn auf den Boden des Wagens, als wenn er geglaubt hätte, es sei unter seiner Würde, ihn anzurühren. Darauf fuhr der Wagen nach der Prinzenstraße, wo sie die Landkutsche treffen sollten. In wenigen Minuten saßen Anna und ihr Onkel darin; ihnen gegenüber befand sich ein dicker Mann mit rothem Gesicht, der seinen großen Ueberrock bis oben hinauf zugeknöpft hatte. Neben diesem saß eine junge Frau mit einem kleinen Kinde auf ihrem Schooße und einem andern Kinde in der Ecke des Sitzes, beinahe hinter ihr. Das Horn wurde zwei- oder dreimal geblasen, und dann fuhr die Kutsche im Galopp davon. Der dicke, rothwangige Mann drückte sich in die Ecke hinein, und war, da er an diesem Morgen vielleicht früher als gewöhnlich geweckt worden, bald fest eingeschlafen. Auch das kleine Kind auf dem Schooß der jungen Frau schlief ein; aber der kleine Knabe, welcher neben ihr saß, fing bald an, sehr unruhig zu werden, drehete sich hin und her und sagte, er habe Leibweh. Die Frau suchte ihn bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen zu beruhigen, aber er wollte nicht still sitzen, und äußerte zuletzt, er sei sehr krank. Anna, die bei ihrer Tante Roß gelernt hatte, Diejenigen, welche, wie Tante Roß gesagt haben würde, gemeine Leute zu sein schienen, zu verachten und keinen Antheil an ihnen zu nehmen, hatte das unruhige Gesicht dieses kleinen Knaben, und seine Klagen ohne Mitleid zu fühlen, bemerkt. Sie saß ihm gegenüber und zwei- oder dreimal, wo er bei seinen unruhigen Bewegungen sie unabsichtlich mit seinem Fuße berührte, zog sie sich zurück und wischte den Theil ihres Kleides, welchen er berührt hatte, mit ihrem Schnupftuche ab, wobei sich in ihrem Gesicht Unwillen und Ekel ausdrückte. Die junge Frau sagte dann immer zu dem Kinde: „nimm dich doch in Acht, Johann, berühre das Kleid der jungen Dame nicht. Pfui, Johann!

Sitz' doch still! Sieh', du hast das Kleid des Fräuleins schon wieder beschmutzt!" bis endlich Johann, krank und unruhig, wie er war, und des unaufhörlichen Scheltens überdrüssig, seinen Fuß nahm und ihn geradezu an Anna's Kleid abwischte. Anna sah ihren Onkel an, als wenn sie ihn um Beistand bitten wollte, und wurde roth vor Zorn. Den Blick, den sie dagegen von ihrem Onkel empfing, drückte jedoch nicht Mitleiden oder Theilnahme aus, sondern Mißfallen, und als nun die junge Frau den kleinen Knaben schüttelte, ihn mit einem Verweise zurücksetzte, und ihm einen Schlag auf den Fuß gab, mit dem er Anna's Kleid beschmutzt hatte, sagte Herr Murray: "Du armer, kleiner Junge, komm zu mir, ich will mich bemühen, es dir bequemer zu machen; ich hoffte, mein kleines Mädchen würde dieß thun, sehe aber, daß ihr ihr Anzug mehr gilt, als ein leidendes, kleines Mitgeschöpf." Darauf ließ er Anna den Platz mit ihm wechseln, und sprach so freundlich mit dem Kinde, daß es bald einwilligte, den Sitz zu verlassen, auf dem es sich befand, und auf Herrn Murray's Schooß zu kommen. Und da es die Bewegung der Kutsche gewesen war, die ihn beim Rückwärtssitzen unwohl gemacht hatte, so war er bald wieder ganz hergestellt, und fing an, mit Herrn Murray auf die ergötzlichste Weise zu plaudern, während dieser viel Freude an ihm zu haben schien, und ihn liebkoste, als wenn er sein eignes Kind gewesen wäre. Auch die junge Frau fing nun an, sich mit Herrn Murray ohne Zurückhaltung zu unterhalten, und wußte nicht, wie sie sich dankbar genug für seine Freundlichkeit gegen ihren kleinen Knaben beweisen sollte.

"Dieß ist vermuthlich ihr ältestes Kind," sagte Herr Murray, denn die Frau sah sehr jung aus.

"Es ist nicht mein Kind," erwiederte sie; "ich habe kein Kind außer diesem Säugling. Der Knabe ist meines Bruders Sohn." Dabei sah sie sehr betrübt aus, und fügte hinzu: "mein Bruder fiel in der Schlacht bei Waterloo, und seine Frau wurde krank, als sie von seinem Tode Nachricht erhielt. Vor sechs Wochen starb sie, und ich bin jetzt in Edinburg gewesen, um Johann abzuholen, der bei meinem Manne und mir bleiben soll."

Anna war kaum im Stande gewesen, sich des Weinens zu enthalten, nachdem ihr Onkel sie mit einem so unwilligen Blicke angesehen hatte; jetzt wandte sie ihr Gesicht ab und weinte, indem sie daran dachte, wie hartherzig sie sich gegen diesen kleinen Knaben bewiesen habe, der, wie sie, eine Waise sei. Herr Murray schien eine Zeitlang

nicht auf Anna zu achten, sondern fuhr fort, sich mit der jungen Frau zu unterhalten, die ihn mit allen ihren Verhältnissen bekannt machte, und dann mit vieler Aufmerksamkeit und Achtung zuhörte, als Murray sie an die Gefahr erinnerte, in der sie als junge Frau und Mutter sich befinde, wenn sie ihr Herz durch die Sorgen und Kümmernisse dieses Lebens beunruhigen lasse. Er sprach so freundlich und milde mit ihr, daß sie ihn bald lieb zu gewinnen schien, ihm ihre Unwissenheit bekannte und ihn um seinen Rath bat, als wenn er ihr Vater gewesen wäre. Während dieses Gesprächs war der kleine Johann von Herrn Murray's Schooße auf den Sitz zwischen ihm und Anna hinabgeglitten, und nachdem er verstohlen in Anna's Gesicht hinauf gesehen und bemerkt hatte, daß sie weinte, hob er seinen Rock auf, und fing an, den Theil ihres Kleides zu reiben, den er mit seinem Schuh beschmutzt hatte. Dann sagte er schmeichelnd: „nun rein.“ Anna legte ihre Arme um den kleinen Waisenknaben, und fing an, ihn zu liebkosen. Sie war von ihrem Onkel Roß mit einer großen Düte Zuckerwerk versehen worden, und gab nun dem Kleinen etwas davon. So wurden sie bald sehr gute Freunde. Anna war aber immer noch sehr betrübt, da sie fürchtete, Onkel Murray sei böse auf sie. Sie wartete deßhalb auf einen andern Blick von ihm, um zu wissen, ob er ihr verziehen habe. Sie brauchte nicht lange zu warten, denn ihr Onkel Murray hatte sie die ganze Zeit über beobachtet, und als er nun sah, daß sie so freundlich gegen den Knaben war, bückte er sich zu ihr und sagte leise: „sieh mich nicht an, als wenn du mich fürchtetest, Anna, ich wünsche nur, daß du gut sein mögest; das bist du jetzt, und bist nun auch wieder mein liebes gutes Kind.“ Da fühlte sich Anna ganz glücklich und beruhigt, plauderte und spielte mit dem kleinen Knaben und war ganz betrübt, als sie fand, daß er und seine junge Tante sie auf der nächsten Station verlassen wollten. „Was kann ich wohl für den lieben, kleinen Waisenknaben thun?“ dachte Anna; und da erinnerte sie sich, daß ihr Onkel ihr am Abend zuvor eine Börse mit einer Menge Geld gegeben habe, und beschloß, der Tante des kleinen Johann etwas Geld zu geben, um es für ihn aufzuheben; denn sie hatte gesehen, daß ihre Tante Roß den Damen, welche zu ihr kamen, um sie zu bitten, für arme Leute beizusteuern, Geld gegeben hatte. Anna zog deßhalb ihre Börse heraus, holte etwas Geld hervor und behielt es in der Haud, bis die Kutsche anhielt; da war sie im Begriff zu sagen: „hier ist etwas Geld für den

kleinen Johann!“ als ihr Onkel ihre Hand festhielt und flüsternd sagte: „laß das, liebes Kind!“ Anna zog darauf ihre Hand zurück, und die junge Frau, nachdem sie Herrn Murray für seine Freundlichkeit gedankt und den kleinen Johann (der jetzt mit Freuden Alles that, was ihm befohlen wurde) seine Hand hatte küssen und dem guten Herrn und dem Fräulein danken lassen, eilte sie aus der Kutsche hinaus, und wurde von einem jungen Manne, der auf sie wartete, und ihr Mann war und von einem alten, der ihr Vater zu sein schien, mit allen Zeichen der Freude empfangen. Anna sah, daß der alte Mann den kleinen Johann auf seine Arme nahm und ihn an seine Brust drückte und hörte, wie die junge Frau sagte: „Johann, das ist dein Großvater.“ Darauf gingen sie weg, und sie hörte weiter nichts von ihnen. Kurze Zeit nachher fuhr die Kutsche wieder weiter, und nun war der dicke alte Herr ganz munter und fing an, sich mit ihrem Onkel zu unterhalten, so daß sie diesen nicht fragen konnte, warum er ihr nicht habe erlauben wollen, Johann's Tante Geld zu geben.

Herrn Murray's Haus lag im Innern der Grafschaft Perth, und es erforderte zwei Tage, um dorthin zu reisen. Als Anna und ihr Onkel für die Nacht einkehrten, und ihnen ein Zimmer in dem Gasthofe angewiesen war, fragte sie ihn: warum er ihr nicht habe erlauben wollen, der Frau das Geld zu geben? worauf er ihr erwiederte: „weil die junge Frau kein Geld brauchte, mein liebes Kind; du würdest sie beleidigt haben, wenn du es ihr angeboten hättest. Anna schien sich darüber sehr zu wundern, denn sie hatte bei ihrem Onkel Roß von den gemeinen Leuten, wie sie da genannt wurden, immer mit Verachtung reden hören, weil sie kein Geld besäßen.

„Du scheinst dich zu wundern, liebe Anna,“ sagte ihr Onkel; „aber wenn du nur bei jeder Gelegenheit denken wolltest: „was ist in diesem Falle Gottes Wille?“ so würdest du gewiß immer recht handeln. Nun hat uns Gott geboten: einander zu lieben; Einer gegen den Andern freundlich gesinnt zu sein; Gutes zu thun, wo wir Gelegenheit dazu haben; Jeden, mit dem wir zusammentreffen, für unsern Nächsten zu halten, und willig zu sein, ihm jeden Liebesdienst zu erweisen, der in unserer Macht steht. Reiche Leute denken zuweilen, sie könnten ihre ärmern Brüder und Schwestern mit Hochmuth und Geringschätzung behandeln und nachher Alles wieder gut machen, wenn sie ihre Börsen herausziehen, und ihnen Geld geben; aber das heißt nicht, Gottes Gebot, wonach wir unsern Nächsten lieben sollen, Gehor-

sam leisten. Und in einigen Fällen, wie das heute der Fall gewesen sein würde, wenn du der jungen Frau in der Kutsche Geld gegeben hättest, beleidigt es nur, und erinnert den Nächsten, daß man sich für berechtigt hält, ihn als tief unter sich stehend zu betrachten, weil man vielleicht besser gekleidet ist.“

Anna hörte ihrem Onkel zu, verstand ihn aber nicht ganz. Sie bemerkte jedoch, daß, obgleich ihre Tante und Cousinen stets von ihm als einem Manne ohne Vermögen gesprochen hatten, er doch nicht so viel Werth auf das Geld lege als sie.

Es fing am zweiten Tage ihrer Reise gerade an, dunkel zu werden, als der Onkel äußerte, sie seien jetzt nur noch eine halbe Meile von Daluthen, seinem Wohnorte, entfernt. Zugleich theilte er ihr mit, daß sie in einigen Minuten die Landkutsche würden verlassen und Extrapost nehmen müssen, da Daluthen nicht an der Landstraße läge. Anna sah es nicht ungern, daß sie die Landkutsche verlassen sollten; denn der dicke alte Herr war bis dahin mit ihnen gereis't, und obgleich er sie mit vieler Freundlichkeit behandelte, so war sie es doch überdrüssig geworden, ihn vom Wetter, von der vorjährigen Erndte, den Marktpreisen und von Staatsangelegenheiten reden zu hören, und es schien ihr, als wenn Onkel Murray dieses Gesprächs gleichfalls überdrüssig wäre, da der alte Herr auf keinen Gesprächsgegenstand einzugehen schien, den der Onkel auf die Bahn brachte, sondern stets auf die genannten Gegenstände zurückkam. Endlich sagte Onkel Murray: „Nun, liebe Anna, sind wir in dem Dorfe, wo wir die Landkutsche verlassen.“ Anna sah hinaus; es war beinahe ganz dunkel; sie bemerkte jedoch, als die Kutsche anhielt, daß ein Knabe in größter Eile darauf zulief, und dann an ihr vorbei sah, als wenn er erwartete, Jemand zu sehen, den er kenne, und sogleich ausrief: „Es ist der Vater, Norman, und unsere Cousine.“ Darauf kam noch ein Knabe und der erstere öffnete den Kutschenschlag und ließ in einem Augenblicke den Wagentritt herunter. „Meine Jungen, meine lieben Jungen!“ sagte Herr Murray in einem zärtlichen Tone, „helft eure Cousine aus dem Wagen.“

Der ältere Knabe streckte seine Arme in die Höhe, und hob Anna ganz sanft heraus; dann flogen beide Knaben in die Arme ihres Vaters, welcher sie zärtlich umarmte. Darauf hingen sie sich jeder an einen Arm des Vaters, als der älteste an Anna dachte, des Vaters Arm fahren ließ, darauf Anna's Hand ergriff und sie in die seines

Vaters legte und an ihrer andern Seite nach dem Wirthshause zuging.

„Seid ihr alle wohl, Kinder,“ sagte Herr Murray zu seinem ältesten Sohne.

„Alle ganz wohl, und Mutter erwartet dich noch heute. Ich habe deßhalb Macalpin gebeten, einen Wagen für dich in Bereitschaft zu halten, und da seh ich Watty ihn herausbringen. Wir werden uns keine Minute aufzuhalten brauchen; aber kommt in's Haus, denn ich weiß, Madame Macalpin hat Etwas für euch zubereiten lassen, und würde es übel nehmen, wenn ihr es nicht annähmet.“

In der Thür des Wirthshauses stand Madame Macalpin bereit, Herrn Murray zu empfangen. „Gott sei Dank, daß Sie wohlbehalten wieder zurück sind! Ich hoffe, Sie haben eine angenehme Reise gehabt. Das Wetter ist für diese Jahreszeit ungemein schön gewesen; kommen Sie doch herein, wenn es Ihnen gefällig ist. Der Wagen wird sogleich bereit sein, und ich hoffe, Sie werden indeß Etwas zu sich nehmen.“ Dabei schien sie Herrn Murray mit der größten Liebe und Ehrerbietung zu betrachten. Herr Murray bedankte sich, und folgte ihr in ein nettes, kleines Zimmer, wo ein helles Feuer brannte, und ein Tisch gedeckt war, mit dem Besten versehen, was ihr Haus liefern konnte.

„Sie haben uns ein Fest bereitet, meine gute Madame Macalpin,“ sagte Herr Murray freundlich.

„Ein Fest? O, ich wünsche, es wäre zehnmal besser, ich würde damit nichts, als meine Schuldigkeit thun.“ Darauf machte sie einen ehrerbietigen Knix und verließ das Zimmer. Kenneth stellte einen Stuhl für Anna neben seinen Vater, und nachdem er gewartet, bis dieser den Segen gesprochen, reichte er ihr alles Das, wovon er glaubte, daß es ihr am liebsten sein würde. Herr Murray aß gleichfalls Etwas, um die gute Madame Macalpin nicht zu beleidigen, wünschte aber sehr, nach Hause zu gelangen; weßhalb sich denn auch die ganze Gesellschaft bald in den Wagen begab. Kenneth setzte Anna auf ihres Onkels Schooß, da nicht Platz genug für Alle war. Sie waren sehr vergnügt; die Knaben schienen sehr erfreut zu sein, ihren Vater wieder zu Hause zu sehen, und hatten ihm soviel von Dem zu erzählen, was während der Woche, die er abwesend gewesen, vorgefallen war. Aber bei all' dieser Freude waren sie sehr freundlich gegen einander, und sprachen nicht beide zugleich, sondern waren so sanft,

besonders Kenneth, daß Anna sich wunderte, wie dieß die rohen tölpischen Jungen sein könnten, die ihre guten Manieren verderben sollten. Ihr Vetter Georg würde weit mehr Lärmen gemacht haben und geschwätziger gewesen sein, als diese beiden Knaben zusammengenommen, und wenn Luise dabei gewesen wäre, so würden sie sich wohl zwanzigmal während eines solchen Gesprächs gezankt und geschlagen haben, woran diese Knaben nie zu denken schienen.

Endlich hielt der Wagen vor einer kleinen weißen Pforte an; eine Magd hielt diese offen, bis sie herein waren. Das Haus war noch eine kleine Strecke davon entfernt, und der Pfad dahin auf beiden Seiten mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt; da es indeß dunkel war, schmiegte sich Anna fest an ihren Onkel an. An der Hausthür wartete Madame Murray mit ihren beiden kleinen Knaben, um die Reisenden zu empfangen. Die Freude war hier eben so groß, wie bei dem Zusammentreffen vor dem Wirthshause. Herr Murray ging hierauf in das Haus, mit seinem jüngsten Knaben auf dem Arme, während der andre, seinen Rockschoß haltend, ihm folgte. Als sie in das Zimmer kamen, wo das Licht war, sah Anna ihre neue Tante schüchtern an; diese betrachtete sie ebenfalls. Madame Murray sah sehr ernst aus, obgleich alle Uebrigen höchst erfreut zu sein schienen. Sie war in tiefer Trauer, und Anna bemerkte nun, was ihr vorher nicht aufgefallen war, daß auch alle ihre Vettern in Trauer waren, und als Kenneth seine Mutter ansah, wurde Anna gewahr, daß auch er sogleich anfing, ernst auszusehen, leise zu Norman ging, und ihm einige Worte zuflüsterte, worauf auch dieser sogleich still wurde. Und als sie ihren Onkel ansah, bemerkte sie, daß auch dieser betrübt aussah, obgleich er seine beiden jüngsten Knaben liebkoste. Kenneth schien indeß bemüht, Alle wieder froh zu machen; er half Anna Alles ablegen, worin man sie gehüllt hatte, um sie gegen die Kälte zu schützen; dann stellte er einen Stuhl für sie neben seine Mutter, die sich niedergesetzt hatte, um Thee zu machen.

Alles war hier ganz anders, als es Anna in ihres Onkels Roß Hause zu sehen gewohnt gewesen war. Dort geschah Alles durch Bediente: Bediente brachten Thee und Kaffee herein, Bediente brachten den Kuchen, Bediente standen in Bereitschaft, um die leeren Tassen wegzunehmen, denn Tante Roß hielt es für höchst unanständig, irgend Etwas selbst zu thun. Hier machte Madame Murray den Thee für Alle, bereitete das Nöthige für die beiden kleinen Knaben, und hatte

Niemand zur Hülfe als Kenneth, der ihr den Theekessel reichte, und Acht gab, ob er ihr nicht auf irgend eine Weise dienen könne. Kenneth und Norman bereiteten das Butterbrod, reichten es herum, und nöthigten den Vater, die Mutter und Anna auf das freundlichste zum Essen. Im Hause des Onkels Roß hatte Anna immer in einem prächtigen Zimmer den Thee eingenommen, und zwar mit andern kleinen Mädchen (denn nur bei solchen Gelegenheiten wurde sie zum Thee herunter geholt); sie, ihre Cousinen und die jungen Gäste waren dann immer sehr elegant gekleidet, mußten sich graziös benehmen, und von den höflichsten Redensarten Gebrauch machen. In Onkel Murray's Hause war sie in einem sehr einfach möblirten, kleinen Zimmer, und Niemand schien an etwas Andres zu denken, als an Das, was sie gerade thaten, oder wovon sie sprachen. Bei Onkel Roß war immer Jemand, der übler Laune zu sein schien, und vor Dem die Kinder sich fürchteten. Onkel Roß war häufig ungehalten über irgend Etwas, und sah verdrießlich aus; oder man konnte in dem Gesichte der Tante Roß lesen, daß sie das Benehmen irgend eines der Kinder für linkisch hielt und bald irgend Etwas tadeln würde. In Onkel Murray's Hause war hingegen Alles Liebe und Freundlichkeit; denn obgleich Tante Murray Anfangs betrübt aussah, so war sie doch sanft und gütig gegen Anna, und nachdem Kenneth ihre Blicke beobachtet, und sie durch seine liebevollen Aufmerksamkeiten zu erheitern gesucht hatte, wurde sie munterer, und schien alle ihre Knaben so lieb zu haben, sprach so sanft mit ihnen, und war so freundlich gegen Anna, daß diese sie bald liebgewann.

Als der Thee vorüber war, äußerte Herr Murray, Anna werde wohl müde sein, und solle deßhalb nicht bis zur Betstunde aufbleiben. Darauf segnete er sie, und wünschte ihr eine gute Nacht. Die beiden ältesten Knaben schüttelten ihr herzlich die Hand, und die kleinen kamen, um sich küssen zu lassen. Darauf begleitete Madame Murray selbst Anna nach ihrem Zimmer. Dieß war sehr klein, und stieß an das der Tante Murray. Es stand ein hübsches, kleines Bett darin, und Alles war nett und bequem, wiewohl ganz anders, als beim Onkel Roß.

Madame Murray zeigte Anna freundlich, wohin man ihre Sachen gelegt hatte, half ihr Das auspacken, was sie für die Nacht brauchte, und besonders ihre Bibel von der Stelle in ihrem Koffer hervorholen, wohin Mamsell Palmer sie gesteckt hatte. Dann sagte sie, sie wolle

Anna auf eine Viertelstunde verlassen, und dann zurückkehren, um ihr beim Auskleiden zu helfen. Anna verstand wohl, daß ihre Tante sie allein lassen wolle, damit sie eine Gelegenheit zum Beten erhielte, was sie denn auch sogleich that, indem sie ihrem himmlischen Vater dafür Dank sagte, daß er sie zu Leuten gebracht, die sie lieb hätten, und sie lehren würden, wie sie ihn lieben müsse. Als Madame Murray zurückkam, klopfte sie leise an Anna's Thür, ehe sie hereintrat. Anna öffnete sogleich; als ihre Tante sich jedoch dem Lichte näherte, bemerkte Anna, daß sie wieder sehr traurig aussah, und geweint zu haben schien. Anna wagte es jedoch nicht, ihre Tante zu fragen, warum sie so betrübt sei, sondern sagte nur: „liebe Tante, ich darf Sie nicht bemühen, mir beim Auskleiden zu helfen, und will versuchen, es allein zu thun, ich wünsche es zu lernen.“

„Je eher, je lieber, mein liebes Kind, um dein selbst willen,“ erwiederte Madame Murray mit sanfter Stimme; aber du bist müde, und sollst heute Abend nicht noch anfangen, etwas Neues zu lernen. Ich sehe, du bist nicht daran gewöhnt, dich selbst auszukleiden.“

„Nein, liebe Tante, während der letzten sechs Monate habe ich mich nie allein ausgezogen; vorher habe ich es jedoch zuweilen gethan, denn meine liebe Mama sagte immer, ich müßte in solchen Dingen so wenig als möglich von Andern abhängig zu sein suchen.“

„Dann, mein liebes Kind, wollen wir morgen anfangen, es so zu machen, wie deine liebe Mama es wünschte.“

„O ja, liebe Tante Murray,“ sagte Anna, indem sie ihre Arme um den Hals ihrer freundlichen Tante schlang. Darauf dankte sie ihr für die Mühe, welche sie mit ihrem Ausziehen gehabt, und Madame Murray drückte sie liebevoll an ihr Herz. Dabei schien es aber Anna, als sähe sie trauriger aus, als je zuvor.

Nachdem Anna sich in's Bett gelegt hatte, setzte sich ihre Tante hinter den Bettvorhang neben sie, beugte sich über sie, und fragte: „Kannst du wohl ein Abendlied hersagen, mein liebes Kind?“ Anna pflegte dieß immer bei ihrer Mutter zu thun, und fing nun an, das herzusagen, was sie zuletzt von dieser gelernt hatte. Die Tante Murray hörte eine Zeitlang zu, und wandte dann ihr Gesicht weg, um sich die Thränen abzutrocknen, und als Anna fertig war, bückte sie sich, und küßte sie mehrere Male, ohne Etwas zu sagen. Dann bat sie Gott, Anna zu segnen, zog die Vorhänge zu, und entfernte sich. Anna konnte sich jedoch nicht genug wundern, warum die Tante Murray so

traurig sei; nachdem sie aber eine Zeitlang nachgedacht hatte, fiel ihr ein, Kenneth sehe ja so freundlich und gutmuthig aus, sie wolle ihn deßhalb fragen, wenn sie wieder mit ihm zusammenträfe, und nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, schlummerte sie ein.

Der nächste Tag war ein Sonntag; aber wie verschieden war dieser Sonntag von denen, welche Anna im Hause ihres Onkel Roß zugebracht hatte. Dort unterschied sich dieser Tag von allen übrigen durch nichts Anderes, als dadurch, daß keine Stunden waren, und daß sie nur einen Theil aus dem Katechismus auswendig lernen, ein Kirchengebet hersagen, und einmal in die Kirche gehen mußten. Jeder sprach an diesem Tage von denselben Dingen, wie an den Wochentagen. Onkel Roß las die Zeitung und sprach über weltliche Dinge, oder ging in den Klubb, um mit seinen alten Bekannten zusammenzutreffen. Tante Roß war Sonntags sehr häufig unwohl, weit öfter als an irgend einem andern Tage. Sie pflegte dann auf dem Sopha zu liegen, und wenn Abends Niemand kam, so war sie ganz besonders scharfsichtig, Anderer Fehler zu bemerken, und brachte den Abend damit zu, Strafpredigten zu halten und zu tadeln. Mamsell Palmer schrieb an diesem Tage entweder Briefe an ihre Verwandte und Freundinnen, oder ging aus, um Besuche abzustatten. Kurz, Niemand schien zu wissen, daß es des Herrn Tag sei, Jeder schien vielmehr zu glauben, der Sonntag sei ein Tag, der ihm ganz besonders angehöre, und den er ganz nach seinem Belieben zubringen könne. So war es nicht in Onkel Murray's Hause. Hier wurde Anna früh von ihrer Tante geweckt, die sie dann eine Zeitlang allein ließ, nachdem sie ihr beim Anziehen geholfen hatte. Darauf kehrte sie zurück, und brachte Anna nach ihres Onkels Studierstube. Hier waren ihr Onkel, alle ihre Vettern und die beiden Mägde in reinlicher, netter Kleidung versammelt, und bereit, nach der Kirche zu gehen. Nachdem sich Alle gesetzt hatten, sagte Onkel Murray ein Lied vor, und dann fingen die Tante, die Vettern und Alle an zu singen; aber obgleich Anna in den letzten drei bis vier Monaten, wegen ihrer Aufmerksamkeit und raschen Fortschritte beständig gelobt worden war, so konnte sie doch nicht in diesen Gesang zum Lobe Gottes mit einstimmen. Sogar der kleine Hugo, der nicht älter als fünf Jahre war, und zwischen seiner Mama und Anna saß, ließ seine feine, helle Stimme mit denen der Andern ertönen. Alle sangen, außer Anna, die sich schämte, daß sie so stumm da saß, und in ihrem Herzen dachte, sie habe nie zuvor so schöne

Musik gehört, wie die vollen, hellen Stimmen ihrer jungen Vettern und ihrer Tante. Als das Lied aus war, las Onkel Murray ein Kapitel aus der Bibel vor, und erklärte es so einfach, daß Anna Vieles von dem, was er sagte, verstand und ihn mit jedem Augenblick immer mehr liebgewann, indem sie ihm zuhörte, wie er Alle Gott kennen, lieben und ihm dienen lehrte, und wie sie gut und selig werden könnten. Dann betete der Onkel Murray für Jeden insbesondere, worauf die Mägde sich entfernten; und nun sagte er seinen Knaben und Anna, was sie den Tag über auswendig lernen und am Abend aufsagen sollten. Dann küßte und segnete er Alle, und entließ sie, um allein in seinem Studierzimmer zu bleiben.

Madame Murray ging in das Wohnzimmer, um das Frühstück zu bereiten, und während sie dieß that, nahm Kenneth Anna auf den kleinen, sonnigen Rasenplatz vor der Hausthür mit sich hinaus. Es war jetzt im Anfange des Frühlings, und der kleine Platz war angefüllt mit Primeln, Schneeglöckchen und andern Blumen, welche zuerst aus der Erde hervorzugucken wagen, wenn der Schnee wegschmilzt. Anna freute sich sehr über diesen Anblick, da sie seit einigen Wochen nur auf den Straßen spazieren gegangen war, ging von einer Stelle zur andern, und bückte sich, um die zarte Schönheit der Blümchen zu bewundern. Kenneth folgte ihr, und schien Wohlgefallen an ihren Ausdrücken des Vergnügens zu finden. Bald bemerkte sie auch, daß Madame Murray ebenfalls in ihrer Nähe war, denn beim Aufsehen sah sie dieselbe am offenen Fenster des Wohnzimmers stehen. Anna eilte hierauf sogleich zu ihr. „Wie schön diese Blumen sind, liebe Tante!“ rief sie aus, indem sie auf die vielfarbigen Stellen wies, welche sie umgaben.

„Ja, liebe Anna,“ erwiederte die Tante, „sie kommen alle wieder, und blühen von Neuem im Frühling.“ Madame Murray sah sehr traurig aus, als sie dieß sagte, und wandte sich vom Fenster weg. Warum sieht denn die Tante so traurig aus, Kenneth?“ fragte Anna, indem sie dem Weinen nahe war.

Kenneth sah auch betrübt aus, und sagte: „Die Mutter denkt daran, daß im Frühlinge die Blumen zurückkehren und blühen, und Alles wieder frisch und schön aussieht; daß aber Diejenigen, welche sterben und in's Grab gelegt werden, nicht wiederkehren. Voriges Jahr um diese Zeit ging meine Schwester Marie umher, und bewunderte dieselben frühen Blumen, welche du jetzt bewunderst, Anna; sie

liegt aber nun im Grabe, und wird nie wieder kommen, und darum sieht die Mutter so traurig aus."

"Hast du eine Schwester gehabt, und ist die todt?" fragte Anna.

"Ja, hast du noch nichts von Marien gehört?"

"Nein, Kenneth, ich habe nie von ihr gehört."

"Sie war gerade von deinem Alter, Anna, und die Mutter sagt, sie werde durch dich jeden Augenblick an sie erinnert, und kann nichts thun, als dich ansehn, obgleich es sie so traurig macht."

"Ist es schon lange her, seit Marie gestorben ist?" fragte Anna.

"Nur ungefähr sechs Monate," erwiederte Kenneth.

"Sie ist aber in den Himmel gegangen, sie ist bei Jesus und gewiß glücklich," sagte Anna. Mein Papa, meine Mama und meine kleine Cousine Marianne sind auch da."

"Ja," entgegnete Kenneth, "Marie ist gewiß glücklich; denn sie liebte den Heiland, und setzte ihr Vertrauen auf ihn, und die Mutter sagt, sie möchte es nicht anders haben, und freut sich, daß ihre kleine Marie an dem Orte ist, wo es kein Leid mehr giebt. Aber Marie war beständig bei der Mutter; sie war den ganzen Tag über ihre Gesellschafterin, und so gut, gehorsam, still und heiter, daß Alle sie noch immer vermissen, besonders die Mutter. O, Anna, wenn du doch an Mariens Stelle für die Mutter und den Vater eine Tochter, und für uns eine Schwester werden möchtest!" Kenneth sagte nichts weiter, denn seine Mutter rief ihn und Anna in dem Augenblick vom Fenster aus, zum Frühstück zu kommen, aber Anna mußte noch immer an Das denken, was er zuletzt gesagt hatte, und wünschte dem Onkel und der Tante Murray eine Tochter werden zu können. Aber dann mußte sie den Onkel und die Tante Roß, Luisen und Alle in Onkel Roß's Hause verlassen, und das betrübte sie sehr.

Nach dem Frühstück gingen Herr Murray, Kenneth und Norman zusammen aus, und Madame Murray theilte Anna mit, daß der Onkel, so lange die Tage kurz seien, die zum Kirchspiel gehörenden Kinder vor dem Gottesdienste zu versammeln pflege, um sie zu katechisiren; wenn aber die Tage länger würden, so versammle er sie des Abends; denn viele von ihnen wohnten in zu großer Entfernung, um des Abends kommen zu können, wenn die Tage kurz wären. Die Tante erzählte Anna auch, Kenneth und Norman hülfen dem Vater beim Unterricht und bei der Katechisation der jüngeren Kinder.

Es war noch eine Stunde vor dem Anfange des Gottesdienstes.

Madame Murray ließ deßhalb Anna und die kleinen Knaben das auswendig lernen, was sie aufsagen sollten; dann gingen sie in die Kirche. Die beiden Mägde folgten, nachdem sie die Hausthür zugeschlossen und den Schlüssel mit sich genommen hatten, denn Keiner, der im Stande war, zu gehen, durfte bei Herrn Murray aus der Kirche bleiben. Tante Murray sagte Anna, sie müsse aufmerksam zuhören, denn der Onkel verlange von Jedem in seiner Familie, daß er ihm aus seiner Predigt Etwas mittheilen könne. Anna hörte ihrem lieben Onkel Murray mit großer Aufmerksamkeit zu, und behielt ziemlich viel von Dem, was er sagte, im Gedächtniß. Auch Kenneth und Norman waren ununterbrochen aufmerksam, und selbst die kleinen Knaben sahen aus, als wenn sie mit der größten Aufmerksamkeit zuhörten, machten nie das geringste Geräusch, standen nicht auf, gafften nicht umher, gähnten auch nicht, und sahen nicht aus, als wenn sie Langeweile fühlten, wie dieß stets bei ihren Cousinen in der Kirche der Fall war. Kurz, Jeder schien Onkel Murray aufmerksam zuzuhören, und dieser sprach, als wenn er sie Alle von ganzem Herzen lieb hätte.

Es war Sitte bei Onkel Murray, daß die Damen und Herren, welche weit von der Kirche entfernt wohnten, und deßhalb zu Wagen kommen mußten, oder nicht nach Hause gehen und zum Nachmittagsgottesdienst zurückkehren konnten, die Zeit zwischen der Vor- und Nachmittagspredigt im Pfarrhause zubrachten, wo sie von Madame Murray gastfreundlich aufgenommen wurden. An diesem Sonntage waren viele Damen und Herren im Pfarrhause; und Anna half ihrer Tante nach ihrer Anweisung ihnen Wein, Kuchen und Aepfel aus ihrem eigenen Garten anbieten. Anna hörte, wie die Damen fragten, wer sie sei, und wie sie die Bemerkung machten, was für ein hübsches, zierliches, kleines Mädchen sie wäre, so daß Anna anfing, eitel zu werden. Darauf sagte die Tante: „Anna, du solltest lieber hinausgehen, und nachsehen, was Kenneth macht.“ Es that Anna sehr leid, weggehen zu müssen; aber, obgleich einige Damen und Herren ausriefen: „O schicken Sie doch das Kind nicht weg! bitte, lassen Sie es hier bleiben!“ so wiederholte die Tante Murray doch, was sie gesagt hatte, und sah dabei so ernsthaft aus, daß Anna fürchtete, sie sei böse, und sogleich gehorchte. Als sie jedoch das Zimmer verließ, mußte sie bei sich denken: „Wie ganz anders ist doch Tante Murray als Tante Roß! Tante Roß würde mich mit Wohlgefallen angesehen und nachher gelobt haben, wenn mir die Damen in ihrem Hause so viel Auf-

merksamkeit geschenkt hätten, und Tante Murray sieht so ernsthaft aus, als wenn es etwas Böses wäre, sich zierlich zu benehmen.“ Mit diesen Gedanken ging Anna langsam die Treppe herunter, und als sie unten ankam, sah sie Kenneth in Begleitung eines alten Mannes mit grauem Haar, der sehr gebrechlich zu sein schien, und sich beim Gehen auf einen Stab stützte, in's Haus treten.

„Komm herein, Andreas, warum willst du die ganze Zeit bis zum Nachmittagsgottesdienste auf dem kalten Kirchhofe sitzen?“ sagte Kenneth, und führte ihn nach der Küche zu, während der alte Mann sich zurückzog, und sagte: „Lassen Sie mich nur, Herr Kenneth, ich befand mich ganz gut auf dem Kirchhofe, es ist ja ein schöner Tag.“ Kenneth bestand jedoch auf seinen Willen, und als Anna ihm folgte, und in die Küche sah, nahm sie eine Anzahl alter Leute wahr, welche um ein helles Feuer saßen, während Nanny, die älteste von den Mädchen, Brod, Käse und Bier unter sie austheilte. Nachdem Kenneth gesehen hatte, daß Andreas ein bequemer Platz zu Theil geworden war, überließ er ihn Nanny's Fürsorge. Als er hierauf Anna sah, sagte er: „O, komm mit mir, Anna, und laß uns sehen, ob sonst noch Jemand da ist, der herein gebracht werden sollte.“ Anna wäre lieber oben in dem Wohnzimmer ihrer Tante geblieben, um sich von den Damen, die thörichter Weise glaubten, dieß sei ihrer Tante angenehm, Schmeicheleien sagen zu lassen. Aber sie konnte Kenneth seine Bitte nicht abschlagen, und folgte ihm, worauf dieser nach dem Kirchhof zurückeilte. Daselbst saßen eine Menge Leute, die aus einer großen Entfernung gekommen waren, auf den Leichensteinen und warteten auf den Nachmittagsgottesdienst. Kenneth trat unter sie, und Alle schienen ihn lieb zu haben, und ihn mit Achtung zu betrachten, und wenn er einen alten Mann oder eine Frau fand, die lieber ein kleines Kind mit sich genommen hatte, als daß sie aus der Kirche geblieben wäre, so lud er sie freundlich in's Pfarrhaus ein, und drang so lange in sie, bis sie seine Bitte erfüllten. Auf diese Weise füllte er zwischen der Vor- und Nachmittagspredigt seines Vaters Küche und Sprechzimmer mit alten und gebrechlichen Leuten, oder mit Frauen an, die kleine Kinder bei sich hatten. Alle konnten ausruhen, sich erquicken und vorbereiten, von dem Nachmittagsgottesdienst Nutzen zu ziehen.

„Wollen wir nun nicht in's Wohnzimmer hinaufgehen, Kenneth?“ fragte Anna, nachdem er so viele Leute herein gebracht zu haben schien, als er wünschte.

„Nein," erwiederte Kenneth, „ich darf nicht; mein Vater hat mir die Sorge für die Alten und Schwachen übertragen, während meine Mutter für die Damen sorgt, denn der Vater kommt nie nach Hause; er bleibt immer in einem kleinen Zimmer in der Kirche, um sich für den Nachmittag vorzubereiten; ich darf also meinen Posten nicht verlassen. Außerdem," fuhr Kenneth erröthend fort, „gefällt mir auch das Geschwätz nicht, welches die Damen und Herren über uns führen, bloß um der Mutter etwas Angenehmes zu sagen; und der Vater sagt, ich habe ganz recht, daß es mir nicht gefalle."

„Aber, warum denn?" fragte Anna, die sich beinahe schämte, daß ihr Etwas gefiel, was Kenneth so sehr zu verachten schien.

„O," erwiederte Kenneth, „weil ich nicht wünsche, daß mir Etwas gefallen mag, außer der Wahrheit."

„Aber, warum glaubst du denn, daß es nicht Wahrheit ist?"

Kenneth machte ein komisches Gesicht und sagte: „O, meine liebe Madame Murray, was sind das für hübsche Knaben! Niemand hat so reizende Kinder, wie sie!" Das sagen die Damen zu meiner Mutter; wenn sie aber aus dem Hause gehen, dann hört Nanny sie sagen: „die arme Madame Murray, was mag sie nicht Alles zu nähen, zu stopfen und zu flicken haben, um alle diese großen, linkischen Jungen so nett zu kleiden." Nanny hatte dieß einmal Norman mitgetheilt, als sie bemerkte, daß er eitel war, weil die Damen still gestanden waren, um sein lockiges Haar zu bewundern, und als mein Vater das hörte, mußte er herzlich lachen. Doch, Anna, dieß ist kein Sonntagsgespräch." Kenneth war betrübt, daß er durch diese thörichten Reden den Sonntag entheiligt hatte.

Als der Nachmittagsgottesdienst aus war, wurde der Abend in Herrn Murray's Hause damit zugebracht, daß er sich von den Mägden und Kindern sagen ließ, was sie von den beiden Predigten verstanden hätten, und Anna wunderte sich, als sie hörte, daß Kenneth sie beinahe ganz auswendig wußte, oder sie wenigstens so lange hersagte, bis sein Vater nicht mehr Zeit hatte, ihn länger anzuhören. Auch ließ Herr Murray die Kinder aufsagen, was sie hatten auswendig lernen müssen und examinirte jedes sehr genau, aber doch mit Freundlichkeit, um sich zu überzeugen, ob sie das Gelernte auch verstanden hätten. Der Tag wurde beschlossen, wie er angefangen worden war, nämlich mit einer Andachtsübung. Als die Familie für die Nacht auseinanderging, schien Jeder den Andern von Herzen zu lieben, und

als Anna zu Bett gebracht war, und Tante Murray ihr Abendlied angehört, sie geküßt, gesegnet und dann verlassen hatte, dachte Anna daran, wie glücklich sich ihre Mutter gefühlt haben würde, wenn sie ihre Sonntage auf Erden bei Onkel Murray hätte zubringen können, wo Jeder wünschte, Gott zu dienen und ihm wohlzugefallen, und sie dachte, wenn sie nun hier bleiben wollte, dann würde man sie auch lehren, was gut ist, und wie sie Dem, was ihre Mutter ihr auf dem Sterbebette gesagt, Gehorsam leisten könne. Und wenn sie vorsätzlich ihres Onkels Murray Haus verließe, und zu Onkel Roß zurückginge, um bei diesem für immer zu bleiben, so würde sie damit einen Ort wählen, wo Gott vergessen werde, und wo Niemand lerne gut zu sein; und obgleich sie es bedauerte, Roßens verlassen zu müssen, so sagte ihr doch ihr Herz, ihre Mutter habe gewünscht, daß sie bei Onkel Murray bleibe.

„Am nächsten, wie überhaupt an jedem Morgen versammelte Herr Murray seine Familie, um etwas vorzulesen, und ein Gebet zu halten. An Wochentagen gingen Kenneth und Normann sogleich nach dem Frühstück in die Schule. Diese war beinahe eine Meile entfernt. Sie hatten deßhalb ein kleines Pferd, auf welchem sie abwechselnd ritten. Kenneth erzählte Anna, wie sie es machten. „Ich mache mich zuerst auf den Weg,“ sagte Kenneth, „und reite bis nach David Leslie's Hause; dort lasse ich Schag zurück, wo er dann ein wenig Gras frißt, und David sagt mir, ob wir über den Bach können oder nicht; denn zuweilen, nach einem starken Regen, oder, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, dann ist der Bach so reißend und so tief, daß die zum Hinübergehen hineingelegten Steine ganz bedeckt sind, und wir nicht hinüber können. Wenn David sagt, wir könnten nicht hinüber, dann haben wir meine Mutter versprochen, es nie zu wagen, selbst wenn es uns nicht gefährlich scheinen sollte; das beruhigt sie, wenn wir fort sind. Wenn keine Gefahr ist, dann gehe ich hinüber, setze langsam meinen Weg fort, und lerne dabei meine Aufgaben, bis Norman eine kurze Strecke weiter an mir vorübertrabt. Dann kommt eine tiefe Schlucht, und wenn viel Schnee gefallen ist, treibt er oft hinein, so daß sie ganz angefüllt wird. Nahe dabei wohnt Duncan Mackay, und wenn der sagt, daß wir nicht durchzugehen versuchen sollen, dann haben wir meiner Mutter versprochen, es nicht zu thun; wenn wir aber hindurch können, dann steigt Norman vom Pferde ab, und ich hinauf, und Schag trabt dann munter noch beinahe eine Vier-

telmeile weiter. Dann kommt ein Hügel, über den wir gehen, weil es näher ist, und der arme Schag erhält Erlaubniß, hinaufzugehen, ohne einen von uns auf seinem Rücken zu haben; aber an der andern Seite trabt er herunter, und dann sind wir nah bei der Schule. Dort ist ein alter Mann, der in einem Hause am Eingange der kleinen Stadt wohnt und ein kleines Stück Feld besitzt, wo wir unsern Schag und viele andre Knaben ihre kleinen Pferde lassen, bis die Schule aus ist." Dieß erzählte Kenneth Anna, als er am ersten Morgen nach ihrer Ankunft im Pfarrhause zu Daluthen in die Schule ging. Madame Murray und Anna gingen dann bis an die Pforte, um die beiden Knaben abziehen zu sehen; Kenneth auf dem Schag und Normann ihm zu Fuße folgend und unterwegs seine Aufgaben lernend. Darauf kehrten sie in's Haus zurück, um, wie Madame Murray sagte, fleißig zu sein. „Nun, meine liebe Anna, sollst du sehen, was ich thue, und dann werden wir sehen, was du gern thun möchtest, denn Niemand muß müßig sein." Madame Murray setzte sich hierauf wieder an den Frühstückstisch, und Nanny brachte eine hölzerne Schüssel mit kochendem Wasser, und ein Handtuch, weiß wie Schnee. Tante Murray fing nun an, die Tassen und Näpfe zu waschen, aus welchem die Knaben ihr Frühstück gegessen hatten. Anna sah verwundert aus, und Madame Murray lächelte, und sagte: „Deine Tante Roß hat dieß wohl niemals gethan?"

„Nein, niemals," erwiederte Anna. „Warum lassen Sie denn das nicht Nanny oder Matty thun, liebe Tante?"

„Weil Nanny in diesem Augenblicke Butter macht, und Matty Haferkuchen backt für diese Woche, und sie nicht Alles zugleich thun können."

„Kann ich Ihnen helfen, liebe Tante."

„Ja, liebe Anna, du kannst die Sachen, wenn ich sie getrocknet habe, an ihren Ort in den Schrank stellen." Anna fing deßhalb an, Das zu thun, was ihr geheißen war, und fand, daß ihr diese Beschäftigung eben so sehr gefiel, als sich auf ein Brett zu legen, um ihre Figur gerade zu erhalten, während sie eine Aufgabe lernte, wie sie um dieselbe Stunde bei Tante Roß zu thun pflegte. Nachdem alle Tassen und Sachen gewaschen und bei Seite gestellt waren, ging die Tante mit Anna nach dem Zimmer der Knaben. Hier war Alles in der besten Ordnung, und als die Schubladen aufgezogen wurden, bemerkte Anna, daß sie nicht in dem Zustande seien, wie die ihres Cousin Roß,

Alles durcheinander geworfen und in Verwirrung, sondern ganz nett und ordentlich. Die Tante sah ihre Sachen durch, und so oft sie Etwas bemerkte, was ausgebessert werden mußte, so legte sie es bei Seite, und als sie mit dem Durchsehen fertig war, nahm sie es mit, und setzte sich dann an die Arbeit.

Anna mochte nicht gern nähen, und erbot sich deßhalb eine Zeitlang nicht, der Tante zu helfen, und als sie dieß endlich doch that, geschah es auf eine Weise, daß ihre Tante bemerkte, es geschähe bloß, um nicht unhöflich zu scheinen. Madame Murray sagte deßhalb, sie könne ganz gut Alles, was zu thun sei, selbst thun, und lehnte Anna's Anerbieten ab. Während Anna müßig da saß, und ihre Tante ansah, trat Herr Murray herein. Die beiden kleinen Knaben waren eben bei ihm gewesen, um sich von ihm eine halbe Stunde unterrichten zu lassen. Er forderte nun Anna auf, mit ihm nach seinem Studirzimmer zu gehen. Als sie daselbst waren, nahm er sie auf seinen Schooß. „Nun, meine liebe Anna,“ sagte er freundlich, „was glaubst du wohl, wie du deine Zeit anwenden mußt, so lange du bei uns bist?“

„Ich weiß es nicht, lieber Onkel, will aber gern Alles thun, was Sie mich heißen.“

„Wie lange meinst du wohl, daß du in dieser Welt leben wirst?“

Anna sah ihren Onkel an, denn sie glaubte, daß er scherze, aber er sah ganz ernsthaft aus. „Ich weiß es nicht, lieber Onkel, wie kann ich das wissen?“

„Du bist jetzt in deinem zehnten Jahre, Anna. Die Bibel sagt, die gewöhnliche Lebenszeit sei siebenzig Jahre; da du nun zehn Jahre gelebt hast, so kannst du nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge noch sechszig Jahre leben. Scheint dir das nicht eine lange Zeit zu sein?“

„Ja, lieber Onkel, sehr lang.“

„Und wie lange wirst du im Himmel, oder in der Hölle leben, wenn du stirbst?“

„Ewig,“ erwiederte Anna in einem feierlichen Tone.

„Und wenn nun sechszig Jahre in dieser Ewigkeit verflossen sind, Anna, wird sie dann dem Ende näher sein?“

„Nein, lieber Onkel.“

„Nein, mein liebes Kind, sechszig und wieder sechszig und sechszig tausend Jahre werden verfließen, und sie wird ihrem Ende nicht nä-

her sein. Worauf ich nun eigentlich deine Gedanken zu leiten wünsche, meine Anna, ist diese Frage: „Wenn du nur noch sechszig Jahre in dieser Welt zu leben hast, und vielleicht nicht einmal so lange, in der andern Welt aber ewig leben wirst, solltest du dich da am meisten mit solchen Dingen bekannt zu machen suchen, die nur in dieser Welt von Nutzen sein, oder Vergnügen gewähren können, oder nicht vielmehr mit den Dingen, die dich für den Himmel, und das Leben mit Gott, seinen heiligen Engeln und heiligen Menschen in der Ewigkeit vorbereiten können?“

„Ich muß mich mit den Dingen bekannt zu machen suchen,“ erwiederte Anna, „die mich für den Himmel vorbereiten.“

„Gewiß, mein liebes Kind; aber weißt du auch, daß dein Herz sich sträuben wird, gegen die Beschäftigung mit diesen Dingen; denn der natürliche Mensch, das Herz, welches noch nicht wiedergeboren ist, liebt diese Erkenntniß nicht, er wendet sich davon ab, und findet vielmehr Gefallen an den vergänglichen Dingen dieser Welt. Aber Gott sagt, wir können nicht zugleich diese Welt und ihn lieben, und Diejenigen, welche ihm angehören, überwinden die Liebe zu den Dingen dieser Welt. Nun, Anna, sage mir, was du bisher gelernt hast, und wir werden dann sehen, was nur für diese Welt war, und was dir helfen kann, dich für die zukünftige vorzubereiten. Und so lange du bei uns bist, sollst du dich mit den Dingen beschäftigen, mit denen du, wie du selbst erklärt hast, bekannt werden mußt. Was ist bisher täglich deine erste Unterrichtsstunde gewesen?“

„Das Erste, was ich des Morgens bei Mamsell Palmer that, war, mich eine halbe Stunde auf dem Klavier zu üben.“

„Du stimmtest ja aber in unsrer Betstunde nicht mit ein in unsre Lieder zur Ehre Gottes,“ bemerkte Herr Murray. „Es ist uns geboten, ihm Loblieder zu singen, und wenn wir dieß thun, so verbinden wir uns schon auf Erden mit den seligen Geistern im Himmel; aber Musik ohne dieses hat nichts zu thun mit der zukünftigen Welt. Wurdest du, wenn du übtest, veranlaßt, an Gott, oder irgend etwas Gutes zu denken?“

„O nein, lieber Onkel.“

„So lange du also bei uns bist, liebe Anna, wollen wir nur die Musik treiben, durch welche wir Gott preisen und die uns Liebe zu ihm einflößt. Er hat Kenneth eine schöne Stimme und ein gutes Ge-

hör gegeben, und dieser soll dich geistliche Lieder und Psalmen lehren. Nun, was war denn die nächste Stunde?"

"Sprachlehre, lieber Onkel."

"Gut, das hilft dir deine eigne Muttersprache besser zu verstehen, und die guten Bücher, die darin geschrieben sind. Laß uns einmal sehen, wie weit du darin vorgerückt bist." Darauf holte Herr Murray ein Buch, und examinirte Anna in der Grammatik; dann auch in der Geographie, Arithmetik und im Französischen. Alles dieß, sagte er, könne ihr nützlich oder nöthig sein, bei Erfüllung der Pflichten, die ihr vielleicht dermaleinst im Leben obliegen würden, und von Gott selbst angeordnet seien, z. B. sich besser bekannt zu machen mit dem Zustande ihrer Mitgeschöpfe in den andern Theilen der Welt, einem Hauswesen vorzustehen, oder Fremden Dienste zu leisten und dergleichen mehr.

"Und dann hatten wir Tanzstunde," fuhr Anna fort.

"Du sollst selbst über die Nützlichkeit des Tanzens entscheiden, liebe Anna," erwiederte der Onkel, und Anna konnte nun nicht finden, daß es ihr auf irgend eine Weise nützlich sei, sie auf den Himmel vorzubereiten, oder ihre Pflichten gegen ihre Mitgeschöpfe zu erfüllen. Darauf sagte Onkel Murray: "Nun, Anna, ich denke, du wirst genug zu thun haben; deine erste Stunde an jedem Tage, nachdem du in deinem Zimmer gelesen und gebetet, dann an unsrer Hausandacht Theil genommen, und hierauf deiner Tante geholfen hast, während ich mich mit den kleinen Knaben beschäftige, sollst du bei mir sein. Da du aber während dieser Stunde nachdenken sollst, so werde ich dir immer am Tage zuvor sagen, was du thun sollst, damit du vorbereitet seist; denn du weißt, meine Amtsgeschäfte lassen mir sehr wenig Zeit übrig. Morgen, liebes Kind, wenn du hierher kommst, wirst du, hoff' ich, vorbereitet sein, mir diese Frage genau zu beantworten." Darauf schrieb Herr Murray auf ein Stück Papier: "Wonach sollen wir nach dem Ausspruche Jesu Christi zuerst trachten?" und gab es Anna, und schickte sie darauf zu ihrer Tante, mit der Bemerkung, er wolle das Nöthige wegen ihrer übrigen Stunden anordnen, sobald Kenneth und Norman nach Hause kämen.

In ein Paar Tagen war jede Stunde von Anna's Zeit besetzt, außer einem Theile des Vormittags, während dessen der Onkel die Kranken, Alten, Betrübten oder Sterbenden in seinem Kirchspiele be-

suchte, und die Tante mit ihrem Hauswesen oder mit dem Unterrichte der kleinen Knaben beschäftigt und Kenneth und Norman in der Schule waren. Abends wurde Kenneth ihr Lehrer in der Grammatik, Geographie, im Schreiben und in vielen andern Dingen, die er gelernt hatte, und, wie Anna glaubte, besser verstand, als Mamsell Palmer, denn Kenneth war sehr fleißig, und immer der Erste in jeder Klasse. Er war auch so freundlich gegen Anna, wünschte so sehr, daß sie Etwas von ihm lernen möchte, und gab sich so viel Mühe mit ihr, daß sie sich bald in allen ihren Verlegenheiten an ihn wandte, und ihm Alles mittheilte, was sie betrübte oder ihr Freude machte, und Kenneth war stets bereit, ihr zu sagen, was gut und recht sei. Und wenn sie Unrecht hatte, so pflegte er sie auf eine so freundliche Weise darauf aufmerksam zu machen, daß sie ihn immer mehr lieb gewann. Die Fragen, welche ihr der Onkel jeden Tag zu beantworten gab, besprach sie immer erst mit Kenneth, weil er ihr den Sinn derselben verständlich machen und bei Auffindung der Antwort Beistand leisten konnte. Dadurch lernte sie Gott und seinen Willen besser erkennen, als ihr dieß ohne seinen Beistand möglich gewesen sein würde. Er half ihr auch die Antwort auf des Onkels erste Frage finden, und zeigte ihr, daß Jesus gesagt habe: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit."

Als die Tage länger und das Wetter wärmer wurde, pflegten Kenneth, Anna und Norman oft in's Freie zu gehen, um ihre Aufgaben zu lernen. Dabei hatten sie eine Lieblingsstelle, wohin sie gewöhnlich gingen. Es war ein Hügel hinter dem Hause, wo die Schafe weideten; der Rasen auf diesem Hügel war kurz und glatt und mit schönen Feldblumen angefüllt, und es befanden sich große Steine an einigen Stellen, gerade als wenn sie zum Sitzen bestimmt gewesen wären. Einer der Steine war ihr Tisch, andere waren ihre Stühle, und das Pfarrhaus mit seinem Garten und den Bäumen herum lag am Fuße des Hügels, und viele Berge lagen um sie her. Hier pflegten sie zu sitzen und ihre Aufgaben zu lernen, hier lehrte Kenneth und Norman Anna geistliche Lieder singen; auch sang Kenneth zuweilen einzelne Worte aus seinem eignen Herzen, wenn er die Sonne zwischen den Bergen untergehen sah, über die Herrlichkeit und Güte Gottes, und dann pflegte er so nachdrücklich und ernst zu Anna und Norman zu reden, ob sie auch gewiß wären, daß sie zu Christo gekommen seien, ihn zu ihrem Heiland

erwählt und ihn lieb hätten, daß sie oft in ihrem Herzen beteten, während er zu ihnen sprach.

Ein Monat nach dem andern verfloß auf diese Weise in Onkel Murray's Hause, und Anna gewann ihren Onkel, ihre Tante, Kenneth und Norman und Alle mit jedem Tage immer mehr lieb, und auch diese behandelten sie so, als wenn sie Anna sehr, sehr lieb hätten. Die Stunden des Vormittags, welche sie anfangs damit zugebracht hatte, müßig herum zu gehen, wandte sie jetzt dazu an, Kenneth's Kleider in Stand zu setzen. Sie hatte bei sich gedacht, was sie wohl thun könne, um ihm alle die Liebe zu vergelten, welche er ihr bewiesen habe, und es fiel ihr ein, daß sie seine Freundlichkeit am besten erwiedern könne, wenn sie seiner Mutter Beistand leiste. Ihre Tante nahm ihr Anerbieten mit Dank an, und als Kenneth erfuhr, was sie that, war er so freundlich und dankbar gegen sie, daß sie sich sehr freute, Etwas für ihn thun zu können. Sie fühlte sich nun weit glücklicher, wenn sie auf diese Weise beschäftigt war, und sich mit ihrer Tante unterhielt, als zu der Zeit, wo sie müßig herum zu gehen pflegte.

Anna dachte nie daran, wie die Zeit verging, und als ihr Onkel Murray sie eines Abends, nachdem sie von dem Hügel hereingekommen war, auf seinen Schooß nahm, und sagte: „Morgen, liebe Anna, hast du deinen Aufenthalt von sechs Monaten in Daluthen beendet,“ war Anna so erstaunt, daß sie kaum glauben konnte, was sie hörte.

„Sechs Monate, lieber Onkel? Sind es wirklich schon sechs Monate? Die Zeit kommt mir so kurz vor!“

„Ja, es sind wirklich schon sechs Monate, liebe Anna, und ich habe einen Brief von deinem Onkel Roß erhalten, worin er mir sagt, er werde mit seiner Familie ein Paar Tage bei einem Freunde zubringen, der ungefähr eine Meile von hier wohnt, und morgen daselbst anlangen. Sie sind umhergereis't, um sich die Gegend anzusehen, wollen aber weiter nichts in Augenschein nehmen, bis du zu ihnen kommst, und das, sagt dein Onkel müsse übermorgen geschehen.“ Onkel Murray sah sehr betrübt aus, als er Anna dieß mittheilte, und auch diese konnte sich des Weinens nicht enthalten, und als sie sich umsah, bemerkte sie, daß Alle ein sehr trauriges Gesicht hatten.

„Ich gehe nicht weg,“ sagte Anna, indem sie ihre Arme

um ihres Onkels Hals schlang; „ich wünsche hier zu bleiben.“

„Halt, liebes Kind!“ sagte der Onkel; — „still, Kenneth!“ denn Kenneth jauchzte in diesem Augenblick auf. „Du mußt deinen Entschluß in Gegenwart deines Onkels Roß und seiner Familie erklären, vorher bitte Gott, daß er dich leiten möge. Du mußt deinen Onkel und deine Tante Roß anhören, wenn sie dir sagen, was du aufgiebst, im Fall du sie verläßt. Alles dieß mußt du thun, ehe du eine Wahl triffst, und ich sehe Das, was du jetzt gesagt hast, durchaus nicht als einen festen Entschluß an. Niemand darf nun noch ein Wort über den Gegenstand sagen,“ fuhr Herr Murray fort, indem er sich an seine Familie wandte, „Anna muß ihre Wahl allein treffen.“

Alle gehorchten, sahen aber sehr traurig aus. Es wurde bald im Hause bekannt, daß Anna weggehen und vielleicht nicht wieder kommen werde, und Nanny und Matty sahen darüber so betrübt aus, wie die Uebrigen. Diese erzählten es den Leuten, welche in den benachbarten Häusern wohnten, und die alte Janette Reay, welcher Kenneth, Anna und Norman abwechselnd die Bibel vorlasen, weil sie nicht mehr sehen konnte, kam von Alter gebeugt, und sich auf einen Stab stützend, nach dem Hause, um von ihrer lieben Anna selbst zu hören, daß sie wieder kommen wolle. Und der kleine Waisenknabe, Wilhelm Graham, der von Madame Murray und den Kindern Nahrung, Kleidung und Unterricht empfing, kam zu Anna, um sie zu bitten, sie solle doch nicht durch ihre Absicht, weggehen zu wollen, alle Leute traurig machen, und Alle bedauerten es sehr, weil es Madame Murray sehr betrüben würde, denn diese schien jetzt Anna wie ihre eigene Tochter zu lieben.

Anna that, wie ihr Onkel ihr geheißen hatte; sie bat Gott, sie zu lehren, was sie wählen solle, und während sie so betete, gewann sie die Ueberzeugung, es sei sein Wille, daß sie bei ihrem Onkel Murray bleibe. Zugleich sah sie ein, daß sie Gott dankbar sein müsse, der sich ihr als Vater bewiesen habe, indem er sie aus einem Hause, wo man sie ihn vergessen, und seine Gebote übertreten gelehrt, in eins gebracht habe, wo sie lerne, wie man ihn lieben und ihm dienen müsse. Sie beschloß deßhalb, Onkel Murray's Haus zu ihrer Heimath zu machen, sagte indeß nichts, da es ihres Onkels Wunsch zu sein schien, daß sie Stillschweigen beobachten solle. An dem Morgen, wo sie mit diesem Daluthen verließ, um mit ihrem Onkel Roß zu-

sammen zu kommen, sahen Alle so traurig aus, als wenn sie nie wieder zurückkommen würde. Die Tante Murray konnte sie kaum loslassen, sondern drückte sie beständig an ihr Herz, küßte sie, und weinte, bis der Onkel sich genöthigt sah, sie sanft von ihr hinwegzuziehen. Kenneth war gar nicht zu sehen, und Niemand wußte, wo er war, außer Norman, welcher sagte, er sei nicht weit entfernt, wünsche aber, Anna nicht Adieu zu sagen. Norman suchte sich des Weinens zu ent halten, konnte es aber nicht, und die kleinen Knaben, Nanny und Matty weinten alle laut. Wilhelm Graham stand da, seine Arme um Schags Hals schlingend, und schien bereit, ihn zu besteigen, um dem Wagen zu folgen.

Zuletzt fuhr Herr Murray mit Anna ab, und nach einer Stunde langten sie in dem prächtigen Hause des Herrn Hodges an. Dieser war ein reicher, alter, westindischer Freund von Onkel Roß, hatte sich ein Gut gekauft und dieß schöne Haus darauf gebaut. Herr Murray war weit und breit in der ganzen Nachbarschaft so sehr geachtet, daß Herr Hodges und seine Frau ihn mit vieler Höflichkeit empfingen, und Onkel Roß war entzückt, seine liebe Anna wieder zu sehen. „Wir wollen uns nun nicht mehr trennen, mein liebes Kind, und werden jetzt alle wieder glücklich sein! Ich habe dich jeden Tag vermißt! Laß mich dich einmal ansehen, liebes Kind! Wie du gewachsen bist, und was du für eine schöne Farbe hast! Nun, ich werde mich Murray's immer für sehr verbunden achten, da sie so gut für dich gesorgt zu haben scheinen.“

„Sie sieht auch wirklich nicht so linkisch aus, als ich fürchtete,“ sagte Tante Roß, „vielleicht ein wenig zu stark; doch nein, der altmodische Schnitt ihres Rocks und Spencers ist wahrscheinlich nur daran Schuld. Wir wollen bald Alles wieder in Ordnung bringen, und Luise wird auch besser daran sein, wenn sie dich wieder hat, mein liebes Kind.“

„Wo ist denn Luise, liebe Tante?“ fragte Anna, die sich etwas verletzt zu fühlen schien, daß ihre Cousine ihr bei ihrer Ankunft nicht sogleich entgegen geeilt war.

„Du sollst sie sogleich sehen, meine Liebe,“ sagte ihr Onkel, indem er seiner Frau einen Wink gab. „Komm, wir wollen uns an dieß Fenster setzen, da werden wir sie und Georg bald sehen.“

Anna setzte sich nun nach ihres Onkels Wunsch auf seinen Schooß. „Da sind sie!“ rief Onkel Roß aus; „sieh einmal, Anna, sie wollten

dich überraschen.“ Und als Anna hinblickte, sah sie, daß Georg Luisen in einem niedrigen, kleinen Wagen fuhr, der mit zwei hübschen Pferdchen bespannt war, die ein sehr prächtiges Geschirr hatten.

„Nun, Anna, was meinst du dazu?“ fragte Onkel Roß. „Diesen hübschen Wagen haben sie von Herrn Hodges zum Geschenk erhalten, und Georg wird dich darin fahren.“

Anna glaubte noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben, und bat um Erlaubniß, zu Georg und Luisen, die jetzt zum Fenster hinauf sahen, und sie durch Winke zu sich einluden, hinunter gehen zu dürfen.

Als Anna unten angekommen war, bat Georg Luisen, aus dem Wagen zu steigen, und Anna ihren Platz einnehmen zu lassen. Luise weigerte sich jedoch und sagte, es sei Platz für beide; dabei rückte sie näher an Georg, der aber laut dagegen protestirte, und erklärte, der Wagen gehöre ihm, und er wolle die Person hineinnehmen, die ihm gefiele. Darauf entstand ein langer Streit, und sie sagten einander härtere und unfreundlichere Dinge, als Anna die ganze Zeit über, wo sie in ihres Onkels Murray's Hause gewesen war, dessen Kinder einander hatte sagen hören. Zuletzt sah Luise sich genöthigt, einzuwilligen, daß Georg Anna nach einem gewissen Ort in dem Parke hin und wieder zurückfahre, und dann rollte der niedliche, kleine Wagen hinweg. Die Pferdchen paßten so gut zu einander und waren so gut eingefahren, daß sie in ihrem schnellen Laufe jeden Schritt zugleich zu thun schienen.

„Wir wollen Luisen einen Streich spielen,“ sagte Georg, als er das Thor wahrnahm, welches nach der Landstraße führte. Dann rief er seinem kleinen Reitknecht zu, das Thor zu öffnen, und fuhr hinaus auf die Straße. Anna machte Georg Vorstellungen, und sagte ihm, er halte sein Wort nicht; aber Georg lachte nur, und fuhr um so schneller. Als er an eine Biegung des Weges, eine kleine Strecke von dem Thore kam, wunderte sich Anna sehr, in einer kleinen Entfernung Schag behaglich weiden und Wilhelm Graham neben ihm im Grase liegen zu sehen. „Was ist das für ein Pferd! wie schlecht muß das gehalten werden!“ rief Georg aus, indem er die Zügel anzog und seine Pferde Schritt gehen ließ. „Und der kleine pfiffig aussehende Spitzbube ist gewiß einer von Denen, über die Herr Hodges beständig klagt, weil sie ihm sein Wild stehlen.“

„Nein, nein!“ rief Anna aus, indem sie ihn zum Schweigen zu

bringen suchte; „es ist Wilhelm Graham, wie kannst du so ungerecht sein? Er würde um der ganzen Welt willen nicht stehlen. Laß mich heraus, ich wünsche mit Wilhelm zu sprechen.“

„Wie, Anna, mit dem gemeinen Jungen willst du sprechen? Nein, wenn du zu uns zurückkommst, mußt du vergessen, daß du solches Pack gekannt hast.“ Darauf drehte Georg um, und fuhr nach dem Park zurück, während Anna sich nach dem armen Wilhelm umsah, der sich nicht aus seiner Stelle bewegt, noch auch ein Wort gesagt hatte, sondern ihnen verlangend nachsah.

Bei seiner Zurückkunft machte Luise Georgen Vorwürfe, daß er sein Wort gebrochen habe, und nachdem er sie eine kurze Strecke gefahren hatte, beschlossen sie, auf einige Zeit in's Haus zu gehen, da sie zu hören wünschten, was Anna während ihres Aufenthalts im Pfarrhause angefangen habe. Was aber auch Anna ihnen erzählen mochte, Georg und Luise lachten nur darüber. Endlich äußerte Georg: „Du, arme Anna, hast also sechs Monate damit zugebracht, zu beten, Psalmen zu singen, blinden, alten Weibern etwas vorzulesen, schmutzigen Waisenkindern Buchstabiren zu lehren, Tassen auszuwaschen und deines Vetters Tölpel Strümpfe zu stopfen? O, du arme Anna, wie bedaure ich dich! Doch nun ist es vorbei, und wir wollen nun wieder so lustig sein, wie wir zu sein pflegten. Ich will dich so oft in meinem Wagen fahren, als du wünschest, um dich zu trösten, und dein halbjähriges Elend vergessen zu machen.“

„Und nun komm mit mir,“ sagte Luise, „und ich will dir die Kleider zeigen, welche die Mama für dich gekauft hat. Ich fürchte zwar, sie werden dir etwas kurz sein, da du so sehr gewachsen bist; jedenfalls aber werden sie dich sehr hübsch kleiden, und wenn du zu uns zurückkommst, sollst du nicht länger in Trauer gehen. Einige Damen und Kinder essen auch heute hier zu Mittag; nach dem Thee sollst du deinen Entschluß öffentlich erklären; und wenn dann dein feierlicher Onkel Murray weggeht, werden wir den Tag mit einem kleinen Ball beschließen. Herr Hodges ist so bemüht gewesen, diesen Ball zu Stande zu bringen, denn er hat keine eigenen Kinder, obwohl Mama sagt, er möchte gar zu gern welche haben, und uns hat er sehr lieb. Doch komm jetzt weg!“ damit flog Luise davon, indem sie Anna mit sich in das Zimmer ihrer Mutter zog, wo viele Kleider ausgebreitet lagen, und Madame Roß's Mädchen bereit stand, die Kinder anzukleiden. Die Tante Roß erschien bald, und da gab es

denn so viel Anprobiren, Haarschneiden, Frisiren und Putzen, beinahe zwei Stunden lang, bis Madame Roß erklärte, Anna habe sich außerordentlich verschönert, und sei erstaunlich wenig linkisch, wenn man ihre Lage während der letzten sechs Monate berücksichtige. Während des Ankleidens war Luise beständig an's Fenster gelaufen, um die Wagen der ankommenden Gäste zu sehen; über Einige lachte sie, Andere bewunderte sie.

Zuletzt gingen Madame Roß und die beiden Mädchen in das Gesellschaftszimmer hinunter, wo sich eine große Gesellschaft von Damen, Herren und Kinder versammelt hatte. Diese, Tante Roß, und die Mädchen wurden einander vorgestellt, dann setzten sich alle sehr ceremoniös nieder, und fingen an, einen Versuch zum Gespräch zu machen. Einige von den Kindern sahen nicht so feierlich aus und schienen froh darüber, zusammengekommen zu sein; Anna erinnerte sich jedoch, daß Tante Roß sie und Luise'n davor zu warnen pflegte, mit andern Kindern eine vertraute Bekanntschaft anzuknüpfen, bis sie selbst ausgemittelt habe, wer diese seien, und ihnen Erlaubniß ertheilt; und obwohl Onkel Murray Anna gelehrt hatte, Jedermann zu lieben und stets bereit zu sein, andere Menschen mit Freundlichkeit zu behandeln, so war es ihr doch, sie wußte selbst nicht warum, als wenn sie in dieser Gesellschaft der Tante Roß Folge leisten müsse.

Nach dem Mittagsessen wurde den Kindern erlaubt, in den Park zu gehen und Georg's schönen Wagen anzusehen. Da erzählten dann Georg und Luise ihren jungen Gefährten von der Wahl, welche Anna am Abend treffen müsse und lachten, wenn sie von ihrem Onkel Murray sprachen, und sagten: es sei thöricht, daß er bleibe, denn Jeder werde lachen müssen, wenn sich in seinem Gesicht getäuschte Erwartung ausdrücke.

Einige von den Knaben sagten, sie würden nicht lachen, sondern es würde ihnen leid thun um Herrn Murray.

„Leid thun, leid thun, daß Anna nicht ihr ganzes Leben mit Psalmensingen und Strümpfestopfen zubringen soll?“ Hierüber lachten die meisten Kinder; aber Anna dachte in ihrem Herzen, sie wolle lieber bei ihrem Onkel Murray, ihrer Tante und Kenneth sein, wo Alle einander lieb hätten und freundlich gegen einander gesinnt wären, als in einem noch so schönen Hause bleiben, wo die Leute Vergnügen daran finden könnten, über ihre besten Freunde zu lachen. Und als Georg sie ansah, wie er die Zügel seiner schönen Pferde hielt, und

auf diese Weise schwatzte, dachte sie, sie wolle lieber mit Kenneth auf dem Hügel geistliche Lieder singen oder sogar in ihrer Tante Zimmer allein seine Strümpfe stopfen, und daran denken, wie dankbar er ihr dafür sein werde, als den ganzen Tag in Georg's Wagen zu fahren.

Endlich war der Thee vorbei, und Herr Murray sagte, er müsse nun Anstalt zur Rückkehr nach Hause machen. Onkel Roß war sehr höflich gegen Herrn Murray gewesen, weil er glaubte, dieser werde sich am Abend von Anna trennen müssen, und ihn deßhalb bedauerte. Er setzte nun einen Stuhl für ihn neben sich und sagte: „lassen Sie uns ein paar Worte mit Anna sprechen, und dann mag sie erklären, Wessen Haus sie zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte wählen will.“ Anna saß ihren Onkeln gegenüber; ihre Tante Roß saß neben ihr und flüsterte ihr zu: „nun, mein liebes Kind, sage deinem Onkel Murray nichts Unhöfliches oder Unfreundliches.“

Alle andern Damen und Herren und Kinder saßen oder standen umher, und warteten mit gespannter Erwartung auf den Ausgang.

Darauf sagte Onkel Roß: „meine liebe Anna, deine Eltern haben in ihrem Testament angeordnet, daß es dir gestattet sein solle, deinen Aufenthaltsort selbst zu wählen. Nach ihrer Bestimmung solltest du zuerst ein halbes Jahr bei mir wohnen, und dann sechs Monate bei deinem Onkel, Herrn Murray, und am Ende dieser zwölf Monate wählen, bei wem du bleiben wollest. Du bist nun zehn Jahr alt, Anna, und hast viel Verstand; du wirst deßhalb gewiß einsehen, wie viel größere Vortheile du in meinem Hause, als in dem deines Onkels Murray haben wirst; ich erkläre auch nun noch in Gegenwart aller dieser Damen und Herren, daß ich, wenn du zu mir kommen willst, dein Vermögen dem Luisens gleich machen will, und du weißt, Anna, ich liebe dich mit der Zärtlichkeit eines Vaters.“ Herr Roß sagte nichts weiter, sondern wandte sich zu Herrn Murray, welcher sogleich Anna anredete: „wenn du es vorziehst, bei mir zu bleiben, liebe Anna, so will ich dir gerade heraussagen, daß du viele weltliche Vortheile aufgeben mußt; ich kann dir durchaus keine anbieten. Aber, Anna, was will es dir nützen, wenn du die ganze Welt gewönnest und nähmest doch Schaden an deiner Seele? Du weißt, in wessen Hause das Heil deiner Seele am meisten beobachtet werden wird. Denke daran, mein liebes Kind, welchen Rath dir deine Eltern geben würden, wenn sie in diesem Augenblicke gegenwärtig wären. Ich will weiter nichts sagen, Anna. Du weißt, daß deine Tante und ich und wir Alle dich herz-

lich lieben, und uns freuen werden, wenn wir dich bei uns behalten können. Ueberlege dieses Alles in deinem Herzen, mein liebes Kind, und dann entscheide dich."

„Ich habe mich schon entschieden," rief Anna, indem sie aufstand und sich an ihres Onkels Murray Brust warf. „Ich will Sie nie wieder verlassen, Onkel Murray! Sie sollen mich unterrichten. Sie haben mich gelehrt, wie ich mit meiner lieben Mama wieder zusammentreffen und in den Himmel gelangen kann. Onkel Murray, ich bleibe bei Ihnen!"

„Anna, Anna, woran denkst du? Ueberlege, ehe du sprichst!" rief Onkel Roß, indem er ihren Arm ergriff, um sie wegzuziehen.

„Nein, nein," sagte Onkel Murray, indem er sie fest an seine Brust drückte, „ich gebe mein liebes Kind nicht wieder weg."

„Wie können sie auf eine so thörichte Weise selbstsüchtig sein, Herr Murray?" rief Onkel Roß in einem so leidenschaftlichen Tone, daß Anna sich noch fester an ihren Onkel Murray anklammerte. „Sie wissen, daß Sie dem Kinde keinen Deut geben können; Sie wissen, daß Ihre eigenen Kinder, wenn Sie morgen stürben, Bettler wären, und Anna genöthigt sein würde, zu mir zu kommen; geben Sie deßhalb uns das Kind!"

„Nein, ich gebe mein theures Kind nicht wieder weg," erwiederte Onkel Murray in einem milden Tone. „Ihr Leben, das meinige und Anna's sind in Gottes Hand. Wir brauchen nur im gegenwärtigen Augenblick recht zu handeln, und dürfen ihm die Zukunft überlassen."

Herr Hodges nahm hierauf Herrn Roß bei Seite, und sagte ihm etwas von einem Prozeß, der angefangen werden könne. Darauf wurde Onkel Roß ruhiger, und sagte: „Sie haben Recht, Hodges, die Gerichte werden Angelegenheiten, wie diese, in Ordnung bringen." Aber Tante Roß wußte, daß Herr Hodges nur deßhalb von einem Prozeß gesprochen hatte, um ihn zu beruhigen, und daß kein Gericht gegen den elterlichen Willen entscheiden könne. Sie suchte deßhalb von gelinden Mitteln Gebrauch zu machen.

„Mein lieber Herr Murray," sagte sie, indem sie ein höchst freundliches Gesicht annahm, „Sie können sicherlich nicht im Ernst sein!"

„Es ist mein völliger Ernst, Madame Roß," entgegnete Herr Murray.

„Aber bedenken Sie doch das Interesse des Kindes!"

„Das thue ich; das Heil seiner Seele ist sein erstes und höchstes Interesse.“

„Pah! Herr Murray, das sind bloß frömmelnde Redensarten,“ erwiederte Madame Roß, indem sie zornig zu werden anfing. „Sie besann sich aber bald wieder, und fuhr dann fort: „wenigstens sagen Sie das nur als Geistlicher; aber in Ihrem Gewissen müssen Sie doch von den größern Vortheilen, welche Anna bei uns haben würde, überzeugt sein.“

„Was für Vortheile meinen Sie denn, Madame Roß?“ fragte Herr Murray, als er bemerkte, daß die ganze Gesellschaft, Onkel Roß und Herrn Hodges ausgenommen, zuhörte.

„Wie können Sie nur eine solche Frage thun, Herr Murray? Jedermann muß wissen, was ich meine: Vortheile in der Erziehung, in feinen Manieren, in Vermögen, in gesellschaftlichen Verbindungen, kurz in Allem.“

„Ausgenommen dem Einen, was Noth thut,“ sagte Herr Murray lächelnd. Dann wandte er sich zu Anna, die sich noch immer an ihn schmiegte: „Nun, liebe Anna, müssen wir gehen, nimm Abschied von deinem Vetter und deiner Cousine.“

Georg und Luise sahen ganz betäubt vor Verwunderung aus, und als Anna kam, um von ihnen Abschied zu nehmen, wandten sie sich von ihr weg, ohne Etwas zu sagen. Als sie aber mit ihrem Onkel das Zimmer verließ, schienen sie wieder zur Besinnung zu kommen, und liefen die Treppe hinunter. Einige von den andern Kindern folgten ihnen, und Georg ergriff Anna am Arm, und rief aus: „Anna ist nicht im Ernst, Herr Murray; sie beabsichtigt nicht, was Sie glauben; komm zurück, Anna!“ Damit suchte er sie wegzuziehen.

„Nein, nein,“ rief Anna, „ich scherze nicht! Leb' wohl, Georg!“ Dabei hielt sie sich fest an ihres Onkels Arm.

„So gehen Sie denn, Fräulein Anna,“ sagte Georg in einem zornigen Tone, „und stopfen Sie Strümpfe bis an das Ende Ihres Lebens.“ „Johann,“ fuhr er fort, „ist der alte Rumpelkasten von einem Wagen bereit? Laß sie abfahren.“

Die alte Chaise war bald vor der Thür, denn die Dienstboten hatten den Postillon nicht aufgefordert, sie oder seine Pferde irgendwo unterzubringen, und überließen es ihm, sie zu füttern, wie er eben konnte; und jetzt schien auch nicht ein einziger von den hochmüthigen Bedienten geneigt zu sein, das Thor zu öffnen, während Georg da stand,

und sich zwang, über das gebrechliche Fuhrwerk, wie er die Chaise nannte, zu lachen. Zwei von den jungen Gästen liefen jedoch sogleich vorwärts, öffneten das Thor, und sagten, als sie Anna in den Wagen halfen: „Du hast ganz recht gethan.“ Dann sahen sie Herrn Murray mit vieler Ehrerbietung an, und dieser drückte ihnen freundlich die Hand, als er in den Wagen stieg. Anna fühlte sich ganz glücklich, als sie sich in Sicherheit und mit ihrem Onkel Murray allein sah. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, und er küßte und segnete sie, nannte sie seine liebe Tochter, und sah so glücklich aus, daß er ihr ein Engel zu sein schien, im Vergleich mit den bösen, leidenschaftlichen Gesichtern, die sie verlassen hatte, und sie liebte ihn herzlicher als je zuvor.

Als Anna und ihr Onkel an die Stelle der Landstraße in der Nähe des Thores kamen, wo Anna Wilhelm gesehen hatte, war dieser noch da; sobald er jedoch bemerkte, daß Anna bei ihrem Onkel in der Chaise war, sprang er auf Schag's Rücken, und sprengte über das Feld nach einem Hügel in einer kleinen Entfernung, und war bald nicht mehr zu sehen. Als die Reisenden nach ungefähr fünf Minuten an dem Hügel vorüber fuhren, stieg eine helle Flamme auf dessen Gipfel in die Höhe, und gleich darauf bemerkten sie ein andres Feuer auf einem Hügel, der ungefähr eine Viertelmeile weiter, auf dem Wege nach Daluthen zu, entfernt war, und dann noch eins, und dann wieder eins, und so fort auf dem ganzen Wege nach dem Pfarrhause. Dieß hatten Kenneth und Wilhelm verabredet, damit man sobald als möglich erführe, ob Anna zurückkomme, und Wilhelm hatte einige von seinen Freunden bewogen, dürre Reiser zu sammeln, und sie auf den Gipfel dieser Hügel zu legen, dabei zu bleiben, und ein kleines Feuer zu unterhalten, um die Reiser sogleich in Brand stecken zu können. Kenneth war bei seiner Mutter geblieben, und Wilhelm hatte an Herrn Hodges Thor aufgepaßt, um, wenn er Herrn Murray sähe, sogleich bereit zu sein, ein Zeichen zum Anzünden des Feuers zu geben, oder betrübt nach Hause zurückzukehren.

Nun liefen die Pferde so schnell, und Onkel Murray war so freundlich, sprach mit Anna wie mit seinem eigenen Kinde, und schien so zufrieden mit ihr zu sein, daß sie sich nie zuvor in ihrem ganzen Leben so glücklich gefühlt hatte. Und als sie ungefähr noch einige Minuten vom Pfarrhause entfernt waren, kam ihnen die Tante Murray, Kenneth und die übrigen Knaben entgegen, und Alle freuten sich sehr,

Anna wiederzusehen, obgleich Kenneth kein Wort sprach und Thränen in seinen Augen hatte. Die alte Janette Reay saß vor ihrer Hausthür, als sie vorüberkamen, um ihrer Anna liebliche Stimme wieder zu hören. Viele von Herrn Murray's Gemeindegliedern standen auf der Straße, um die liebe Anna zu sehen, welche diese Welt dahingegeben und das beste Theil erwählt hatte, und Alle waren voll Liebe und Freundlichkeit gegen sie. Herr Murray sprach freundlich mit den Leuten, und diese betrachteten ihn mit Liebe und Ehrerbietung. Als die Gesellschaft in's Haus trat, fanden sie Nanny und Matty, die eben so erfreut waren, obwohl beide erklärten, sie hätten nicht daran gezweifelt, daß Fräulein Anna zurückkommen werde. Schön klang das Lied für Anna, welches sie mit allen ihren lieben Verwandten an dem Abend sang; aber noch schöner klang es ihr, als sie ihren Onkel Gott Dank sagen hörte, daß er seinem geliebten Kinde den Gedanken eingegeben habe, zu ihnen zurückzukehren.

Am nächsten Sonntag legte Madame Murray ihre Trauerkleider ab, und Anna die ihrigen, denn Madame Murray sagte, sie und ihr Gatte hätten an Mariens Stelle eine andere Tochter gefunden, und die verwaiste Anna einen Vater eine Mutter und Brüder; obwohl Madame Murray noch oft von ihrer geliebten Marie und Anna häufig von ihren theuren Eltern sprach, die in großer Entfernung, nahe bei dem Schlachtfelde von Waterloo begraben lagen.

Andreas Campbell's

Besuch bei seinen Irländischen Vettern.

Es war im Frühling vorigen Jahres, als ich mich auf den Weg machte, um diesen Besuch abzustatten. Ich hatte den ganzen Winter hindurch sehr emsig mein Geschäft betrieben, und war außerdem täglich jeden Abend nach dem, eine halbe Meile entfernten Edinburg gegangen, um die Kunstschule daselbst zu besuchen; denn Nichts hat mir seit meiner frühesten Jugend mehr Vergnügen gewährt, als die Erwerbung von nützlichen Kenntnissen; und die Vorlesungen, welche ich dort hörte, gaben mir auf eine höchst anziehende Weise über gar manche Dinge Aufschluß. Doch dieß ist kein Gegenstand, über den ich mich auszulassen brauche; denn Die, für welche ich die folgenden Blätter schreibe, kümmern sich wenig um die Erwerbung von Kenntnissen irgend einer Art. Wenn ich aber an die Zeit zurückdenke, welche ich bei ihnen zubrachte, wie angenehm sie mir verfloß, und wie freundlich, wie ausnehmend freundlich sie gegen mich waren, so fühle ich mich gedrungen, ihnen ihre Liebe auf irgend eine Weise zu vergelten. In der ersten Zeit nach meiner Rückkehr in die Heimath wurde ich durch das Andenken an ihre Freundlichkeit, besonders bei meinem Abschiede, wo gegen hundert Männer, Frauen und Kinder sich versammelten, um mir und meinen Reisegefährten eine glückliche Reise zu wünschen, das Weinen der Frauen und Kinder, und die mit Trauer gemischte Herzlichkeit der Männer in eine so wehmüthige Stimmung versetzt, daß ich es nicht ertragen konnte, die Meinigen von ihnen reden zu hören; auch mochte ich die Fagen nicht beantworten, welche man über sie an mich richtete, und die mir größtentheils sehr lieblos zu sein schienen; denn in dem Theile von Schottland, wo ich wohne,—

ungefähr eine halbe Meile südlich von Edinburg — hält man nicht viel von den Irländern. Die Ursache hiervon ist nach meiner Meinung die, daß die meisten Irländer, welche nach Edinburg oder in die Umgegend dieser Stadt kommen, sich nicht bemühen, mit Leuten in Verkehr zu treten, die einen ehrbaren Wandel führen, Etwas von uns zu lernen, sich einen guten Namen zu erwerben uud ihrem Vaterlande in der Fremde Ehre zu machen, um Arbeit zu bekommen und sich in bessere Umstände zu versetzen; sondern statt dessen in den verrufensten Theilen der Stadt und Vorstädte eine Wohnung aufsuchen, und dort gerade so mit einander leben, wie sie in einem wilden, abgelegenen Winkel von Irland leben würden, nämlich Alles, was sie erworben, sofort bei Trinkgelagen und Schmausereien durchbringen. Dieß nennen sie ein lustiges Leben führen; achtbare, arbeitsame Leute bei uns zu Lande würden es jedoch unter ihrer Würde halten, an dergleichen Theil zu nehmen. Die armen Irländer werden deßhalb von den Schotten desselben Standes geringgeschätzt, ich meine von Denen, welche keinen höheren Lohn empfangen, als die Irländer gleichfalls bekommen könnten, wenn sie wollten, und den gar Manche unter ihnen wirklich erhalten; denn sie sind vortreffliche Arbeiter, wenn sie arbeiten mögen. Ich habe zwar nicht gehört, daß sie sich je zu Stellen emporgeschwungen hätten, welche einen hohen Grad von Vertrauen von Seiten Derer erfordern, die ihnen Arbeit oder Beschäftigung geben; sie stehen aber in dem Rufe gewandter, kluger, starker Leute, und können deßhalb darauf rechnen, Arbeit zu finden, wo Arbeiter gesucht werden. Statt es jedoch mit ihrem Gewerbe wie unsre Landsleute zu halten, nämlich das zu einfacher Nahrung und Kleidung Nöthige bei Seite zu legen, und das Uebrige für Zeiten der Krankheit oder Noth in eine Sparbank der Gesellschaftskasse zu thun, oder es auf die Erziehung ihrer Kinder oder Anschaffung von Hausgeräth zu verwenden: statt einen solchen Gebrauch von ihrem Verdienste zu machen, verschwenden sie ihn, gelangen deßwegen nie in eine bessere Lage, so viel sie auch erwerben mögen, und werden von unsern achtbaren Arbeitsleuten und Handwerkern als eine Art roher, ungebildeter Wilden geringgeschätzt. Die Fragen, welche meine Bekannten bei meiner Rückkehr nach Schottland an mich richteten, waren mir deßhalb sehr unangenehm. Sie wünschten zu wissen, ob die Irländer in ihrem eignen Lande eben so lebten, wie in dem unsrigen. Es war ihnen bekannt, daß ich zwar zurückhaltend und verschlossen gegen Fremde bin,

aber wenige Dinge unbemerkt lasse, die sich vor meinen Augen zutragen. Ich konnte ihnen jedoch Nichts mittheilen, was geeignet gewesen wäre, ihnen eine bessere Meinung von den Irländern beizubringen; denn die Beweise von Wohlwollen und freundlicher Gesinnung, welche mir geworden, hätte ich nicht auf eine angemessene Weise beschreiben können. Ich antwortete ihnen deßhalb bloß im Allgemeinen, ich habe während meines Besuchs sehr glückliche Tage verlebt, und wenn ich auch vielleicht Manches gesehen, was hätte besser sein können, so glaub' ich doch kein großes Gewicht darauf legen zu dürfen, da man mir überall viel Liebe bewiesen.

Ich sann also — um zu dem Gedanken zurückzukehren, mit dem ich anfing — viel darüber nach, wie ich mich meinen Irländischen Freunden für ihre Liebe und Freundschaft dankbar beweisen könnte. Als ich eines Tages mit einem Freunde eine Kiste eingepackt hatte, welche einige Dinge enthielt, die ich meinen Irländischen Verwandten zum Andenken schicken wollte, drängten sich mir folgende Gedanken auf. „Diese Kiste voll Kleinigkeiten," sagte ich zu mir selbst, „wird ihnen zwar ein Beweis von der Fortdauer unsrer freundlichen Gesinnung gegen sie sein; aber welchen wahren Nutzen werden sie ihnen gewähren? Könnte ich nur irgend Etwas thun, um sie aus dem gedankenlosen, unthätigen Zustande aufzuwecken, in welchem sie leben! Kann ich aber all' ihre Liebe zu mir mit Tadel vergelten? Wie, wenn ich aus Dem, was ich bei ihnen gesehen, eine Erzählung machte, und beschriebe, wie das Alles einem Fremden erscheint? Ich könnte ihnen dieselbe zuschicken, und sie würden bald ausfindig machen, wer gemeint sei." Nachdem ich diesen Gedanken einmal gehabt, konnte ich ihn nicht wieder los werden. So oft ich an meine Irländischen Freunde dachte, trat er mir wieder vor die Seele. Eine Zeitlang jedoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihre Fehler aufzuzeichnen, und würde es vielleicht nie vermocht haben, hätte ich mich nicht von ihnen etwas verletzt und beleidigt gefühlt. Beim Abschiede hatte ich mir wirklich Vorwürfe gemacht; denn ungeachtet meiner warmen Gefühle für sie, schien doch ihre Liebe um so viel größer zu sein, als die meinige, daß ich im Vergleich mit ihnen ein kaltes Herz zu haben glaubte. In den nächsten Monaten schrieb ich sehr oft an sie, und bemerkte, daß sie mir mit der Zeit immer besser gefielen. Bei ihnen schien es jedoch zu heißen: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" denn mit Ausnahme zweier Briefe habe ich bis auf den heutigen Tag auch nicht eine

einzige Zeile von ihnen erhalten. Es ist gegenwärtig Jemand bei mir, der noch mehr Ursache hat, ihnen wegen ihres Schweigens zu zürnen, — doch von ihm nachher. Diese scheinbare Vernachlässigung erinnerte mich indeß an den Fehler meiner Freunde, die mir die Ursache von allen übrigen zu sein schien, welche mir am meisten aufgefallen waren, nämlich Trägheit, eine sorglose, gleichgültige Trägheit. Nie habe ich eine solche Zeitverschwendung gesehen, als während des Monats, welchen ich bei ihnen zubrachte. Und als ich daran dachte, wie viel von der Weise abhängt, auf welche wir von unserm kurzen Leben hienieden Gebrauch machen, daß sie unser Schicksal für eine lange, lange, unendliche Ewigkeit entscheidet: so konnte ich dem Drange nicht widerstehen, folgende kleine Geschichte niederzuschreiben, in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit meiner lieben Freunde in — (ich mag den wahren Namen des Orts nicht nennen, er soll Ballinagh heißen) — auf Dinge zu lenken, welche die Beachtung aller Menschen verdienen, weil sie einen vernünftigen Geist und eine unsterbliche Seele empfangen haben.

Andreas Erzählung.

Der Winter war kalt und feucht gewesen, und mein Geschäft, die Gärtnerei, hatte mich viel dem Wetter ausgesetzt; denn obschon es kalt war, so hatten wir doch wenig harten Frost gehabt, weßhalb ich beständig an Diesem oder Jenem hatte arbeiten können. Die feuchte Luft und meine Abendbesuche der Kunstschule zu Edinburg hatten mir jedoch, obgleich ich im Ganzen ziemlich abgehärtet bin, eine mit Fieber verbundene Erkältung zugezogen, die ich selbst im Frühlinge nicht wieder los werden konnte. Außerdem war mir eine Hoffnung fehlgeschlagen, was mich sehr betrübt und mißmuthig machte. Meine Freunde nahmen deßhalb bald eine bedeutende Veränderung in meinem Aussehen wahr, und theilten ihre Bemerkung meiner Mutter mit, welche mir die Wirthschaft führt. Nachdem ich mich lange geweigert hatte, willigte ich endlich ihr zu Gefallen ein, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dieser ertheilte mir nach zwei oder drei Besuchen den Rath, meine Arbeit einige Wochen ruhen zu lassen, die Zeit über, wo die rauhen Ostwinde zu wehen pflegen, die östliche Küste zu verlassen, und mich auf's Land zu begeben. Meiner Mutter sagte ich bloß, der Doctor habe mir Enthaltung von der Arbeit

und Landluft angerathen; denn aus dem Umstande, daß er mich die kalten Ostwinde meiden hieß, entnahm ich, daß er mein Uebel für schlimmer hielt, als ich es selbst bisher gethan. Das machte mich sehr nachdenklich; denn wenn der Tod auch vielleicht nicht ganz nahe ist, so hat doch der Gedanke, daß er in dem Becher enthalten sei, welchen wir zu leeren im Begriffe sind, etwas höchst Beunruhigendes, — wenigstens war dieß bei mir der Fall. Indeß zeigte ich mich in Gegenwart meiner Mutter guten Muthes, weßhalb sie denn auch an nichts Anderes dachte, als die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreise zu treffen.

Meine Mutter hatte eine jüngere Schwester, von der sie sehr oft sprach. Diese hatte vor mehreren Jahren einen Irländer geheirathet, der nach Galloway gekommen war, um Arbeit zu suchen, als sie in Diensten einer Dame war, die in der Nähe von Port-Patrik wohnte. Diese Heirath hatte meine Mutter sehr betrübt; denn obgleich der junge Mann in gutem Rufe stand, so glaubte man doch nicht, daß eine solche Ehe auf die Dauer glücklich sein könne, da die Irländer sich damals eben so wenig wie jetzt bemühten, ihrem Vaterlande bei Fremden Achtung zu verschaffen. Meine Mutter trauerte um ihre Schwester, als um eine Person, die sich durch schöne Worte und ein hübsches Aeußere habe verleiten lassen, ihr Geschick auf Lebenszeit an das eines rohen ungebildeten Irländers zu knüpfen, der außerdem vielleicht gar ein Papist sei. Seit jener Zeit hatten meine Mutter und Schwester einander nicht wieder gesehen, aber häufig Briefe gewechselt, und meiner Tante Berichte über ihren Mann, dessen Freunde und Verwandte, waren weit besser geblieben, als meine Mutter erwartet hatte. Meiner Tante Mann war die älteste Person in seiner Familie; beim Tode seines Vaters schrieb meine Tante, er habe die Pachtung erhalten, und gedachte seiner stets als des liebreichsten Ehemannes; sie habe Söhne und Töchter, und Kühe, Land und Kartoffeln vollauf; sie sehne sich sehr, meiner Mutter Kinder zu sehen. Auch meine Mutter trug großes Verlangen, die Söhne und Töchter ihrer Schwester kennen zu lernen. Bis jetzt jedoch war noch Keiner unter uns mit irgend einem Gliede von des Andern Familie zusammengetroffen. Ich machte deßhalb meiner Mutter den Vorschlag: ich wolle die Zeit, welche ich müßig zubringen solle, dazu verwenden, diese Tante und ihre Familie zu besuchen. Meine Mutter war Anfangs nicht geneigt, ihre Einwilligung zu geben; denn sie wußte, daß der Theil von Irland, in welchem meine Tante wohnte,

für sehr unruhig gehalten werde; doch hätte sie gern von ihrer Schwester Nachricht gehabt, und war überzeugt, daß ich gut aufgehoben sein würde, wenn ich einmal bei ihr angelangt wäre. Dann aber wieder die Gegenden, durch welche ich passiren mußte! Was würde mir nicht alles auf der Reise begegnen können! Ich wollte sie nicht anhören, wenn sie in diesem Tone sprach. Sie ging deßhalb zu einem unserer Kirchenältesten, der, wie sie wußte, in Irland gewesen war, um sich von ihm Rath zu erbitten. Dieser versicherte ihr: ich könne ohne die mindeste Gefahr von einem Ende des Landes zum andern reisen, denn wenn auch vielleicht einige Gegenden in einem unruhigen Zustande wären, so seien es doch nie Fremde, sondern allezeit einige unter ihren eigenen Landsleuten, denen die Bewohner Leid zuzufügen beabsichtigten. Hierauf machte meine Mutter keine Einwendungen weiter; — ich fand sie nur am Sonnabend Abend vor meiner Abreise, wie sie einen Gärtnerburschen auf ein Stück Papier folgende Worte schreiben ließ: „Die Gemeinde wird ersucht, in ihr Gebet einen jungen Mann einzuschließen, der im Begriffe ist, eine weite, gefahrvolle Reise anzutreten.“ Die Wörter „weite, gefahrvolle“ strich ich aus. Meine Mutter wollte diesen Zettel am nächsten Morgen mit sich in die Kirche nehmen, um ihn von dem Küster laut ablesen zu lassen; und ich ließ sie gewähren, nachdem ich die erwähnten Wörter ausgestrichen hatte; denn es war mir ganz recht, wenn die Gemeinde für mich betete, weil ich damals glaubte, es stehe mir eine Reise bevor, von der meine Mutter sich nicht träumen ließ.

Am nächsten Montag reis'te ich ab. Es war im Anfange des Monats Mai, und der Tag so schön, wie er nur sein konnte. Nachdem ich in einer wehmüthigen Gemüthsstimmung ein paar Meilen gewandert war, ohne viel an andere Dinge zu denken, als die verlassene Heimath, wurde meine Aufmerksamkeit durch die außerordentliche Schönheit aller Dinge um mich her von allen andern Gegenständen ganz abgezogen. Bisher hatte mich mein Weg durch die Vorstädte von Edinburg geführt; aber jetzt war ich in's Freie gelangt und konnte keine zehn Schritte gehen, ohne irgend Etwas zu sehen, was meine Aufmerksamkeit als Gärtner fesselte und mich veranlaßte, still zu stehen, oder mich über eine Gartenmauer zu beugen, um seine Schönheit zu bewundern und an Den zu denken, der alle Dinge dieser Welt, wo die Menschen ihn beständig vergessen und das Ebenbild Gottes in sich schänden, so herrlich, lieblich und reizend gemacht hat.

Als ich die Gegend um mich her betrachtete, die herrlich grünen Felder, die schönen hohen Bäume mit ihrem frischen, jungen Laube, die Fruchtbäume theils mit weißen, zarten Blüthen bedeckt, theils gleichsam mit einem Rosenstrauße am Ende jedes Zweiges geschmückt, — neben diesen den purpurrothen Hollunder und den weißen, der so rein und zart zwischen dem blaßgrünen Laube hervorschien, — und die Blumen und Sträucher — Alles so prachtvoll, üppig, frisch und grün — als ich im Anschauen aller dieser Dinge versunken da stand, vergaß ich, wie die Zeit schwand, und es war ziemlich spät, als ich im Hause eines Freundes anlangte, bei dem ich übernachten wollte, obgleich seine Wohnung nur ungefähr drei Stunden von Edinburg entfernt war. Dieser Freund war Gärtner bei einem Herrn, auf dessen schönem Landsitze er wohnte, und wir brachten den Abend damit zu, in den Gärten und Anlagen herumzuspazieren, die wo möglich noch bezaubernder waren, als irgend Etwas, was ich während des Tages gesehen. Mein Freund war ein echter Diener Gottes, und es gewährte mir eine große Freude, nach einem so angenehm verlebten Tage mit ihm und seiner kleinen Familie niederzuknieen, um Gott zu danken.

Am nächsten Morgen glaubte ich mich wirklich schon wohler zu befinden, und machte mich wieder auf den Weg. Ich ging, wie am Tage zuvor, ganz gemächlich, und blieb stehen, wenn mir irgend Etwas in Gottes herrlicher Schöpfung oder unter den Werken von Menschenhand besonders auffiel. Auf diese Weise kann man zwar viel lernen, ich brauchte aber auch vier Tage, um nach Glasgow zu gelangen. Hier blieb ich einen Tag, um einige Merkwürdigkeiten dieser großen, lebhaften Stadt in Augenschein zu nehmen; da ich jedoch schon einmal da gewesen war, so brauchte ich nur Das zu besehen, was seitdem neu entstanden war. Am folgenden Tage ging ich nach Greenock, um mich an Bord des Belfaster Dampfboots zu begeben. Ueber den Weg, den ich dann einschlug, um nach Ballinagh zu gelangen, werde ich Nichts sagen, denn ich will nicht, daß Jemand außer meinen dortigen Freunden ausfindig machen soll, in welchem Theile von Irland ich gewesen bin. Ich erwähne nur noch, daß ich von Belfast aus mehrere Tage brauchte, um Bellinagh zu erreichen, und daß ich auf dem Wege dahin sehr Vieles sah, was mich theils mit Liebe, theils mit Kummer für das arme Irland erfüllte. Es war Vormittags früh, als ich Ballinagh zuerst ansichtig wurde. Ich weiß nicht, wie

ich es nennen soll, und kann es eben so wenig mit irgend Etwas vergleichen, was ich in meinem Vaterlande gesehen, und will deßhalb einen Versuch machen, es zu beschreiben. Der Mann, welcher mir den Weg zeigte, war ein großer, kräftig gebauter Irländer, der auf eine äußerst höfliche, freundliche Weise seine Hütte verlassen hatte, um mich zu geleiten. Er war in einem weiten grauen Ueberrock gekleidet, der am Halse zugeknöpft, aber unten offen war, und dessen Aermel leer herabhingen, während der Rock selbst über seine Arme gezogen war. Als er stehen blieb, um mir Bellinagh zu zeigen, streckte er einen seiner kräftigen, völlig nackten Arme aus, um mir den weiteren Weg zu bezeichnen, schüttelte mir dann herzlich die Hand, und wünschte mir ein fröhliches Zusammentreffen mit meinen Vettern, den Cooney's; denn er vermuthe, ich sei der Herr, welchen sie erwarteten. Sein freundliches, gutmüthiges Benehmen gefiel mir zwar; zugleich aber drängte sich mir der Gedanke auf, daß ein Paar so nerviger Arme in einem andern Lande nicht lange ohne ein gutes Hemd und einen Rock sein würden. Seine Beine waren gleichfalls nackt; er sah aber stark und munter aus, und ich hatte, seitdem ich Irland betreten, schon viele solcher Personen gesehen. Doch, um auf Ballinagh zurückzukommen: als mein Führer seinen Arm ausstreckte und sagte: „Da ist Ballinagh," sah ich ein Haus vor mir, welches mit einem kleinen Pächterhause in meiner Heimath Aehnlichkeit hatte; daneben standen einige Heuschober. Eine andere Wohnung konnte ich nicht bemerken. Das Land, welches zwischen mir und dem Pächterhause lag, war sehr uneben, in sanften Hügeln schwellend, an einigen Stellen mit dem frischesten Grün bedeckt, an andern theils gepflügt, theils junge Saat tragend. Das Land war jedoch nicht in Felder abgetheilt, wie ich es in meinem Vaterlande zu sehen gewohnt war, sondern hier war ein Fleck mit dieser Saat besäet, dort mit einer andern; und alle diese Stückchen Landes hatten verschiedene Gestalt und Größe. Keiner von den Hügeln war beträchtlich, und alle auf diese Weise bebaut, während das tiefer liegende Land dazwischen an vielen Stellen grün und sumpfig war. Dieß Land dehnte sich ziemlich weit aus; es standen wenig Bäume darauf; begrenzt wurde es jedoch von einem schönen Gehölze. Ungefähr eine Viertelstunde zur Linken des Pächterhauses stand eine schöne, alte Kirche und ein hübsches Wohnhaus daneben, beide von Wald umkränzt. Ungefähr in derselben Entfernung zur Linken, in einer sumpfigen, kahlen Niederung stand, was ich für

eine römisch-katholische Kirche hielt; denn ich hatte schon viele ähnliche Gebäude auf meinem Wege gesehen. Als ich mich Ballinagh mehr näherte, fing ich an, die Wohnungen der Leute durch den Rauch, der an mehreren Stellen aus der Erde hervorzukommen schien, zu entdecken. Die erste Hütte, auf die ich stieß, setzte mich, ich muß es gestehen, in einige Verwunderung, obgleich ich in diesem Lande viele seltsame Wohnungen gesehen hatte. Auf diese kam ich ganz unerwartet. Es war Nichts da, was man einen Weg hätte nennen können, der zu dem Pachthofe führte; aber viele Fußpfade waren nach verschiedenen Richtungen getreten, und einer führte beinahe darauf hin. Dieser Pfad ging an einem oder zweien Hügeln vorbei, welche dazwischen lagen. Ich war auf den Gipfel des erstern gelangt, und stieg eben an der andern Seite hinab, als eine kurze Strecke vor mir Rauch aufzusteigen anfing; und ich bemerkte, daß ich mich beinahe auf dem Dache einer Hütte befand. Sie war am Abhange des Hügels errichtet, das Dach war mit Gras und Moos überwachsen, und obgleich vielleicht ein Schornstein da war, so kam doch der Rauch aus der Thür heraus, die ich aber noch nicht sah. Ich hörte jedoch muntere Stimmen spielender Kinder, und indem ich den Abhang an der Seite der Hütte hinunterging, und an die Vorderseite gelangte, bemerkte ich ein halbes Dutzend junger Wesen, die alle beinahe nackt waren, sich herum tummelten, balgten, lachten und auf eine fröhliche Weise auf dem grünen Platze vor der Thür mit einander schwatzten. Eins trug ein Hemde, das ursprünglich für einen weit größeren Knaben bestimmt gewesen zu sein schien, und nichts weiter; ein anderes lief in einer Weste mit bloßen Beinen herum. Kurz, Ein Anzug schien unter Alle vertheilt zu sein. Zwei Männer mit derselben Art von grauen Röcken bekleidet, die ich vorhin beschrieben habe, lagen ausgestreckt im Grase, die Köpfe nahe aneinander, und waren, wie es schien, in einem Gespräche begriffen. Eine Kuh graf'te nahe bei ihnen, und ein Schwein war geschäftig, an der Hausthür einige Kartoffeln zu verschlingen.

Sobald ich bemerkt wurde, sprangen die Männer auf, und die nackten Kinder versammelten sich um mich her, und als ich nach Arthur Cooney's Wohnung fragte, begrüßten mich Alle als ihren Vetter.

„Es ist der Vetter, es ist Nelly Cooney's Neffe! Unser Vetter ist angekommen!"

„Käthe," rief einer der Männer, worauf eine junge Frau mit einem

Kinde auf dem Arme an die Hausthür gelaufen kam; „es ist der Vetter, Käthe!“

„O, ich freue mich, euch zu sehen!“ Darauf schüttelten wir einander die Hände, als wenn wir alte Freunde gewesen wären. „Ihr werdet doch gewiß einen Augenblick herein kommen? Eure Tante erhielt eurer Schwester Brief erst vorgestern, und wir haben seitdem beständig auf euch gewartet.“

Ich wünschte sogleich zu meinem Onkel zu gehen. Die beiden Männer erboten sich deßhalb, mich zu begleiten. Einige von den Kindern folgten gleichfalls. Ich habe schon zuvor gesagt, daß ich von Natur etwas verschlossen und still gegen Fremde bin, und ich will euch nur die Wahrheit gestehen, da ich in der Hoffnung schreibe, meinen Irländischen Freunden nützlich zu werden, daß ich beim Weitergehen an nichts Anderes denken konnte, als was ich meiner Mutter von den Verwandten ihrer Schwester würde sagen können. Dieselben Gedanken beschäftigten mich beim Vorübergehen an den übrigen Häusern, die ich kaum eher sah, als bis wir dicht davor waren, weil sie an einer Hügelreihe standen, und ihre Dächer ganz grün waren. Aber bei jedem Hause schlossen sich Männer, Knaben und Mädchen an uns an, und wir mußten still stehen und mit den Frauen sprechen. Auch einige von diesen folgten uns. Einige Männer, welche auf dem Felde arbeiteten, kamen herbeigelaufen, um zu sehen, was vorgehe; aber es waren nicht viele bei der Arbeit. Als wir in die Nähe von meines Onkels Arthur Hause gelangten, waren gewiß nicht weniger als zwanzig Männer, eben so viele große halbnackte Knaben und Frauen und Mädchen außerdem um mich her. Ueberall war Scherz und Lachen. Jeder suchte mir etwas Höfliches zu sagen. Der Eine war meines Onkels Bruder, ein Anderer meines Onkels Neffe, noch ein Anderer meines Onkels Schwestersohn oder der Bruder seiner Schwägerin. Die beiden, auf die ich zuerst gestoßen war, waren die ältesten Söhne meiner Tante, und zwei ihrer Knaben waren die hübschesten, lustigsten kleinen Jungen, die ich je gesehen, aber beinahe nackt. Ich sprach nur wenig auf dem Wege, aber das hatte nichts zu bedeuten; meine Gegenwart schien den Witz meiner Begleiter geschärft zu haben, denn all' die Scherze und Possen, welche ich je zuvor gehört oder gesehen hatte, schienen Nichts zu sein, im Vergleich mit Dem, was diese Männer, Frauen und Kinder vorbrachten. Ich bin jedoch stets ein ernsthafter Mann gewesen, und gestehe, daß, obgleich ich bei einer passen-

den Gelegenheit auf ein wenig Scherz wohl einzugehen weiß, das Uebermaß mich doch ermüdet, selbst wenn ich Diejenigen, die zu viel scherzen, lieb haben muß, wie es bei diesen Leuten der Fall war, die sich so sehr zu freuen schienen, mich zu sehen. Ich mußte jedoch bei mir selbst sagen: „ich möchte wohl wissen, ob es möglich wäre, in meinem Vaterlande so viele Männer und Knaben an einem Wochentage müßig zu finden. Ich fragte deßhalb meinen ältesten Vetter Jemmy, ob denn heute irgend ein besonderer Tag bei ihnen sei, da so viele von ihnen unbeschäftigt wären.

„O, durchaus nicht," antwortete Jemmy; „aber es ist nichts zu thun."

„Da steht es gut mit euch," erwiederte ich; „bei mir zu Hause können nur große Herren, und auch nicht viele unter diesen, sagen, sie hätten nichts zu thun.

„O, wir sind hier Alle große Herren, Vetter," sagte Joe, mein anderer Vetter, der sich am besten darauf zu verstehen schien, die ganze Gesellschaft beim Lachen zu erhalten.

Es folgten noch manche Scherze über und gegen sie, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, als ich auf das Land sah, an dem wir vorübergingen, daß, wenn in andern Gegenden so viele arbeitsfähige Leute wären, die Kühe nicht bis an den Leib im Wasser würden stehen müssen, um das junge, frische Gras zu erreichen, welches an den trockneren Stellen der Niederungen wuchs. Auch würden wir uns nicht auf unserm Pfade um so viele sumpfige Stellen haben herumwinden müssen.

Indessen wurden wir endlich von meines Onkels Arthur Hause aus bemerkt. Alle Bewohner desselben kamen heraus, um uns entgegen zu gehen: mein Onkel, ein großer, stattlich aussehender, ältlicher Mann; meine Tante, bei deren Anblick mir das Herz sogleich warm wurde, denn sie war das Ebenbild meiner Mutter; zwei andere junge Männer, meine Vettern und vier jüngere Knaben und Mädchen; und Freude, Scherz und Lachen fingen mit noch größerer Lust an, als zuvor.

Ich will nur noch erwähnen, daß es so fortging bis zum Abend. Mit meiner Tante hatte ich eine lange Unterredung; denn sie richtete viele Fragen an mich über die Heimath, meine Mutter und ihre schottischen Freunde. Obgleich sie jedoch meiner Mutter sehr ähnlich sah, so erinnerte sie mich doch nicht an diese durch ihr Gespräch; obschon sie auch hierin mit den Leuten, an die ich gewöhnt war, mehr Aehnlich-

keit hatte, als die Uebrigen. Auch mein Vetter Richard, der älteste, schien ein ernster junger Mensch zu sein und bei den Uebrigen in Ansehen zu stehen. Ich will nicht erwähnen, was mir in der Haushaltung meiner Tante zuerst am meisten auffiel. Einiges schien mir sonderbar genug zu sein, und ein Irländisches Pächterhaus ist sicherlich so verschieden von denen, welche ich in meiner Heimath gesehen hatte, als die Hütte eines Pächtersohnes von dem Hause, in welchem er wohnen möchte. Aber ich wünschte zu Herz und Gemüth meiner Freunde zu sprechen, und möchte sie nun wohl fragen, wie ihnen zu Muthe sein würde, wenn sie daran gewöhnt gewesen wären, jeden Tag mit dem Lesen der Bibel und mit Gebet zu beschließen, und nun sehen sollten, wie alle Freunde an jenem Abend auseinander gingen, und dann auch die Familie sich zur Ruhe begab, ohne daß sie auch nur einen Gedanken, an den Gott, der sie erschaffen hatte und beständig erhielt, zu haben schienen. Ich dachte an meine Mutter, als ich meine Tante verließ, mochte aber Nichts sagen.

Es war mir lieb, daß ich mit meinem Vetter Richard in demselben Zimmer schlafen sollte; denn von allen Irländern, welche ich gesehen hatte, gefielen mir die Manieren und das Aussehen dieses jungen Mannes am besten.

„Ich sehe, Andreas," sagte er, als wir allein waren, „du bist nicht so fröhlich, als wir hier zu Lande sind; ich hoffe, dein Gesundheitszustand ist nicht die Ursache davon?"

„Nein, Richard, ich befinde mich wirklich ganz wohl, und dir die Wahrheit zu sagen, ich habe dieselbe Meinung von dir."

„Du hast Recht, Andreas, ich bin schon seit langer Zeit nicht mehr recht fröhlich." Er schien sehr ernst zu sein, als er dieß sagte, und ich mochte nicht weiter mit ihm sprechen, sondern nahm meine Bibel aus meinem Bündel, und setzte mich an das Licht, um zu lesen.

Er kam zu mir herein und sah über meine Schultern. „Ist das eine Bibel, Andreas?" fragte er.

„Ja," antwortete ich, verwundert über seine Frage.

„Ich habe noch nie eine gesehen," sagte er.

„Noch nie eine Bibel gesehen?" wiederholte ich, indem ich ihn mit Erstaunen ansah.

„Nein, Andreas. Ihr Protestanten glaubt alle, sie zu verstehen; uns Katholiken wird es anders gelehrt."

Meine Augen waren mir auf einmal geöffnet. „Ihr seid also Alle Papisten?“ rief ich aus; „meine Tante hat einen Papisten geheirathet! O, arme Mutter, das fürchtetest du.“

„Ihr scheint also,“ sagte Richard mild, „in eurem Lande eben so schlimm von den Katholiken zu urtheilen, wie wir von den Protestanten.“

„Ja, Richard, wir aber mit besserm Grunde.“

„Unsre Religion ist die alte, Andreas. Doch ich mag unsre Bekanntschaft nicht mit Streiten beginnen.“ Damit zog er sich in eine Ecke des Zimmers zurück, und begann, wie es mir schien, leise seine Gebete herzusagen

Ich versuchte zu lesen, und sah eine Zeitlang nicht nach ihm hin; der Gedanke indeß, mich unter einer solchen Schaar von Papisten zu befinden, beunruhigte mich sehr, noch mehr aber der Gedanke an meine arme Mutter, und was sie fühlen werde, wenn sie höre, zu welcher Religion ihr Schwager und dessen Familie sich bekenne. Ich wünschte sehr, zu wissen, ob meine arme Tante ihre Kirche verlassen habe; aber Richard setzte seine Gebete so lange fort, daß ich anfing, mich zu schämen. Da er nun, der arme, unwissende Papist so eifrig mit seiner Art von Gebeten beschäftigt war, während ich, der ich um so viel besser aus dem Worte Gottes unterrichtet zu sein glaubte, meine Aufmerksamkeit nicht auf diese herrliche Offenbarung zu heften im Stande war. Ich sah auf Richard hin, und bemerkte, daß er beim Hersagen seiner Gebete ein kleines Kreuz vor sich hielt. Ich hatte oft von solchen Dingen gehört, aber nie etwas der Art gesehen; noch war ich meines Wissens je in Gesellschaft eines Papisten gewesen, und wurde beinahe bedenklich, ob es auch recht sein möchte, so freundlich gegen den armen Richard gesinnt zu sein, zumal ich ihn so andächtig und demüthig auf das Crucifix hinblicken sah, welches er vor sich hielt. O, wie kostbar erschien mir meine Bibel! Als ich nun zu dem Kapitel zurückkehrte, welches ich zu lesen angefangen hatte, und als ich mich daraus so viel als möglich belehrt hatte, wie innig dankte ich da Gott, daß er mich habe an einem Orte geboren werden lassen, wo ich ihn im Geist und in der Wahrheit kennen gelernt, und durch den alleinigen, allmächtigen Hohenpriester und Mittler, der stets gegenwärtig, stets bereit ist, das aufrichtige Gebet des Herzens zu erhören, zu ihm geführt worden. Richard hatte seine Gebete früher als ich die meinigen beendigt, und ging nur leise umher, um mich nicht zu stören.

„Richard," sagte ich, „hat deine Mutter ihre Religion geändert?"

„Meine Mutter sieht es nicht gern, wenn wir Etwas über ihre Religion sagen," antwortete Richard.

„Dann ist sie also hoffentlich noch eine Protestantin," sagte ich.

„Ihr Protestanten glaubt doch, daß Katholiken selig werden können?" bemerkte Richard, ohne auf Das einzugehen, was ich gesagt hatte.

„Es kommt uns nicht zu," antwortete ich, „zu sagen, wer selig werden wird, und wer nicht; das überlassen wir euren bigotten Priestern. Alles, was wir über solche Dinge zu sagen wagen, ist, was die Schrift deutlich erklärt, daß nämlich Derjenige, welcher wahrhaft an Jesum Christum glaubt, das Himmelreich ererben wird. Ihr Papisten sagt, ihr glaubt an ihn; wenn ihr das wirklich thut, das heißt, wenn ihr es auf die von der Schrift geforderte Art thut, dann werdet ihr selig werden. Aber so lange die Bibel euch vorenthalten wird, müssen wir fürchten, daß es euch nicht möglich ist, den rechten Weg zu kennen, und wenn wir sehen, daß ihr, um nach eurer Meinung Gott zu gefallen, viele Dinge thut, die er offenbar verboten hat, so fürchten wir, daß ihr euch in allen Dingen überhaupt sehr irrt, und „Friede, Friede!" sagt, während doch noch kein Friede zwischen Gott und euren Seelen ist."

„Ihr Protestanten sprecht immer vom Glauben, Glauben," sagte Richard, „aber thut nie Etwas."

„Hast du dich schon mit andern Protestanten unterhalten, Richard?"

„In dem großen Hause neben der protestantischen Kirche, die du auf deinem Wege hierher bemerkt haben wirst, wohnt ein protestantischer Geistlicher," erwiederte Richard; „er hat zwei Unterpfarrer, wie sie genannt werden, und alle drei kommen zuweilen zu uns, und versuchen, uns zu einem Gespräch mit ihnen zu verführen, um uns zu Protestanten zu machen, und Einige unter uns haben sich aus Neugier mit ihnen eingelassen, wenn wir wußten, daß Pater Connelly nicht in der Nähe war. Aber Alles, was sie uns sagen können, ist: „Glaubet, glaubet; leset die Bibel!" und nie sagen sie uns, daß wir Etwas thun müssen."

„Heißt lesen in der Bibel, um Gottes Willen kennen zu lernen, damit wir ihn erfüllen können, Nichts thun? fragte ich.

„Nun, es ist wenigstens nichts Schweres," erwiederte Richard; „still zu sitzen, zu lesen, zu glauben, und Nichts zu thun ist eine sehr

bequeme Religion; kein Wunder, daß so Viele den wahren Glauben verlassen haben, um sie anzunehmen.“

„Aber wenn du die Bibel läsest, Richard, so würdest du dich überzeugen, daß, statt aufgefordert zu werden, Nichts zu thun, vielmehr von dir verlangt wird, in jedem Augenblicke deines Lebens heilig in deinen Gedanken, Worten und Werken zu sein, und auf jede Weise und Jedermann Gutes zu thun, so oft du Gelegenheit dazu hast. Aber sage mir doch Richard, was thut ihr Katholiken denn eigentlich?“

„Ich lasse keinen Tag vorüber gehen,“ erwiederte er „ohne Etwas zur Förderung meines Seelenheils zu thun. Sieh her,“ fuhr er fort, indem er vorsichtig die Strümpfe von seinen Knieen zog, „das nenne ich Etwas für mein Seelenheil thun. Bring' das Licht her und sieh'! Er schien große Schmerzen zu empfinden, als er dieß sagte.

Ich holte darauf das Licht, und habe nie in meinem Leben Kniee und Schienbeine in einem solchem Zustande gesehen, wie die seinigen. Sie waren mit Schnitten und Wunden bedeckt, entzündend und schwärend. Ich sah ihm in's Gesicht, — er schien viel Schmerz zu empfinden, suchte aber zu lächeln.

„Nun, Andreas,“ sagte er, „glaubst du nicht, daß das Etwas mehr thun heißt, als glauben und in der Bibel lesen?“

„Aber welch Heil kann daraus für deine Seele entstehen, Richard?“ fragt' ich.

„Welch Heil? Hast du in deinem Lande jemals von St. Patrick's Fegefeuer gehört?“

„Nein, niemals.“

„Nie von St. Patrick's Fegefeuer gehört? O, ihr armen Protestanten! Eure ketzerischen Priester lassen euch zu Grunde gehen, ohne euch je zu sagen, was ihr für eure Seelen thun müßt! O, Andreas, du weißt Nichts, so lange du außerhalb der wahren Kirche bleibst!

„Aber erzähle mir doch Etwas von diesem Fegefeuer, Richard! Ich habe gehört, daß ihr Papisten an ein Fegefeuer glaubt; aber ich dachte, das komme nach dem Tode.

„O, das ist ein Anderes; aber ich bin so eben von Lough-Derg zurückgekehrt, wo St. Patrick's Fegefeuer ist. Ich habe Alles gethan, was geboten ist, hielt lange Fasten, durchwanderte viele Kreise und sagte meine Gebete auf den Knieen her. Einige Stellen nahe bei der heiligen Station sind sehr rauh und steinig, und Wenige

konnten, wie ich, weiter wandern. O, Andreas, ich wünsche nur, du wärest damals hier gewesen, um mit mir nach Lough-Derg zu gehen, dann würdest du gesehen haben, was es heißt, Etwas für unser Seelenheil thun!"

"Aber, Richard, du hast mir noch nicht gesagt, wie dein Seelenheil dadurch befördert werden kann, daß du deine Beine auf eine so entsetzliche Weise verwundest."

"Alles auf den Knieen zu thun, war die wirksamste Art," erwiederte er, "und verschaffte mir schon einige Vorrechte; aber die Hauptsache sind die Gebete zu St. Patrick, welcher der Jünger und Beschützer Derjenigen ist, welche die Gesetze seines Fegefeuers treu beobachten, und da giebt es gewisse Dienste, die du doch nicht verstehst. Aber, Andreas, als ich von Lough wegging, war ich so frei von Sünde, als am Tage meiner Taufe, und hatte Ablaß für viele Jahre. Du siehst verwundert aus! Das kann ich wohl begreifen. Du magst wahrlich lange die Bibel lesen und glauben, ehe du Etwas der Art dafür erhältst. Versuche es einmal auf unsre Weise, Andreas; denn du bist auf ewig verloren, wenn du bei der deinigen bleibst. Lieber Andreas, fügte er mit Ernst hinzu, was für eine glückliche Reise würde das für dich sein, wenn du dadurch zur wahren Kirche zurückgebracht würdest."

Ich konnte kaum Worte finden, um Richard zu antworten; ich fühlte mich sehr betrübt, als ich ihn so dringend mit mir sprechen, mich mit solcher Liebe und Güte anblicken sah und zugleich so argen Unsinn vorbringen hörte.

"Warum antwortest du mir nicht, Andreas?" sagt' er.

"Ich kann dir nicht antworten, Richard."

"Warum denn nicht?"

"Weil Das, was du mir so eben gesagt hast, mich so sehr betrübt hat, daß ich kein Wort vorbringen kann."

"O, du denkst daran, daß du so lange auf falschem Wege gewesen bist! Sei nicht muthlos! Du bist hierhergekommen, um auf dem rechten Pfad gebracht zu werden. Aber, es ist spät, fügt' er hinzu, wir wollen heute Abend nicht mehr darüber reden. Schlaf' wohl, Andreas, und fürchte Nichts! Wenn du auch diese Nacht sterben solltest, (was die Mutter Gottes verhüten wolle) so würde ich dem Pater Conelly sagen, daß dein Herz zur wahren Kirche gehört. Er würde alsdann deinen Leichnam taufen, und ich

würde fleißig arbeiten, um Messen für deine Seele lesen lassen zu können."

"Ich kann mich nicht ruhig niederlegen, und dich in dem furchtbaren Zustande von Verblendung lassen, ohne dich vor der Gefahr zu warnen, in welcher du dich befindest. Es giebt nur einen Namen im Himmel und auf Erden, Richard, durch den wir können selig werden, das ist der Name unseres Herrn Jesu Christi. Dies ist die Erklärung des allerhöchsten Gottes. In keinem Andern ist das Heil zu finden. Und wenn dein Priester dich lehrt, daß die von dir erwähnten Dinge die Sünden wegnehmen können, so verblendet er deine Augen und führt deine Seele zum ewigen Verderben."

"Ich weiß, daß wir durch Jesum Christum erlöset sind," erwiederte Richard etwas empfindlich; "Pater Conelly sagt uns das beständig. Wir brauchen keine Protestanten, um uns zu lehren, was jedes katholische Kind weiß."

"Aber, sagtest du nicht, Richard, daß du durch dein Pilgern nach Lough-Derg und durch dein Rutschen auf den Knieen, bis sie in dem traurigen Zustande da waren, frei von Sünde geworden seiest und Ablaß für deine Sünden erhalten habest?"

"Das that ich freilich; aber wir beten zu St. Patrick, daß er bei Christo unser Mittler werde, und seine Gebete werden gewiß eher, als die unsrigen erhört werden. Doch gute Nacht, Andreas, es ist sehr spät!"

Ich schwieg sogleich, da Richard unwillig zu sein schien, obgleich er Dies zu verhehlen suchte, und wir schliefen bald ein.

Am nächsten Morgen standen wir ungefähr zu gleicher Zeit auf. Er war in vollkommen guter Laune, und schien sogar zu wünschen, das Gespräch, welches wir am Abend zuvor geführt hatten, fortzusetzen. Ich freute mich sehr, daß dies der Fall war, und als ich bemerkte, daß er sorgfältig ein kleines, schmutzig aussehendes, braunes Stück Tuch um seinen Hals befestigte, sagte ich zu ihm: "Glaube nicht, Richard, daß ich dich verletzen will; ich muß dir aber sagen, daß du für das sonderbar aussehende Stückchen Tuch eine so tiefe Verehrung zu fühlen scheinst, daß ich glauben muß, es stehe in irgend einer Beziehung zu deiner Religion.

"Ja," erwiederte er, "es ist das Scapulier."

"Scapulier? — Was ist denn das?"

"Es ist das Schulterkleid der heiligen Jungfrau."

„Und von welchem Nutzen ist es für dich?“ fragt' ich.

„Ich werde dir Alles, was darüber in dieser Gegend bekannt ist, mittheilen, sobald wir Zeit dazu haben. Aber das würde viele Stunden erfordern, und ich darf jetzt nicht davon anfangen; denn es ist eins von den Vorrechten Derjenigen, welche das Scapulier tragen, daß, wenn sie täglich den Dienst der heiligen Jungfrau wiederholen und einige andere Gebräuche beobachten, die Mutter Gottes selbst versprochen hat — doch ich will ihre eignen Worte anführen: „Wenn Diejenigen, die da aus wahrer Frömmigkeit in die Genossenschaft des Scapuliers eintreten, nach ihrem Tode in's Fegefeuer gehen, dann werd' ich, die Mutter der Gnade, am ersten Sonntag nach ihrem Tode herabsteigen, und durch meine Gebete und Fürbitten sie daraus befreien und zu den Höhen der himmlischen Herrlichkeit führen.“ „Du siehst also, Andreas, daß ich durchaus nicht vergessen darf, diesen Dienst zu verrichten, und er nimmt eine geraume Zeit weg.“ Nachdem er sich deßhalb eiligst völlig angekleidet hatte, knieete er mit Vorsicht auf seine armen, wunden Kniee nieder, und fing mit einem Buche in der Hand an, Das zu lesen, was er den Dienst der heiligen Jungfrau nannte. Ich konnte nicht umhin, zu horchen, während ich mich langsam ankleidete, und er selbst schien Dieses zu wünschen, denn er las ziemlich laut. Ich erinnere mich noch eines großen Theils davon. Z. B. „So möge denn heut' mein Mund das Lob der heiligen Jungfrau singen. Hilf mir, o gnädige Mutter Gottes, im Kampfe gegen meine Feinde u. s. w.“ Dann fuhr er in einem singenden Tone fort: „Heil dir, Jungfrau der Welten, Himmelskönigin! Heil dir, Jungfrau der Jungfrauen! Du heller Morgenstern! Heil dir, du gnadenvolles, helles Gotteslicht! Säume nicht, uns Beistand zu leisten! Der ewige Gott bestimmte dich vor allen Uebrigen zur Mutter. Durch dich schuf er den Himmel, die See und das Land, u. s. w.“

Ich kann nicht beschreiben, wie erstaunt ich war, als ich Richard alles Dieses, besonders die letzten gotteslästerlichen Zeilen, hersagen hörte. Es war mir, als hörte ich die Gebete eines armen Heiden zu einer seiner Gottheiten mit an. Und war es etwas Besseres? Nein, es war schlimmer, ärger, denn ein Heide hat keine Gelegenheit, die Wahrheit kennen zu lernen; aber hier war eine unsterbliche Seele, welche beständig zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen konnte, sich aber von Nebenmenschen, die in demselben Zustande der Blindheit waren, abschrecken ließ, sie zu suchen. Dieß ist schlimmer, als heidni-

scher Götzendienst, obgleich Das, was die Priester lehren, fast dasselbe ist. Der Heide lernt von seinem Priester, seine Göttin könne ihm Gutes thun; deßhalb bringt er ihr Opfer dar, richtet Gebete an sie, und singt Loblieder zu ihrem Preise; dieselbe Ehre bezeugte Richard der heiligen Jungfrau; und die Heiden haben dasselbe Recht, Dieß zu thun, was die Katholiken haben, wenn sie die Jungfrau Maria anbeten; und der heidnische Priester kann eben so gute Gründe für seine Art des Gottesdienstes anführen, wie der Katholik für die seinige; denn die heidnischen Priester sagen, ihre Oberpriester hätten sie seit vielen Jahrhunderten gelehrt, daß es so sein müsse; und der katholische Priester kann nur sagen, daß seine Kirche, d. h. die Päpste und und Priester, seit einigen hundert Jahren gesagt haben, es solle so sein; denn der heidnische Gottesdienst ist bei weitem älter, als der papistische, und beide stehen gleich sehr im Widerspruch mit dem geoffenbarten Willen Gottes. Man kann sich für die Verehrung der Götzen Juggernaut, Baal oder der Göttin Venus mit demselben Rechte auf das Wort Gottes berufen, als für die Verehrung der Jungfrau Maria oder irgend eines andern Wesens außer Gott.

Dieß waren meine Gedanken, als ich dem armen Richard zuhörte, und wieder folgende Worte vernahm:

„O, heilige Maria, Mutter unsers Herrn Jesu Christi, Königin des Himmels und der Erde, die du nie irgend Jemand verließest oder verschmähtest, blicke gnädig mit mitleidsvollem Auge hernieder, und erflehe von deinem geliebten Sohne Vergebung aller meiner Sünden!“

Ich konnte nicht länger zuhören, sondern ging nach dem andern Ende des Zimmers, wandte dem armen Götzendiener meinen Rücken zu, und betete zu Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi, um seines Sohnes willen, diesem armen Irrgeführten die Augen zu öffnen, damit er sehe, wie vergeblich und unwürdig gegen unsern einzigen Hohenpriester und Mittler, Jesum Christum, es sei, solche Gebete an ein Mitgeschöpf zu richten, die er allein empfangen, Gott überbringen und erhören kann. Dann schlug ich das siebenzehnte Kapitel des Evangeliums Johannis auf, wo das Gebet Christi für seine Jünger steht, und wünschte nur, den armen Richard unterbrechen zu können, um es ihm vorzulesen, fürchtete aber, ihn zu verletzen. Er las noch immer, und hob jetzt seine Stimme, als wenn er wünschte, daß ich ihn hören möchte.

„Schöne Lilie unter Dornen, welche die Schlange verscheucht, heller Mond, der im Dunkel dem Wandrer leuchtet.“ u. s. w.

Und dann:

„Dein Name, Maria, ist ausgegossenes Oel, deine Diener lieben dich herzlich.“

Diese letzten Zeilen waren mir sehr anstößig, wegen der Verwegenheit der Gotteslästerung, Worte, die augenscheinlich auf Christum Bezug haben, auf ein Geschöpf anzuwenden (Hoheslied Salomonis 1, 3). „Dein Name ist eine ausgeschüttete Salbe.“

Und diese Worte: „Bitte für uns beim Vater, dessen Sohn du zur Welt brachtest,“ in welchem das Amt Christi, als unsers alleinigen Mittlers und Fürsprechers bei dem Vater, einem menschlichen Geschöpfe zugeschrieben wird.

Meine irländischen Freunde können keine Vorstellung von dem Eindrucke haben, welchen solche Worte, wenn sie an ein Mitgeschöpf gerichtet werden, auf ein Gemüth hervorbringen, welches aus dem reinen Worte Gottes Unterricht empfangen hat, bis sie selbst in der Schrift forschen, und entdecken, wie freventlich sie gegen die klarsten Gebote Gottes gesündigt haben.

Als Richard Das, was er den Dienst der heiligen Jungfrau nannte, beendigt hatte, kam er zu mir.

„Noch immer bei der kleinen Bibel, Andreas?“ fragte er.

„Ja, Richard, aber du hast meine Aufmerksamkeit davon ab und auf deine seltsamen Gebete gelenkt. Willst du nun eins aus meinem Buche anhören?“

„Aber deine Bibel ist keine rechte, Andreas; ich würde kein Wort glauben, was ich daraus hörte.“

„Nun, Richard, erlaube mir, dir eine Frage vorzulegen: Hast du je gehört, daß es unter den Protestanten verschiedene Weisen, die Bibel zu verstehen, giebt?“

„Gewiß, wer hat das nicht?“

„Und hast du nicht auch gehört, daß die Protestanten wegen dieser verschiedenen Auslegung der Bibel einander hassen?“

„Ja, das habe ich oft gehört.“

„Und glaubst du es?“

„Ja, ich habe es immer geglaubt.“

„Glaubst du nun wirklich, daß alle diese Protestanten, welche in der Auslegung der Bibel von einander abweichen und sich gegenseitig

hassen, darin übereinstimmen würden, daß die Uebersetzung richtig ist, wenn sie beweisen könnten, sie sei es nicht?"

Richard dachte einen Augenblick nach, und antwortete dann: "Ich glaube nicht, daß sie übereinstimmen würden."

"Gewiß nicht, und doch wirst du finden, daß alle Protestanten, die überhaupt Christen sind, von derselben Uebersetzung Gebrauch machen. Du solltest jedoch die Douay-Uebersetzung lesen, bis du hiervon überzeugt bist. Aber, höre mir nun einige Minuten zu, während ich dir das Gebet unseres Herrn und alleinigen Mittlers vorlese, das er selbst in der Nacht vor seinen Leiden für uns an seinen Vater richtete." Darauf las ich:

"Jesus hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verkläreſt, auf daß dich dein Sohn auch verkläre; gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe Allen, die du ihm gegeben hast. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und Den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Ich habe dich verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte. Und nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war. Ich habe deinen Namen geoffenbaret den Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast, die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, und sie haben sie angenommen. Ich bitte für sie; ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel. Sie sind nicht von der Welt, gleichwie auch ich nicht von der Welt bin. Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit. Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie Alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien. Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch Die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet ward." (Joh. 17.)

Richard hörte mit der tiefsten Aufmerksamkeit zu, während ich diese Worte las und wiederholte: "Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist Wahrheit."

"Ja, Richard," sagt' ich, "das ist der einzige Weg, durch den wir geheiligt werden können."

„Dein Wort ist Wahrheit," wiederholte er noch einmal, und fügte dann hinzu: „das muß die heilige Schrift bedeuten."

„Gewiß," antwortete ich, „es giebt kein anderes Wort in der Welt, als die heilige Schrift."

Richard stand eine Zeitlang nachdenkend da, und sagte dann: „Willst du mir wohl für heute deine Bibel leihen, Andreas?"

Ich bewilligte ihm sehr gern seine Bitte; worauf er die Bibel nahm und sie sorgfältig in seinen Kasten schloß. Dann begaben wir uns zur Familie.

Dieser Tag verging bei meinen Freunden fast ebenso wie der vorhergehende. Als ich jedoch besser mit ihnen bekannt wurde, konnte ich mehr auf ihre Weise eingehen, und jetzt muß ich erzählen, was mir am meisten an ihnen auffiel. Zuerst und vor Allem muß ich ihrer Trägheit erwähnen. An diesem und fast an allen Tagen, die ich bei ihnen zubrachte, thaten sie wirklich so viel wie nichts, bis meine Verwunderung darüber bei ihnen Allen zuletzt zu einem stehenden Scherz wurde. Ich war seit langer Zeit daran gewöhnt gewesen, von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends zu arbeiten, ohne je daran zu denken, eine Pause zu machen, mit Ausnahme einer Stunde zum Frühstück und einer zum Mittagessen; aber keiner meiner irländischen Freunde hatte eine Idee davon, wie man jeden Tag auf diese Weise arbeiten könne. Meinen Onkel Arthur, einen großen, starken Mann von ungefähr fünfzig Jahren, habe ich Tage lang herumspazieren sehen, indem der Wind mit seinem langen, weiten Rock spielte; oder, wie er sich an ein Stück einer verfallenen Mauer lehnte, ohne etwas Anderes zu thun, als, wie wir sagen, das Maul aufzusperren. Gar manches Mal hab' ich gedacht: „Wenn ich die Mauer dort, welche so ruinenartig aussieht, in einer Woche aufbauen müßte, um sie in der nächsten niederreißen zu sehen, so würde ich das lieber thun, als in solchem Müßiggange meine Zeit zubringen." Und doch war auf diesem sumpfigen, morastigen Lande so viel zu thun, daß alle Arbeiter am Ort auf lange Zeit Beschäftigung gehabt haben würden, wenn sie auch nicht aus Liebe zur Arbeit gearbeitet hätten. Es kam mir jedoch nicht zu, zu tadeln, ich sagte deßhalb nichts, ausgenommen einmal, als ich beim Spazierengehen mich umsah und nicht darauf achtend, auf dem trockenen Strich im Sumpfe zu bleiben, auf einmal bis an die Kniee in den Morast sank. „Nun," sagt' ich, als ich den Schmutz abwischte, während Einige von den Andern nach meinen

Schuhen-fischten, „dieses Stück Landes könnte doch gewiß mit geringer Mühe ganz anders gemacht werden. Das Gras und Alles wächst hier weit schneller, als bei mir daheim, was für Ernten könnte man davon erhalten, wenn ein schottischer Landmann es besäße.“ Alle meine Freunde schwiegen, und als ich aufblickte, bemerkte ich, daß sie einander ansahen, als wenn sie nicht ganz verständen, was ich gesagt hatte, und als wenn sie ungehalten über meine Worte wären. Endlich sagte mein Vetter Jemmy in einem sehr ernsten Tone: „Du denkst doch nicht daran, uns das Land zu nehmen?“

„Ich euch euer Land nehmen, Jemmy? Glaubst du, ich könnte so etwas thun?“

„Nein, nein!“ sagten Alle; „aber sprich nicht auf diese Weise, Andreas, du könntest es sonst Jemand in den Kopf setzen!“

Ein Paar Tage nach meiner Ankunft bei meinem Onkel wurden wir zu einer Hochzeit eingeladen. Ein Neffe meines Onkels Arthur wollte sich nämlich verheirathen. Er war ein großer, schlanker, junger Bursche von ungefähr neunzehn Jahren; die Braut war ein schmächtiges Mädchen von ungefähr siebenzehn Jahren. Alles war Freude, Jubel, Scherz und Lachen, wie gewöhnlich. Wir versammelten uns im Hause der Braut; es war eine Hütte, wie die übrigen in Ballinagh. Ich fragte meinen Vetter Richard — denn es traf sich, daß wir immer neben einander waren,— wo das junge Paar wohnen würde. „Bei Pat's (des Bräutigams) Vater, bis ihm eine Hütte gebaut ist,“ antwortete Richard.

Ich wußte, daß Pat's Vater gerade eine solche Hütte hatte, als die war, in welcher wir uns befanden; auch schien er außer Pat eine zahlreiche Familie zu haben. Bei mir zu Lande würde eine junge Frau selten daran denken, sich in eine Lage zu versetzen, wo sie nothwendig überzählig sein mußte. „Wie wird Pat seine Frau ernähren, wenn sie eine eigene Hütte haben werden?“ fragt' ich.

„Er wird ein Stückchen Land erhalten,“ antwortete Richard, was gerade groß genug ist, um so viel Kartoffeln zu tragen, als sie gebrauchen.“

„Und hat der junge Bursche schon Etwas erworben, um sich einigen Hausrath anschaffen zu können?“

„Hausrath?“ wiederholte Richard lachend, „sie werden Anfangs nicht viel davon bedürfen.“

„Aber doch Etwas,“ entgegnete ich. „Er muß ein tüchtiger, jun-

ger Mensch sein, daß er in seinem Alter im Stande gewesen ist, sich Das zu erwerben, was er zum Anfange eines Ehestandsleben braucht.“

Richard lachte wieder. „Ihr Schotten,“ sagte er, „seid tüchtige Leute: ich glaube, ihr laßt euch abhalten, ein Mädchen lieb zu haben, bis ihr so viel erworben habt, als ihr zur Anschaffung von Hausgeräthe und dergl. bedürft, wir Irländer aber müssen ein Mädchen lieben, die uns einmal gefällt, und können an nichts Anderes denken, als bis wir sie irgendwo bei uns zu Hause haben; Hütte und Hausgeräth mögen dann nachkommen, so bald es geht. Was meinen Vetter Pat anbetrifft, so glaub' ich nicht, daß er ein halbes Dutzend Zehnpfennigstücke im Vermögen hat, und von der Braut weiß ich, daß sie ihr Brautkleid von Käthe Cooney geborgt hat, denn sie selbst hat nie eins besessen; das ist unsere Weise, Andreas.“

„Und das nennt ihr hier zu Lande ein Mädchen lieb haben?“ sagt' ich.

„Wie liebt man denn bei euch zu Lande ein Mädchen, Andreas?“ fragte Richard.

„Was würdest du davon denken, fünf oder sechs Jahre zu warten und für sie zu arbeiten?“ fragt' ich.

„Und wird sie auf euch warten?“

„Es ist Nichts zu befürchten, wenn es eine wahre Liebe ist. Aber, Richard, würdest du wirklich das Mädchen, das du mehr, als Alles in der Welt liebst, in eine leere Hütte aufnehmen, ohne ihr, sie sei krank oder gesund, etwas Anderes, als Kartoffeln geben zu können?“

„Ja, Andreas; und ich denke es sehr bald zu thun.“

Wir konnten in dem Augenblicke nicht weiter davon reden; aber, als ich die Braut, das junge, schmächtige Ding, so leichtsinnig, und den Bräutigam, der noch ein bloßer Knabe war, sah, und bemerkte, wie alle älteren Freunde erfreut und zufrieden zu sein schienen, daß zwei solche Menschen, ohne Haus, Kleider, Geld für ihre Bedürfnisse und augenscheinlich ohne einen Gedanken, der über den gegenwärtigen Augenblick hinausging, sagte ich bei mir selbst: „Wir hören in unsrer Heimath immer so traurige Geschichten von den armen Irländern; wie ihnen einmal die Kartoffelernte mißräth, und Alle Hungers sterben; und dann wieder von Mord und Brand, und von Soldaten, die sie mit Gewalt im Zaume halten müssen. Was Anders läßt sich aber erwarten, wenn sie es auf diese Weise treiben? Was wird die Folge davon sein, wenn die Kartoffelernte im nächsten Jahre in diesem Winkel mißräth? Die

Hälfte der Leute muß verhungern, und unter diesen auch das junge Paar, wenn es nicht bei den Nachbarn bettelt. Und alle diese wilden halbnackten Knaben wachsen auf, um einmal ihrem Willen auf dieselbe Weise zu folgen; und wie kann das Land, wenn es so oft getheilt und wieder getheilt wird, sie Alle ernähren? Und wenn Mangel und Unzufriedenheit unter ihnen entstehen, wozu werden sie dann nicht fähig sein?! Dieß leichtsinnige Heirathen schien mir nächst dem Mangel der Bibel das Schlimmste, was ich bei meinen Irländischen Freunden bemerkte. Dieß führt zu jedem irdischen Uebel und zugleich zu Uebeln in der künftigen Welt. Es ist unmöglich, daß sie bei dieser Handlungsweise jemals aus ihrer Armuth herausgelangen können. Kinder sind da, ehe ein Pfennig verdient ist, — ja, ehe ein Haus gebaut ist. Diese wollen ernährt sein; ihre Zahl nimmt zu, während die Mittel zu ihrem Unterhalte sich nicht vermehren; ihre Erziehung wird vernachlässigt, und sie wachsen auf, wie junge Wilde, bereit, Alles zu thun, wozu ihre Neigung sie antreibt. Es ist unmöglich, ein Volk zu achten, das so wenig an sich denkt, und so wenig sich selbst achtet, daß es von Generation zu Generation auf diese Weise fortlebt, ohne sich zu bemühen, seine Lage in irgend einer Rücksicht zu verbessern.

Als Richard am Abend nach der Hochzeit mit mir allein war, fragte er mich, ob ich es wirklich für so unrecht hielte, ein Mädchen zu heirathen, daß einem gefalle, ohne zuvor für ihren Unterhalt gesorgt zu haben. Er sprach ernsthaft, und sagte, er habe nie zuvor Jemand so davon reden hören, wie ich davon gesprochen habe.

„Ich will dir erzählen, was ich gethan habe, Richard; dann magst du selbst urtheilen," antwortete ich. Es sind jetzt beinahe fünf Jahre, seit mir ein geliebtes Mädchen versprochen hat, mich zu heirathen, sobald ich ein Haus besitze, und eine Familie ernähren kann. Sie nahm einen Dienst in der Nähe des Orts an, wo ich als Gärtner arbeitete. Ich war damals bloß ein Gehülfe und erhielt keinen sehr hohen Lohn, aber arbeitete angestrengt, und legte jeden Pfennig bei Seite, den ich erübrigen konnte. Auch sie ersparte etwas von ihrem Lohn, und that es in die Sparbank. Durch fleißiges Arbeiten, Geschicklichkeit in meinem Geschäft und gute Aufführung gelang es mir in zwei Jahren, Gärtner bei einem Gutsbesitzer zu werden. Hier konnte ich mehr ersparen, und war endlich bei der vorletzten Lohnzahlung im Stande, ein Stück Gartenland für mich

anzuschaffen, ein Häuschen einzurichten, und für den Anfang hatte ich auch ein wenig Geld. Wir wollten uns vor einiger Zeit verheirathen, wäre sie nicht bei einer von den jungen Damen, welche krank war, so beliebt geworden, daß sie sich von der Familie überreden ließ, mit derselben zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach England zu gehen. Sie hoffte bald wieder zurückzukehren; aber die arme junge Dame ist immer kränker geworden, und kann den Gedanken nicht ertragen, sich von Marie zu trennen. Und das, Richard, ist mit eine Ursache, weßhalb ich hierher gekommen bin; denn ich war ganz niedergeschlagen über diese fehlgeschlagene Erwartung, so daß meine Gesundheit immer mehr abnahm; doch kann ich Marie nicht tadeln, und weiß, sie sehnt sich eben so sehr nach mir, als ich mich nach ihr. Aber, wie ganz anders würde Alles sein, wenn wir uns verheirathet hätten, ohne Etwas zum Anfang zu haben. Wir würden jetzt vielleicht zwei oder drei Kinder haben, und arm sein; denn mein Lohn würde nicht weiter gereicht haben, als uns zu ernähren; ich hätte Nichts ersparen können, und Marie eben so wenig; sie hätte nichts lernen können, während sie jetzt an einem Orte gewesen ist, wo sie in jeder Rücksicht viel gelernt hat. Wir haben jetzt beide mehr Verstand und Erfahrung, und wenn wir mit Kindern gesegnet werden, so werden wir im Stande sein, sie zu ernähren und zu erziehen, während sie uns sonst eine Last gewesen sein würden.“

Richard hörte sehr aufmerksam zu, und sagte dann: „wenn ich meiner Maple einen Dienst in meiner Nähe verschaffen könnte, so wollte ich deine Art versuchen, Andreas, denn, die Wahrheit zu bekennen: ich glaube, es ist doch mehr wahre Liebe darin, als in unserer thörichten Weise, ohne Haus, Nahrung oder Kleidung zu heirathen.“

„O, Richard, komm' nur nach Schottland mit mir,“ sagte ich, „meine Mutter wird eine Stelle für deine Maple finden, und du wirst mit mir arbeiten. Ich versichere dich, die Gärtnerei ist ein sehr angenehmes Geschäft.“

Richard schüttelte den Kopf. „Andreas, du bist zu gütig; aber mein Vaterland und meine Kirche! — über eine so wichtige Angelegenheit muß ich mehr als einmal nachdenken.“

„Nun gut,“ sagte ich, „wir wollen ein ander Mal wieder davon sprechen. Aber jetzt sage mir doch, hast du in meiner Bibel gelesen?“

„Ja, ziemlich viel; aber ich will nicht mehr darin lesen, denn ich fühle mich sehr unglücklich dabei. Du sahst mich lachend und lustig auf Pat's Hochzeit, aber die ganze Zeit über war mir's, als läge eine schwere Last auf meinem Herzen, und ich sehnte mich, daß die geräuschvolle Lustigkeit vorüber sein möchte. Ich glaube, ich habe Unrecht gethan, in deiner Bibel zu lesen, und bin überzeugt, Pater Conelly würde mich tadeln. Doch möchte ich wissen, warum das Wort Gottes mich so traurig gemacht hat. Ich vermuthe, es kommt daher, weil ich, wie Pater Conelly sagt, es nicht verstehen kann."

„Was hast du denn gelesen?" fragt' ich; als er mir meine Bibel zurückgab.

„Ich merkte mir die Stelle, die du mir vorgelesen hattest," erwiederte er, „und legte ein Zeichen hinein, denn ich wünschte sie noch einmal zu lesen. Das that ich denn auch, bis mir zu Muthe war, ich weiß selbst nicht wie. O, wie verschieden, wie hoch und heilig scheinen die Worte Christi im Vergleich mit Dem zu sein, was unsere Priester uns lehren. Dann las ich weiter von dem Leiden und Tode Christi, und jedes Wort drang in mein Innerstes. Pater Conelly predigt zuweilen über Christi Leiden; aber was er sagt, klingt nicht wie Das, was in der Bibel steht, es ist weder so heilig, noch so rührend."

„Aber warum machte dich denn Das, was dir so sehr gefallen zu haben scheint, so unglücklich?"

„Weil es mich auf den Gedanken brachte, ich habe vielleicht am Ende doch nicht die richtige Religion und sei durch so viele schwere Büßungen gegangen, in Lough-Derg gewesen, habe Alles auf meinen Knieen verrichtet, das Scapulier getragen, die Gebete an die heilige Religion so regelmäßig verrichtet, und Alles vielleicht umsonst. Auch las ich in deiner Bibel, daß die Apostel nach der Himmelfahrt Jesu warteten und nicht eher zu dem Volke predigten, bis sie den heiligen Geist empfangen hatten, der ihnen von Christo gesandt wurde, um sie in den Stand zu setzen, seine Lehre in den verschiedenen Sprachen der in Jerusalem befindlichen Leute zu lehren, damit Jedermann sie verstehen könne. Dieß fiel mir sehr auf, weil der Gottesdienst in meiner Kirche größtentheils in einer Sprache gehalten wird, welche keiner von uns versteht. Dann, als die Leute durch Das, was sie hörten, gerührt wurden, und die Apostel fragten, was sie thun müßten, sagten St. Peter und die übrigen Apostel Nichts, als

was du auch sagst. Sie erwähnten keines Mittels, um von der Sünde befreit zu werden, als des Todes Christi, und keines andern Weges, um heilig zu werden, als seinen heiligen Geist anzunehmen, der uns heilig machen könne. Und von Denjenigen, welche hörten und glaubten und sich taufen ließen, wird nicht gesagt, daß sie etwas von Dem gethan haben, was unsere Priester von uns verlangen. Auch wird der heiligen Jungfrau nie erwähnt. Und als ich nun," fuhr Richard fort, "meine Paternoster und Ave Maria's hersagen wollte, was ich gewöhnlich des Abends zu thun pflege, und dies kleine Bild herausnahm," — dabei ging er nach einem Schubkasten und holte ein kleines Crucifix, — "so fühlte ich mich wie beschämt, indem ich zugleich an den Heiland dachte, von dem ich in deiner Bibel gelesen hatte."

"Kein Wunder, Richard," sagte ich, "eure Priester sagen euch die Wahrheit, nämlich daß Christus Gott ist; aber dann wieder, als wenn sie Dem, was sie gesagt, widersprechen wollten, heißen sie euch dieß armselige, schlecht geschnitzte, kleine Holzbild betrachten, um die Größe seiner Liebe und seiner Leiden für euch besser begreifen zu können. Kann es etwas Kindischeres und Beleidigenderes für ihn geben? Als du von ihm in der Bibel lasest, fühltest du da nicht, daß du von einem Wesen läsest, das, obgleich in Menschengestalt, doch Niemand anders sein könne, als der Sohn Gottes? Erinnerst du dich, was Thomas sagte, als Jesus ihm erschien, und er erklärte, er wolle nicht eher glauben, als bis er die Nägelmale an den Füßen und Händen seines Meisters gesehen habe?"

"Ja, ich erinnere mich," erwiederte Richard, "er rief: mein Herr und mein Gott!"

"Und fühltest du nicht, Richard, daß du eben so sprechen könntest, wie Thomas?"

"Ich sagte es," antwortete Richard. "Ich sagte in meinem Herzen: Er ist mein Herr und mein Gott! und es machte mir Freude, daran zu denken, daß er es sei."

"Und erinnerst du dich, was Christus zum ungläubigen Thomas sagte? Er sprach: "dieweil du mich gesehen hast, Thomas, glaubest du; selig sind, die nicht sehen und doch glauben." (Joh. 20.)

"Ja, ich erinnere mich," erwiederte Richard, "und ich dachte, diese Seligkeit sei vielleicht für mich, denn ich habe ihn nicht gesehen, und glaube doch. Dann hielt ich es für sehr anmaßend von mir, daß ich,

was ich las, wie ein anderes gewöhnliches Buch verstehen zu können meinte.“

„Wir wollen heute Abend nicht weiter auf diesen Gegenstand eingehen,“ sagt' ich, weil ich seine Aufmerksamkeit von Dem, was er in der Bibel gelesen hatte, nicht abzulenken wünschte, um einen Streit über Das anzufangen, was sein Priester ihn gelehrt hatte. „Aber, Richard,“ fuhr ich fort, „hast du nicht gar manche Dinge gelernt, nachdem du nur ein einziges Mal einen kleinen Abschnitt im Worte Gottes gelesen?“

„Ja, ja, und es hat mein Herz mehr gerührt, als Alles, was ich vorher gelernt.“

„Nun denn, Richard, ich habe dir diesen Morgen meine Bibel geliehen, willst du mir heute Abend dieses kleine Crucifix leihen, und anstatt es vor dir zu halten und Gebete herzusagen, welche du nicht verstehst, willst du nicht versuchen, die Wahrheit zu glauben, daß du wirklich in der Gegenwart desselben Herrn und Heilandes, von dem du heute Morgen gelesen hast, daß er deine innersten Gedanken sieht und kennt, der Erhörer des Gebets, und der einzige Mittler zwischen Gott und unsern Seelen ist? Und willst du nicht zu ihm beten, um die Hülfe, Führung, Vergebung, Erleuchtung und Gnade, deren du bedarfst? Erinnere dich, wie du ihn liebtest, da du von ihm lasest; erinnere dich, daß du Freude bei dem Glauben empfandest, daß er dein Herr und dein Gott sei; erinnere dich, daß er selbst gesagt hat: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ (Joh. 6, 37.)

Richard sah sehr ernst aus und wandte sich, ohne mir zu antworten, ab. Ich wünschte nicht, ihn zum Sprechen zu veranlassen, nahm deßhalb meine Bibel, und fing an, zu lesen; das kleine Crucifix behielt ich jedoch, und als Richard sich zum Gebet anschickte, bat er mich nicht darum; auch hörte ich ihn diesen Abend nicht und glaube, sein Herz betete mehr als seine Lippen.

Der folgende Tag war ein Sonntag und sobald ich mich angekleidet hatte, nahm ich meine Bibel und wollte das Zimmer verlassen. Richard fragte mich, warum ich ginge.

„Weil ich dich nicht in der Ausübung Dessen zu stören wünschte, was du für Recht hältst; aber auch, weil ich an diesem Tage nicht bleiben und Das mit anhören kann, was du, seitdem ich hier bin, des Morgens herzusagen pflegst.“

„Warum denn nicht, Andreas?“

„Weil dies der Tag des Herrn ist, und ich keinen Theil desselben damit zubringen kann, Das anzuhören, was ihm zur Unehre gereicht.“

Richard sah bekümmert aus. „Wenn ich aber den Dienst der heiligen Jungfrau Einen Morgen absichtlich vernachlässige, so kann ich den Segen des Scapuliers verlieren, wenn ich in's Fegefeuer komme.“

„O Richard, welcher Unsinn!“ rief ich aus, „von einem Ende der Bibel zum andern wirst du auch nicht ein einziges Wort über das Fegefeuer finden.“

„Andreas, ich darf es nicht vernachlässigen, will aber ganz leise sprechen.“

Ich blieb, und hörte kein Wort.

An diesem Tage hoffte ich, zu erfahren, ob meine Tante ihre Religion geändert habe, oder nicht; allein ich fand mich getäuscht, denn sie sagte, sie sei unwohl und würde überhaupt nicht ausgehen, ihr Kopf schmerze sie, und sie habe den Schnupfen. Ich fragte, welche Kirche sie zu besuchen pflege; sie wich jedoch meiner Frage aus.

Ich hatte Richard versprochen, Morgens mit ihm nach seiner Kirche zu gehen, um dort die Messe zu hören, wie er es nannte. Ich wußte wirklich nicht, was eine Messe sei, und glaubte, ihrem Gottesdienste beiwohnen zu müssen, ehe ich darüber urtheilen könne; nachher wollte ich in die protestantische Kirche gehen. Ein Sonntag bei den Irländischen Katholiken hat durchaus keine Aehnlichkeit mit einem Sonntage in Schottland; denn, wenn auch nur zu Viele in meinem Vaterlande diesen heiligen Tag entweihen, so beobachten ihn doch die Achtbarern jeder Klasse wenigstens äußerlich mit Ehrfurcht, und sehr Viele bedenken und fühlen, daß der Sabbath eine Freude und dem Herrn heilig sein soll, und verehren ihn, gehen nicht ihre eignen Wege, suchen auch nicht ihr eignes Vergnügen, und sprechen nicht ihre eignen Worte, und deßhalb wird die Verheißung Gottes an ihnen erfüllt, daß sie dem Herrn fröhlich sein sollen. (Jes. 58, 13. 14.)

Meine irländischen Freunde waren ziemlich ruhig, ehe wir in die Kirche gingen, was früh am Tage geschah. Die Kirche war ungefähr eine Viertelstunde von dem Hause entfernt. Einige von uns Männern, Knaben und Mädchen gingen miteinander, und wo viele Irländer beisammen sind, kann nichts ihre sogenannten Späße unterdrücken. Richard und ich gingen deßhalb ein wenig abseits von den Andern,

denn er wünschte immer von Religion zu sprechen, ein Gegenstand, der seinem Herzen am nächsten zu liegen schien.

„Würden deine protestantischen Geistlichen nicht unzufrieden sein, Andreas, wenn sie wüßten, daß du in eine katholische Kirche gehest?“ fragte Richard.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ antwortete ich. „Wenn sie es auch wären!“

„Haben sie keine Macht, dir die Vorrechte deiner Kirche zu entziehen?“

„Wenn ich etwas im Worte Gottes Verbotenes thäte, so würden sie mir die kirchlichen Vorrechte entziehen. Wenn ich z. B. niederkniete und ein Gebet an die heilige Jungfrau richtete, so würden sie mich für noch nicht hinlänglich unterrichtet halten, um mich an den Sacramenten Theil nehmen zu lassen, weil ich einem menschlichen Wesen das Mittleramt zuschriebe, welches allein Christo zukommt. Sie würden mich deßhalb für so unwissend im wahren Christenthume halten, daß ich unfähig sei, an einigen seiner Einrichtungen Theil zu nehmen, und würden mich anweisen, die heilige Schrift zu studiren und auf die Predigten zu achten, bis ich besser unterrichtet sein würde.“

„Aber ich kann nicht recht einsehen, von welchem Nutzen die Geistlichen für euch Protestanten sind,“ bemerkte Richard, „denn ihr glaubt ja alle die Bibel selbst verstehen zu können, und meint, wenn ihr einen Katholiken nur bewegen könnt, die Bibel zu lesen, dann sei Alles gethan, und er werde gleich ein guter Christ sein.“

„Ich wundere mich nicht, daß du dieß glaubst, Richard,“ antwortete ich; „denn es ist wahr, wir wünschen so sehr, euch zum Lesen der Bibel zu bewegen, daß wir vielleicht zu wenig davon sprechen, wie nöthig es ist, daß die Geistlichen sie erklären, und auf ihre Beobachtung dringen. Unsre Aufmerksamkeit ist so sehr darauf gerichtet, euch die Augen darüber zu öffnen, wie ihr getäuscht werdet, daß wir vielleicht zu wenig an die Schwierigkeiten denken, welche sich euch entgegenstellen, wenn ihr versucht, die Schrift allein und ohne fremden Beistand zu verstehen. Wenn du aber mit mir nach Schottland kommst, was du hoffentlich thun wirst, so wirst du sehen, wie sehr wir unsre Geistlichen achten, wie eifrig sie für unser Bestes sorgen, und wie viel sie zu thun haben.“

„Nun das kann ich nicht einsehen, wie sie so viel zu thun haben

können," erwiederte Richard; „so viel weiß ich, die protestantischen Geistlichen hier in der Nähe thun wenig genug. Wir haben hier einen protestantischen Oberpfarrer und zwei Unterpfarrer, und es sind im Ganzen gewiß nicht mehr als fünfzig Protestanten in der Gegend; was können die also zu thun haben?"

„Das mag wohl sein; die Ursache ist jedoch, daß so viele Katholiken im Kirchspiele sind;" antwortete ich. „Bei uns giebt es fast gar keine Katholiken, und jeder Pfarrer hat die Seelsorge über sehr Viele. Aber du sagtest vorhin, die hiesigen protestantischen Geistlichen thäten Alles, was sie könnten, um euch zu bewegen, ihre Belehrungen anzuhören."

„O ja," erwiederte er; „sie sparen keine Mühe, um diese Absicht zu erreichen, und haben jeden besucht, der ihnen den Eintritt in seine Hütte gestattete. Wenn sie hören, daß wir krank sind, so schicken sie uns, was wir bedürfen, und kommen selbst, um zu sehen, ob wir sie anhören wollen. Sie haben auch Schulen eingerichtet, und bitten uns, die Kinder hineingehen zu lassen; aber was hilft das Alles, wenn wir wissen, daß sie es nur thun, um uns zu Protestanten zu machen."

„Ich kann aber nicht einsehen, Richard, daß irgend etwas Anderes, als aufrichtige Sorge um euer Seelenheil sie veranlassen kann, sich so sehr zu bemühen, um Protestanten aus euch zu machen; denn, was anders würde die Folge davon sein, wenn ihr Morgen Alle Protestanten würdet, als daß sie mehr zu thun hätten?"

Richard schwieg. Er schien diese Bemerkung nicht sogleich beantworten zu können, äußerte aber nach einer Weile: „Sage mir doch, was thun denn eure Geistlichen in Schottland? Ihr Alle leset und versteht die Bibel für euch selbst, und beachtet nicht was sie sagen, wenn ihr es nicht in der Bibel findet. Von welcher Bedeutung ist also Das, was eure Geistlichen euch lehren?"

„Ich will dir sagen, wie sie es machen, Richard. Sie lesen und studiren die Bibel weit mehr, als andere Leute es thun können, weil sie diesem Geschäfte ihr Leben widmen, und dazu bestimmt sind. Sie müssen studirt haben, sonst werden sie nicht ordinirt; sie müssen die Sprachen kennen, in denen die Bibel zuerst geschrieben worden ist, und sind mit allen Gebräuchen, Sitten u. s. w. bekannt; das setzt sie in den Stand, die Bibel besser zu verstehen, als wir. Dann vergleichen sie eine Stelle mit der andern, welches der beste Weg ist, um

zum Verständniß zu gelangen. Wenn sie sich auf diese Weise gebildet haben, besteigen sie die Kanzel, um uns zu unterrichten. Sie sagen uns dann nicht bloß, in der Bibel stehe der und der Text, und die Kirche erkläre ihn so und so, wir müßten dieß oder das thun, weil die Kirche (was bei euch heißt: die Priester) bestimmt hätte, es müsse geschehen, und verlieren darüber nicht das Wort Gottes ganz aus den Augen; sondern sie öffnen auf der Kanzel eine große Bibel, und sagen, welchen Theil sie erklären und worüber sie predigen wollen. Auch hat Jeder bei uns selbst eine Bibel, und sucht die Stelle auf, welche der Geistliche genannt hat. Dieser wartet, bis jeder sie gefunden hat, und dann liest er sie vor, während die Zuhörer ihm Wort für Wort beim Lesen folgen. Darauf fängt er an, die Bedeutung zu erklären, und die Zuhörer überzeugen sich, daß sie den Text zwar bis dahin auch verstanden haben, daß der Pfarrer aber die Bedeutung doch noch klarer zu machen weiß, und auf die aus dem Texte herzuleitenden Pflichten aufmerksam macht, und es ist ein Vergnügen, auf diese Weise unterrichtet zu werden. Auch sind seine Gebete weit schöner, als die, welche wir darbringen können; obgleich durch dieselben nur um Das gebeten wird, was wir bedürfen. Unsre Geistlichen zeigen uns aus der Bibel, wie wir Vergebung unsrer Sünden, Gnade und Kraft, den Willen Gottes zu thun, erlangen können, und ermahnen uns, beständig in der Schrift zu forschen, damit wir in allen Dingen lernen mögen, was jener Wille ist; denn das Gesetz Gottes ist, wie die Schrift sagt, sehr groß, und erstreckt sich auf unsre Gedanken, Worte und Werke, und wenn wir unbekannt damit sind, wie können wir ihm gehorchen?"

Richard hörte sehr aufmerksam auf Alles, was ich sagte, antwortete aber nicht. Nachdem wir noch eine Zeitlang schweigend weitergegangen waren, gelangten wir an die Kirche. Das Volk strömte hinein. Die Kapelle hatte eine Außenthür, dann eine kleine Vorhalle, und innen eine zweite Thür. Neben der innern Thür war an der Wand ein Ständer angebracht, auf dem ein längliches, steinernes Becken stand, in welches jeder beim Hereintreten einen oder zwei Finger tauchte, mit denen er sich beim Hineingehen in die Kapelle bekreuzte, wobei er zugleich die Kniee auf eine Weise beugte, die wie ein schneller Knix aussah. Ich sah im Vorbeigehen in das Becken, und bemerkte, daß es ungefähr zur Hälfte mit anscheinend schmutzigem Wasser angefüllt war. Die Kapelle war gedrängt voll. Es war ein ziemlich, großer

Raum, allenthalben roh ausgestattet, ausgenommen an dem Ende, wo der Altar stand. Ich kannte weder die Bestimmung, noch den Gebrauch irgend einer Sache an jenem Ende der Kapelle; aber Richard erklärte es mir flüsternd, da es noch einige Zeit währte, ehe der Priester ankam. Ich hatte noch nie zuvor eine katholische Kirche betreten; es war mir Alles ganz neu; und ich kann deßhalb vielleicht bei der Beschreibung Dessen, was ich sah, ein Versehen machen. Sollte dieß der Fall sein, so werden meine Irländischen Freunde mich entschuldigen, da ich nur zu erzählen wünsche, wie die Dinge einem Fremden, der seine Religion aus der Bibel gelernt hatte, erschienen. Das erste, was mir auffiel, weil ich es nie zuvor in einer Kirche gesehen hatte, war ein Gemälde über dem Altar, welches eine junge Frau mit einem Kinde im Arme darstellte. Ich bemerkte, daß die Leute, wenn sie hereinkamen, auf dieß Gemälde sahen, die Kniee beugten und sich bekreuzten. Ich fragte Richard, warum sie das thäten, worauf er mir zuflüsterte, es sei ein Bild der Mutter Gottes mit dem Christuskinde. Darauf dachte ich: „Wenn diese Leute die Schrift lesen dürften, so würden sie finden, daß jeder unter ihnen, der vor diesem Bildniß sein Kniee gebeugt, ein ausdrückliches Gebot Gottes übertreten habe," denn er hat gesagt: „du sollst dir kein Bild von irgend Etwas im Himmel oder auf Erden machen. Du sollst dich nicht vor ihnen beugen." u. s. w. (2. Mos. 20, 4. 5.) Und als das Volk fortfuhr, im Vorübergehen vor diesem Bilde seine Kniee zu beugen, mußte ich daran denken, welche Schuld auf Denen lastet, die so vielen unsterblichen Wesen das Wort Gottes vorenthalten, und sie lehren zu thun, was so offenbar verboten ist.

Zu dem Altare führten Stufen hinauf, und um denselben war ein Gitter angebracht, wodurch das Volk abgehalten wurde, sich zu sehr zu nähern, und auf demselben befand sich ein kleines Crucifix, eine Art Kästchen, nebst andern kleinen Dingen, und zwei Leuchter mit geschnittenem Papiere und einige aus Papier verfertigten Blumen. Ich wunderte mich, welchen Zweck dieß viele kleine Flitterzeug im Hause Gottes haben könne, als der Priester eintrat, der sich in Begleitung zweier Knaben in weißen Kleidern, welche kleine Glocken in den Händen trugen, innerhalb des Gitters begab. Jeder neue Gegenstand, den ich sah, schien geeignet zu sein, das Gemüth von dem Gottesdienste, welcher von Christo als Gott wohlgefällig beschrieben wird, weiter abzulenken. Als Christus das samaritanische Weib über den Weg, der zur

ewigen Seligkeit führt, belehrte, sagte er: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ (Joh. 4, 24). Der Priester begann bald darauf mit der Liturgie, statt aber fähig zu sein, Gott im Geiste zu verehren, verstand ich von Dem, was er sagte, auch nicht ein einziges Wort. Mit Staunen hörte ich auf Das, was mir ein ganzes unnützes, blindes Gebet zu sein schien, wovon das Volk keinen einzigen Satz verstand. Alle waren indeß sehr ernsthaft, und benahmen sich mit Anstand. Der Dienst dauerte ziemlich lange; der Priester kehrte uns zuweilen den Rücken zu, verrichtete viele Ceremonieen am Altare, verneigte und kreuzte sich, und die kleinen Knaben schellten mit den Glocken. Darauf knieeten die Leute nieder, und standen dann wieder auf. Ich bemerkte, daß sie auch nicht ein Wort von Dem verstanden, was der Priester sagte, und daß deßhalb mit dem Glöckchen geschellt werden mußte, damit sie wüßten, er sei zu einer besondern Stelle im Gottesdienste gekommen. Hierauf öffnete der Priester das Kästchen auf dem Altare, verrichtete Mancherlei, indem er uns den Rücken zukehrte, verneigte sich, knieete nieder, stand wieder auf, und sagte viel Latein her. Während er knieete, erhob er mit seiner Hand, so daß Alle es sehen konnten, Etwas, was mir ein kleiner Zwieback zu sein schien. In demselben Augenblicke schellten die Knaben mit ihren Glöckchen, und die Gemeinde fiel vor diesem kleinen Kuchen oder Zwieback auf die Kniee. Auch der Priester schien ihn anzubeten.

Ich hoffe, meine Irländischen Freunde werden nicht böse sein, wenn sie dieß lesen, sondern daran denken, daß, da ich nie in der Bibel Etwas gelesen hatte, was mich zum Verständniß dieser Gebräuche hätte führen können, und da ich nicht verstand, was der Priester sagte, auch nie Zeuge einer ähnlichen Handlung gewesen war, das Ganze mir natürlich auffallen mußte. Ueber Nichts verwunderte ich mich indeß mehr, als eine solche Menge vernünftiger Männer und Frauen so lange aufmerksam Worten zuhören zu sehen, die sie nicht verstehen konnten, niederzuknieen und sich auf den Fußboden zu werfen, wenn ein Glöckchen geschellt wurde, während sie doch nicht wußten, was der Priester sagte.

Nachdem der Priester und die ganze Gemeinde dieß kleine Stückchen Brod angebetet hatten, schien er es in einen Kelch zu bröckeln, Etwas darauf zu gießen, und dann das Ganze auszutrinken. Ich mag mich jedoch irren, da ich nicht genau sehen konnte, was er that, weil er uns den Rücken zukehrte.

Endlich war der Gottesdienst beendigt, ohne daß ich Etwas davon verstanden hatte, und die Gemeinde strömte, ohne Zweifel nicht weiser als ich selbst, aus der Kirche.

„Nun, Andreas, was denkst du von unserm Gottesdienste?“ fragte mein Onkel Arthur, als wir die Kirche verließen.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll,“ erwiederte ich, „da ich nicht ein Wort von Dem, was der Priester sagte, verstanden habe.“

„Es ist auch nicht nöthig, daß Leute, wie wir, alle diese heiligen Mysterien verstehen;“ sagte Onkel Arthur.

„Aber, Onkel, wie kann ich dir sagen, was ich von einer Sache denke, die ich nicht verstehe? Ich glaubte, es sei die Sache der Geistlichen, uns zu unterrichten, wie wir in den Himmel gelangen können; aber darüber wissen wir doch sicherlich jetzt eben so wenig, als zu der Zeit, wo wir in die Kirche gingen.“

„Der Priester hat indeß das Meßopfer dargebracht,“ sagte Richard, „das ist von größerem Nutzen, als irgend eine Belehrung, die er uns geben konnte.“

„Das ist recht, Richard,“ sagte Onkel Arthur; „höre auf ihn, Andreas, er denkt mehr über diese Dinge nach, als irgend Einer unter uns, und kann dir deßhalb darüber mehr sagen.“

Richard ging mit mir wieder abgesondert, während die Andern, vom Zwange der Kirche befreit, anfingen, sich auf ihre gewöhnliche Weise zu belustigen.

„Was ist denn dieß Meßopfer, Richard?“ fragt' ich.

„Nun, Andreas, du brauchst dich nicht zu stellen, als ob du Nichts von der Messe wüßtest,“ sagte Richard; „denn gewiß findet sich darüber Etwas in der Bibel.“

„Ich habe allerdings von der Messe gehört, Richard,“ erwiederte ich; „weiß aber wirklich nicht, was damit gemeint ist, und muß dir erklären, daß ich nie davon Etwas in der Bibel gelesen habe.“

„Nun, Andreas, ich weiß, es steht darüber Etwas in der Bibel. Als Christus den Aposteln zuerst gebot, das Meßopfer darzubringen, nahm er Brod und sagte: „Das ist mein Leib;“ ich weiß dieß sehr wohl, denn Pater Conelly hat es hundertmal erzählt; und wenn unsre Priester diese Worte lateinisch sagen, dann wird das Brod der wirkliche Leib Christi.“

„Du hast Recht, Richard,“ erwiederte ich; „davon hab' ich schon

früher gehört; glaubte aber, die Römisch-Katholischen nennten es die Transsubstantiation. Ich hab' von Vielen gelesen, welche in meinem Vaterlande hingerichtet wurden, als die Papisten daselbst die Gewalt in Händen hatten, weil sie, nachdem sie die Bibel gelesen, diese Lehre nicht länger glauben konnten. Aber ich weiß noch nicht, was ihr unter dem Meßopfer versteht.«

»Nun, nachdem der Priester diese Worte gesprochen, und das Brod der wirkliche Leib Christi geworden, opferte er es Gott als Sühnopfer für unsre Sünden. Das ist die Bedeutung desselben.«

»Ich bin gewiß, daß auch nicht ein einziges Wort darüber in der Bibel steht,« sagt' ich; »im Gegentheil ist die Bibel ganz dagegen. Ein Mensch soll Christus selbst zum Opfer bringen! Wie kannst du, Richard, eine so entsetzliche Blasphemie glauben?« Darauf schlug ich in meiner Bibel das neunte Kapitel des Briefes an die Hebräer auf, und las vom vier und zwanzigsten Verse: »Denn Christus ist nicht eingegangen in das Heilige, so mit Menschenhänden gemacht ist, welches ist ein Gegenbild der Rechtschaffenen, sondern in den Himmel selbst, nun zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes für uns. Auch nicht, daß er sich oftmals opfere, gleichwie der Hohepriester gehet alle Jahre in das Heilige mit fremdem Blute; sonst hätte er oft müssen leiden vom Anfange der Welt her. Nun aber, am Ende der Welt ist er Ein Mal erschienen, durch sein eigenes Opfer die Sünde aufzuheben. Und wie dem Menschen ist gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht; also ist Christus Ein Mal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden.« Ferner stehet geschrieben: »Christus hat Ein Mal für unsere Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns Gott opferte.« (1 Petri 3, 8.) Und an einer andern Stelle heißt es: »Denn daß er der Sünde gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben zu Einem Male.« (Römer 6, 10.) »Nun, Richard, kann es etwas Deutlicheres über diesen Punkt geben, als die Aussprüche der Bibel? Ein Mal wurde Christus geopfert, Ein Mal litt er für die Sünden, Ein Mal starb er! Wie können euch also eure Priester eine solche Abgeschmacktheit lehren, wie die, daß sie Christum oft als Opfer darbringen?«

Richard sah verlegen aus, und sagte dann: »Ich thäte besser, nicht mit dir zu sprechen, Andreas, weil ich sonst ganz irre werde.«

»Du wirst besser thun, Richard, die Bibel zu lesen,« antwortete ich, »um dich durch sie belehren zu lassen.«

Richard schien eine Zeitlang sehr nachdenklich zu sein, als wir weiter gingen, und sagte dann: „Es würde sehr betrübend se n, Andreas, wenn Alles, was ich bisher für mein Seelenheil gethan habe, vergeblich sein sollte! Wenn ich nun auch auf dich höre und die Bibel lese, und sie zu verstehen glaube, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn ich das nächste Mal zum Pater Conelly in die Beichte gehe, dieser mir zeigen wird, daß ich noch eben so sündenbelastet bin, wie ich war, ehe ich nach Lough Derg ging, und Alles, was ich gethan, das Scapulier, kurz Alles würde umsonst gethan sein.“

„Aber, Richard, wenn du die Bibel gelesen, wirst du nicht wieder zum Pater Conelly in die Beichte gehen; denn in der ganzen Bibel wirst du auch nicht ein Wort über die Beichte bei einem Priester finden, einem sündigen Menschen, wie du selbst bist; sondern du wirst lernen, daß man Gott seine Sünden bekennen müsse und daß er sie um Christi willen vergeben will. Auch wirst du lernen, welche Dinge wirklich in Gottes Augen sündhaft sind, und sehen, in welchem schrecklichen Zustande Diejenigen sind, welche es für eine Sünde halten, das Wort Gottes zu lesen; aber für keine Sünde, zu hoffen, daß sie durch das Gebet zu einem Weibe und durch das Tragen eines schmutzigen Läppchens von der Strafe für ihre Sünden befreit werden können.“

„Aber, Andreas, viele Leute, die weit klüger sind, als ich bin, glauben, daß das Scapulier Kraft besitze, sie vor dem Bösen zu bewahren.“

„Der Menschen Weisheit ist Thorheit, Richard, wenn sie sich gegen die Weisheit Gottes auflehnt, und eine sehr geringe Kenntniß der heiligen Schrift würde dich solche thörichten Erfindungen menschlicher Weisheit, wie Scapuliers und dergleichen Unsinn, verachten lehren.“

Richard antwortete mir nicht, und nach einer Weile bat ich ihn, mit mir in die protestantische Kirche zu gehen.

„Nein, nein!“ erwiederte Richard, „das kann ich nicht, denn Pater Conelly hat gesagt, er werde jeden von uns excommuniciren, der nach allen seinen Warnungen dennoch dort hingehe. Es würde ein schlechter Lohn für alle die Mühe sein, welche er sich giebt, uns vor Ketzerei zu bewa en, wenn ich mich von jeder Versuchung ve leiten ließe, die sich mir in den Weg stellt.“

Ich drang in dieser Rücksicht nicht in Richard. Was ich ernstlich

wünschte, war, ihn zu bewegen, die heilige Schrift zu lesen. Ich hoffte, wenn mir das gelänge, so würden seine Augen bald darüber geöffnet werden, wie sehr verschieden seine Religion von der Bibel sei. Ich sagte deßhalb in dem Augenblicke nichts mehr.

Als die Stunde nach der Kirche zu gehen da war, machte ich mich allein auf den Weg. Ein oder zwei Leute gingen gleichfalls dorthin. Auf dem Wege kam ich vor des Pfarrers Hause vorbei; es war ein großes, alterthümliches Gebäude, welches einige Aehnlichkeit mit den Häusern von Gutsbesitzern in Schottland hatte. Es war mit Wiesengrund und Gesträuch umgeben, und daran stieß ein schönes Gehölz. Ich mußte auf meinem Wege oft still stehen, um den üppigen Wuchs der Pflanzen und blühenden Gesträuche, von denen einige in meinem Lande schwer zu ziehen sein möchten, zu bewundern. Auch gefiel mir die Kirche sehr, als ich näher kam. Sie war sehr groß und in jenem ehrwürdigen alten Styl gebaut, der für Kirchen bestimmt zu sein scheint. Als ich hineintrat, setzte ich mich in einen der hintersten Stühle, wurde aber von dem Kirchendiener aufgefordert, einen Sitz näher an der Kanzel einzunehmen. Und in der That hätte ich unter den meisten Kirchenstühlen wählen können; denn obgleich die Kirche groß genug war, viele Hunderte zu fassen, so waren doch nicht mehr als vierzig Leute darin, der Eine hier, der Andere da, und indem sie leise nach ihren Plätzen gingen, wiederhallten ihre Schritte in dem großen, leeren Gebäude.

Meine Irländischen Freunde wissen, daß die Gebräuche beim protestantischen Gottesdienst in Irland von denen der protestantischen Kirche in meinem Lande verschieden sind, obgleich beide im Glauben übereinstimmen; sie wissen auch, daß ich die Form des Gottesdienstes in meiner Kirche vorziehe; aber o! wie köstlich schienen mir die Wahrheiten der Bibel, in einer mir verständlichen Sprache vorgetragen, im Vergleich mit Dem zu sein, wovon ich am Morgen Zeuge gewesen war. Es war indeß traurig, eine solche Handvoll Menschen das Wort Gottes anhören zu sehen, nachdem ich eine solche Menschenmenge versammelt gesehen hatte, um Ceremonieen anzusehen, die keinen Grund in der Bibel haben, um Worte anzuhören, von denen sie auch nicht eins verstanden. Ein ernsthaft aussehender, junger Mann las die Gebete in der protestantischen Kirche vor. Als er geendigt hatte, predigte ein älterer Geistlicher; aber ich war traurig und muthlos, als ich ihn die herrlichen Worte des Evangeliums beinahe leeren Wänden

verkündigen hörte, und des furchtbaren Tages gedachte, wo wir Alle vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen sollen, und was dann Diejenigen sagen würden, welche Denen, die seine Friedens- und Versöhnungsbotschat in seinen eignen gnädigen Worten brachten, den Rücken zugewandt, und auf Andere gehört haben, die ihnen seinen Willen vorenthielten, und statt desselben ihre eigenen sündlichen und thörichten Erfindungen lehrten.

Bei meiner Rückkehr zu meinen Freunden wurde ich begierig gefragt, wie mir der Prediger gefalle u. dgl., und aus der offenbaren Aengstlichkeit meiner Tante hierbei entnahm ich, daß sie eben so wenig von ihm und der Kirche wußte, wie die Andern. Als ich jedoch Alles, was ich gesehen und gehört hatte, lobte, und über die geringe Zahl der Gemeindeglieder klagte, lachten meine Freunde nur, und schienen Vergnügen zu empfinden und zu triumphiren, und mein Onkel Arthur sagte mit einem Schwur:

„Und bei — es werden ihrer noch weniger sein, wenn sie fortfahren mit ihren —" Darauf fing er an vom Zehenten und vielen andern mir unbekannten Dingen zu reden, und alle meine Freunde geriethen in große Hitze, als sie von diesen Gegenständen zu sprechen anfingen. Besonders schien mein Onkel Arthur sehr erbittert zu sein. Er stand auf, schritt umher, und stieß dabei die heftigsten Schimpfwörter gegen viele Personen und Sachen aus, von denen ich nie etwas gehört hatte. Alle Uebrigen schienen wie er zu fühlen, so daß es unnütz gewesen sein würde, wenn ich in diesem Augenblicke Etwas hätte sagen wollen. Ich mußte jedoch daran denken, daß, wenn sie Gottes Wort und den Ausspruch unseres Herrn: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes" (Matth. 6, 33.) gekannt hätten, sie über diese weltlichen Dinge sich weniger ereifert haben würden. Ich bin indeß zu unwissend, um meinen lieben Freunden über diese Gegenstände Etwas sagen zu können.

Ich habe bereits bemerkt, daß es nichts Verschiedneres geben kann, als die Art, wie der Sonntag unter den Katholiken in Irland und bei meinen Landsleuten in Schottland zugebracht wird. Nach der Rückkehr aus der Kirche machten meine Freunde den Sonntag zu einem Tage des Müßiggangs und der Belustigung. Niemand zog sich zum Gebet oder zur Selbstbetrachtung zurück, Niemand las in der heiligen Schrift, kein Kind wurde unterrichtet; sondern die Freunde versammelten sich in Haufen in dem Hause, die Weiber schwatzten

über ihre weltlichen Angelegenheiten, die älteren Männer thaten dasselbe, die jungen Bursche und Mädchen balgten sich, tanzten, scherzten und sangen unnütze Lieder, und die Kinder brachten den ganzen Tag wie jeden andern zu, indem sie thaten, was ihnen beliebte. Es wurde viel gelacht, nach ihrer Weise mancher Spaß gemacht, und viel gestritten und gezankt, ehe der Tag zu Ende ging. Doch ich will Nichts weiter hierüber sagen, ich dachte nur, als ich den Sonntag so zugebracht sah: Wenn jetzt inmitten all' dieser Gottesvergessenheit der Himmel sich plötzlich verdunkelte, die Erde umher anfinge zu beben, Wolken und Feuer vom Himmel herabkämen, ein Ungewitter, Donner und Blitz losbräche, und die Posaune so laut erschallte, daß Alle, welche sie hörten, dabei erbebten, und dann die Worte gehört würden: „Du sollst den Sabbath heiligen," — was würden meine Freunde von der Art und Weise denken, wie sie ihn jetzt zubringen? Und wenn sie mit der Schrift bekannt wären, so würden sie wissen, daß Gott selbst dieselben Worte vom Berge Sinai herab gesprochen hat, während der Berg erzitterte, weil der Herr im Feuer darauf herabstieg und dichte Finsterniß umher war, und Donner, Blitz und Posaunenschall. (2 Mos. 19.) Solcher Art waren die furchtbaren Erscheinungen, unter welchen Gott den Menschen seinen Willen in Betreff des Sabbaths kund gab; und wie verwegen sind Diejenigen, welche dieß Gebot Gottes verheimlichen, und das Volk lehren, es dürfe ihm, ohne zu sündigen, ungehorsam sein.

Ich war von Dem, was ich beschrieben habe, nur während der Mahlzeiten Zeuge, denn sobald ich konnte, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, um den Sonntag auf die von der Schrift vorgeschriebene Weise zuzubringen. Richard, der mich selten aus den Augen verlor, folgte mir, wie gewöhnlich, und wir hatten an diesem Tage eine lange Unterredung, welche damit endete, daß er endlich einwilligte, das Douaysche neue Testament zu lesen. Am nächsten Tage wollten wir nach der etwa eine Meile entfernten Stadt gehen, um uns ein Exemplar zu verschaffen.

Mit einiger Mühe gelang es uns, unsere Absicht auszuführen, denn sobald es bekannt wurde, daß wir nach der Stadt wollten, waren so Viele bereit, uns zu begleiten, daß wir besorgten, unsern Vorsatz nicht in's Werk setzen zu können, ohne ihn bekannt werden zu lassen, und Richard hatte noch nicht Muth genug, sich dem Verdacht auszusetzen, daß er das Wort Gottes läse. Es gelang uns in-

deß, Das herbei zu schaffen, was wir wünschten, da die meisten unserer Freunde durch andere Dinge von uns hinweggezogen waren, als wir die Stadt erreichten. Ich will nicht sagen, wodurch; aber meine Freunde werden sich vielleicht erinnern, wie viele verwundete Köpfe und zerschlagene Glieder am Tage nach unserm Besuche in der Stadt — nachgesehen werden mußten.

Als Richard und ich nüchtern zurückkehrten, bat er mich, ihm meine Bibel zu leihen, wenn ich sie nicht brauche, damit er sehen könne, worin sie vom Douayschen Testamente abweiche. Diese Bitte freute mich sehr, und ich war überzeugt, Richard würde nicht lange in Finsterniß bleiben, wenn er auf eine so aufrichtige, vernünftige Weise nach Wahrheit forschte.

Die nächsten 14 Tage brachte Richard den größten Theil seiner Zeit mit dem Lesen des neuen Testaments zu, sprach aber nicht mit mir über Das, was er las; er schien dieß absichtlich zu vermeiden, und ich ließ mir angelegen sein, zu thun, was ihm angenehm war, und hielt mich überzeugt, daß er durch die Schrift selbst besser belehrt werden würde, als durch irgend Etwas, was ich ihm sagen konnte. Er war jedoch sehr gedankenvoll, und schien zuweilen sehr traurig zu sein, aber mit jedem Tage wuchs seine Liebe und Freundlichkeit zu mir. Dasselbe kann ich von allen meinen Freunden sagen. Meine Tante wachte mit großer Sorgfalt über meiner Gesundheit, und ich glaube wirklich, daß die Irländischen Landleute, besonders die Frauen, da sich wenige Aerzte in ihrer Nähe befinden, eine große Geschicklichkeit in einer zweckmäßigen Behandlung von Kranken erlangen. Ich war sehr oft während meines Aufenthalts in Ballinagh Zeuge davon und was mich selbst betrifft, so muß ich gestehen, daß ich, nachdem sich meine Tante und mehre andere Personen, meist Frauen, über meinen Gesundheitszustand berathen, und viele Fragen an mich gerichtet hatten, wirklich mit jedem Tage kräftiger wurde, so lange ich ihren Rath befolgte, bis ich mich endlich so rüstig und wohl wie früher fühlte. Was meine arme Tante anbetrifft, so konnte ich weder von ihr, noch von Jemand anders erfahren, ob sie ihre Religion geändert habe. Ich vermuthe, wenn sie es gethan hatte, so wünschte sie, daß man ihre Schwester durch die Nachricht davon nicht betrüben möchte; und so gut bewahrten alle ihre Freunde ihr Geheimniß, daß selbst die Kinder auf der Hut zu sein schienen, wenn ich Fragen über den Gegenstand an sie richtete, und stets eine ausweichende Antwort be-

reit hatten. Sie ging nie zur Kirche, so lange ich in Ballinagh war; ich fürchte jedoch, sie ist eine Katholikin, weil mein Onkel und sie nicht so glücklich mit einander leben würden, wenn sie es nicht wäre; denn obgleich er freundlich und gütig gegen Alle ist, so muß doch sein Wille für seine ganze Umgebung Gesetz sein.

Es war Vieles an meinem Onkel Arthur, was meine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahm. Er war eine ganz neue Erscheinung für mich. Wenigstens würde in meinem Vaterlande ein Mann von seinen Fähigkeiten wahrscheinlich zu einer ganz andern Stellung gelangt und deßhalb auch in einem ganz andern Lichte erschienen sein. Ich habe bereits erzählt, daß er einen großen Theil seiner Zeit im Müßiggange zubrachte. Der Grund hiervon schien mir darin zu liegen, daß er keinen Gegenstand hatte, der ihm Interesse genug eingeflößt hätte, um sich dafür auf irgend eine Weise zu bemühen. Wenn er Etwas thun zu müssen glaubte, so pflegte er sich daran zu machen, als wenn es seine gewöhnlichen Geschäfte unterbrochen hätte und es in der Hälfte der Zeit zu beendigen, die ein Anderer dazu gebraucht haben würde; dann aber warf er den Spaten, oder was es sonst war, hinweg, und schlenderte wieder nach wie vor müßig umher. Sprachen wir mit einander, was er gern that, so hatte er nie Geduld genug, mich zu Ende zu hören, sondern glaubte immer zu wissen, was ich sagen wollte, ehe ich noch ein halbes Dutzend Worte vorgebracht hatte. Er hatte oft Recht, denn ich bin nie mit Jemanden zusammengetroffen, der so scharfsichtig gewesen wäre, zuweilen hatte er jedoch Unrecht, besaß aber nie Geduld genug, sich belehren zu lassen. Anfangs schien er mich für einen gutmüthigen, aber etwas beschränkten Menschen anzusehen, und konnte sich kaum enthalten, die Anwesenden auf meine Unkosten zu belustigen, wie er es gern mit Andern zu thun pflegte. Ich erinnere mich, daß er mich zuweilen mit einem spöttischen Lächeln, welches stets voranging, wenn er Jemanden auf diese Weise lächerlich machen wollte; dann aber schien ihm plötzlich einzufallen, daß ich ein Fremder und sein Gast war, worauf er sich sogleich beherrschte. Nach und nach schien ich jedoch in seiner Achtung zu steigen, und da er, seiner Sonderbarkeiten ungeachtet, mir nächst Richard am meisten Achtung einflößte, so suchte ich Alles, was ich zu sagen hatte, in wenigen starken Worten auszudrücken, damit er mich anhören möchte. Auf diese Weise hatten wir manche lange Unterhaltung. Ich denke, es wird nicht unpassend sein,

wenn ich hier einige unserer Gespräche niederschreibe, so weit ich mich derselben erinnere. Sollte er sie lesen und bemerken, daß in Dem, was ich jetzt sage, mehr Verstand ist, als in Dem, was ich bei den Unterredungen mit ihm wirklich vorbrachte, so mag er bedenken, daß er mich in den ersten zehn Tagen meines Aufenthalts in Ballinagh nie einen Satz beenden ließ.

Das erste Mal, daß mein Onkel mir wirklich mit Aufmerksamkeit zuhörte, war, als ich eines Tages von der Erziehung zu sprechen anfing, welche die Jugend in meinem Vaterlande erhält. Ungefähr zwanzig Knaben und Mädchen von sieben bis zwölf Jahren spielten um uns her.

„Habt ihr keine Schulen hier?“ fragt' ich.

„Schulen? o, Schulen genug, aber keine Schüler,“ erwiederte mein Onkel.“

„Was für Schulen sind es denn?“

„Nun, die Protestanten errichteten Schulen, und einige von den größeren Jungen und Mädchen, die Lust zum Lernen hatten, wie du, Anreas, ließen sich nicht zurückhalten; denn sie erhielten Unterricht in der Bibel und in vielen andern Dingen, wovon die Alten nichts wußten. Pater Conelly war deßhalb genöthigt, gleichfalls eine Schule zu errichten, da die Protestanten sonst alle Kinder an sich gezogen haben würden; denn ihre Eltern konnten es nicht über sich gewinnen, ihre Kinder zum Wegbleiben zu zwingen, ehe Pater Conelly's Kirchenschule im Gange war.“

„Und was lernen denn die Kinder in dieser Kirchenschule?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte der Onkel gleichgültig.

„Warum gehen denn diese großen Jungen und Mädchen nicht hin?“

Der Onkel beantwortete diese Frage, indem er in einem Tone, der die Kinder sogleich in ihrem Spiele unterbrach, ausrief:

„Murphy Cooney! komm einmal her!“

Murphy gehorchte sogleich.

„Dein Vetter Andreas wünscht mit dir zu sprechen, Murphy.“

„Murphy,“ sagt' ich, „warum ist heute keines von euch großen Kindern in der Schule?

„O, wir mögen die Kirchenschule nicht, sie ist nicht wie die protestantischen Schulen; wir lernen nichts als Paternosters und Ave Maria's.“

„Lernt ihr nicht lesen?“ fragt' ich.

„Wir erhalten nur Unterricht im Lesen, wenn wir ungefähr zwanzig Verse hersagen können, und damit mögen wir uns nicht plagen.“

„Was sagt denn aber Pater Conelly zu eurer Faulheit?“ fragt' ich.

„Nichts,“ antwortete der Knabe gleichgültig.

„Ist dieß der ganze Unterricht, welchen die Kinder hier genießen?“ fragt' ich, indem ich mich zu meinem Onkel wandte.

„Fort mit dir, Murphy,“ sagte er zum Knaben, der sogleich gehorchte. „Es ist der ganze Unterricht, den ihre Väter erhielten, Andreas,“ fügte er hinzu; „und was du auch davon denken magst, wir brauchen nichts mehr, als was Pater Conelly gut für uns dünkt. Die alten Zeiten waren besser für die echten Irländer, als die jetzigen. Wir bleiben gern beim Alten, und die Zeit kann wiederkommen.“

„Ich kann Unwissenheit nie für etwas Gutes halten, Onkel, wie alt sie auch sein mag.“

„Unwissenheit? worin, Andreas?“

„Unbekanntschaft mit dem Wege, ein nützliches und glückliches Leben hier auf Erden zu führen, und sich für die Ewigkeit vorzubereiten.“

„Nun freilich, Andreas, es ist der Mühe werth, sich solche Kenntnisse zu erwerben.“

„Durch einen guten Unterricht werden wir zu diesen Kenntnissen gelangen, Onkel.“

„Was nennst du denn aber guten Unterricht? Durch das Lesenlernen erhält man doch diese Kenntnisse nicht.“

„Gewiß nicht; das Lesenlernen ist nur ein Mittel dazu.“

„Dadurch erwirbt man sich aber auch verderbliche Kenntnisse,“ entgegnete der Onkel; „soviel ist gewiß, es giebt mehr Leute in unserer Gegend, die lesen können, als solche, die einen guten Gebrauch davon zu machen wissen.“

„Aber, lieber Onkel, ich sagt' auch nicht, daß bloßes Lesen- und Schreibenlernen eine gute Erziehung genannt werden könne. Die Jugend muß außerdem täglich und stündlich darüber belehrt werden, was der Wille Gottes, was Recht und Unrecht ist, was ihr im Leben nützlich oder schädlich werden kann; sie muß angeleitet werden, dem Bösen zu entsagen, sich selbst zu beherrschen, das Gute, wenn es auch schmerzlich ist, dem Bösen, so angenehm es auch sein mag, vor-

zuziehen. Alles dieß sollten die Kinder in der Schule und zu Hause lernen, von der Zeit an, wo sie Verstand genug für den Unterricht besitzen, bis zu der, wo sie in die Welt hinaustreten und selbstständig handeln müssen."

"Sehr gut, Andreas. Wenn du hier eine Schule errichten willst, und versprichst, alles das zu lehren, so will ich dir Schüler genug verschaffen."

"Aber, lieber Onkel, das hält man bei uns zu Lande für eine gute Erziehung für Leute von unserm Stande, und dafür wird überall mehr oder minder beständig gesorgt."

"Nun, Andreas, willst du eine solche Schule anlegen?"

"Ich könnte nichts Besseres thun, müßte aber meinen eignen Weg beim Unterricht einschlagen dürfen."

"Natürlich, das würde nicht mehr als recht und billig sein. Laß uns einmal hören, wie du verfahren würdest."

"Nun, zunächst würde ich beim Unterricht in dem, was Recht und Unrecht ist, zu mir sagen: "diese Wesen, welche Gott mir anvertraut hat, sind unsterblich, müssen ewig leben; was ich sie jetzt lehre, wo ihre Herzen noch jung und empfänglich sind, werden sie nie vergessen; sie werden später vielleicht nichts Anderes glauben können, als was ich ihnen jetzt sage; wie groß wird also meine Schuld sein, wenn ich sie irre führe!"

"Wahr, sehr wahr, Andreas," sagte mein Onkel, welcher seine Kinder und Enkel zärtlich liebte.

"Nun, Onkel, was sollte ich in einem solchen Falle thun?"

"Ei, du würdest so gut und redlich an ihnen handeln müssen, als du könntest. Du könntest nicht mehr thun, als ihnen sagen, was du für recht und unrecht hältst."

"Nein, nein, Onkel, so würde ich nicht verfahren, so geht man nicht in meiner Heimath zu Werke. Wenn ich die Schule anfinge, so würde ich das Wort Gottes zur Hand nehmen, und den Kindern sagen: Wir sind allzumal Sünder; keiner unter uns ist von Natur geneigt, Gott zu gehorchen; wir wissen sogar nicht einmal, was sein Wille ist; aber hier ist er zu unserer Belehrung niedergeschrieben; aus diesem heiligen Buche müssen wir ihn kennen lernen. Dann würde ich, so lange die Kleinen unter meiner Obhut ständen, während sie in diesem Buche lesen lernten, ihnen täglich mehr die in demselben enthaltenen Lehren erklären, so daß sie, beinahe ohne selbst ihr

Wachsthum in der Erkenntniß zu bemerken, jede Stunde etwas aus dem Worte Gottes lernen würden. Und da es keine Pflicht giebt, die nicht auf die vollkommenste Weise in der Bibel gelehrt wird, so würden sie wenigstens erfahren, Was sie thun sollen. Auch ist der Weg des Heils klar und deutlich angegeben, und ich würde weit mehr bemüht sein, ihnen diesen Weg zu zeigen, als ihnen Kenntnisse mitzutheilen, wodurch nur ihre Wohlfahrt in dieser vergänglichen Welt gefördert wird. Der Wille, sein Seelenheil zu suchen, und der Wille, Gottes Geboten zu gehorchen, muß von Gott selbst kommen. Es ist aber Sache der Erziehung, den Weg zum Heil und zum Gehorsam zu zeigen."

Mein Onkel Arthur hörte dies Alles an, und sagte dann: "Ich wollte, du hättest deine Schule schon angefangen, Andreas."

"Würde aber Pater Conelly die Kinder hineingehen lassen?" fragt' ich.

"Nimmermehr," erwiederte mein Onkel, indem er aufstand und umherging, wie er stets zu thun pflegte, wenn er mit Etwas unzufrieden war; "nimmermehr," wiederholte er, "Pater Conelly würde hier nicht lange Herr und Meister bleiben, wenn er es thäte. Doch, du weißt, dies Alles ist nur ein Scherz, Andreas."

"Ja, Onkel, aber das ist kein Scherz, alle diese unsterblichen Wesen aufwachsen zu sehen, ohne Unterricht, wie die Thiere, die nur für diese Welt geschaffen sind."

"Es ist nicht ihre Schuld," sagte mein Onkel, indem er plötzlich still stand: "ein gerechter Gott wird die Sünde auf Anderer Häupter legen."

"Aber auf wessen Haupt wird die Sünde der Vernachlässigung der eignen Kinder fallen?" fragt' ich. Der Onkel heftete sein Auge auf mich und fragte: "Auf wessen Haupt wird sie nach dem Ausspruche der Bibel kommen?"

"Die Bibel gebietet den Eltern, die Kinder zu unterweisen," antwortete ich. "Gott spricht also über seine Gebote: Meine Worte sollt ihr zu Herzen nehmen, und sollt sie euren Kindern einschärfen, und davon reden, wenn ihr in eurem Hause sitzet oder auf dem Wege gehet, wenn ihr euch niederleget oder aufsteht."

Der Onkel ging, nachdem er diese Worte gehört hatte, eine Zeitlang in tiefes Nachdenken versunken umher.

"Hast du nie die Bibel gelesen, Onkel?" fragt' ich.

„Nein, niemals.“

Höchst ungelegen, nach meiner Meinung, näherte sich uns in diesem Augenblicke Pater Conelly. Mein Onkel empfing ihn nicht sehr herzlich. Er schien seinen Besuch in diesem Augenblicke als eine Störung anzusehen. Nach den gewöhnlichen Redensarten, die Anfangs bei jedem Besuche ausgetauscht werden, und nachdem Pater Convelly ein Glas Whisky getrunken hatte, welches mein Onkel gleich nach seiner Ankunft kommen ließ, weil, wie er sagte, der Tag heiß sei, setzten wir uns auf die Bank vor dem Hause. Pater Conelly schien ungefähr 40 Jahr alt zu sein, war ein Mann von untersetzter Statur und ordinärem Aussehen, und hatte jene blühende Gesichtsfarbe, die in spätern Jahren in die Purpurfarbe übergeht. Er schien sehr munter und zum Scherzen mit meinem Onkel aufgelegt zu sein. Der Onkel A thur war jedoch in jenem Augenblicke nicht in der Laune zum Scherzen. Als Pater Convelly dieß bemerkte, fragte er ihn, ob etwas vorgefallen sei, und erkundigte sich mit vieler Freundlichkeit und Theilnahme nach meines Onkels Familie und Verwandten, die er alle genau zu kennen schien. Diese Freundlichkeit öffnete meines Onkels Herz, und nachdem er ihm in aller Kürze über Jeden Aufschluß gegeben hatte, sagte er: „mein junger Neffe hier, Herr Pater, hat mich über unsere Schulen befragt, und scheint von unserer Erziehung eine sehr geringe Meinung zu haben.“

Der Priester heftete sein Auge auf mich. „Was für ein Landsmann ist euer Neffe?“

„Er ist ein Schotte.“

„Die Schotten sind auf die Erziehung wie versessen, und das hat den Feinden der Wahrheit Gelegenheit gegeben, das Unkraut so dicht unter den Waizen zu säen, daß der gute Same beinahe ganz erstirbt, und das arme Land jetzt fast ganz ketzerisch ist.“

„Das,“ erwiederte ich, „ist die gewöhnliche Folge des Bibellesens und der Erziehung.“

„Ihr seht, Cooney, der junge Mann muß die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, anerkennen,“ bemerkte Pater Conelly; „Ihr solltet euch deßhalb hüten, Gespräche dieser Art mit anzuhören; denn das menschliche Herz ist nur zu geneigt, sich durch Verlangen nach Erkenntniß irre führen zu lassen, und zuweilen, wenn wir der Versuchung, so weit sie uns angeht, Widerstand geleistet haben, naht sie sich uns in einer neuen Gestalt, indem sie uns den Unterricht für unsere Kinder wünschen läßt.“

„Das ist Alles nur zu wahr,“ antwortete Onkel Arthur, der, weil er gerade Das gefühlt, was der Priester beschrieben hatte, es für eine Versuchung des Teufels hielt, wofür Jener es anzusehen schien. Das konnte ich nicht ertragen; und obgleich ich mich nicht so gegen meinen Onkel Arthur geäußert hatte, so konnte ich mich doch nicht enthalten, zum Pater Conelly zu sagen: „Wenn ihr nur eine kurze Zeit in meinem Vaterlande zubrächtet, und dann hierher zurückkämet und das eurige mit demselben verglichet, so würdet ihr gestehen müssen, daß die Ketzerei in der Verbesserung der Lage meiner Landsleute Wunder gethan hat; denn Jedermann weiß, daß wir unter der Herrschaft der papistischen Priesterschaft noch ärmer und roher waren, als eure Landleute in Irland es jetzt sind, und Niemand in England und Schottland kann, glaube ich, dafür, daß unsere gescheuten, gutmüthigen irländischen Nachbarn so weit hinter beiden Ländern zurück sind, einen andern Grund anführen, als weil sie noch immer unter eurer Herrschaft sind, da ihr ihnen Unterricht und das Wort Gottes vorenthaltet, und ihren Geist unter Possen eurer eignen Erfindung gefangen haltet, über die jedes nur mittelmäßig unterrichtete englische oder schottische Kind euch in's Gesicht lachen würde, wenn ihr verlangtet, daß es daran glauben solle.“

„Andreas, Andreas,“ sagte mein Onkel ganz verwundert, indem er seine Hand auf meine Schulter legte, „wie kannst du dich so weit vergessen? Weißt du auch, mit Wem du sprichst?“

„O ja, Onkel; wir haben aber in unserm Lande die Erfahrung gemacht, daß sanfte Worte nie viel ausrichteten, wenn die Fesseln ihres schändlichen Joches gebrochen werden sollten.“

„Der Junge ist toll!“ rief mein Onkel aus.

„Verlaß uns, Andreas,“ fügte er in einem Tone hinzu, gegen den man nicht ungehorsam sein konnte, obgleich er nicht wirklich zornig aussah, während der arme Priester vor Wuth bersten zu wollen schien.

Ich gehorchte meinem Onkel und ging eine Strecke von ihnen hinweg. Als ich mich darauf umsah, bemerkte ich, daß Pater Conelly mit ihm nach der entgegengesetzten Richtung zu ging, augenscheinlich mit großer Heftigkeit zu sprechen schien und viel gestikulirte. Mein Onkel schritt auf seine gewöhnliche Weise einher, und that nur immer einen Schritt, während jener zwei machte.

Es that mir durchaus nicht leid, daß ich mich auf solche Weise geäußert hatte, obschon ich besorgte, meinen Onkel beleidigt zu haben;

bei unserm nächsten Zusammentreffen fand ich jedoch, daß dieß nicht der Fall gewesen. Er sprach zwar nicht von Dem, was zwischen ihm und Pater Conelly vorgefallen war, weil Andre gegenwärtig waren, war aber so freundlich gegen mich, wie gewöhnlich. Sobald wir allein waren, sagte ich: ich hoffe, meine Aeußerungen hätten ihm keine Unannehmlichkeiten von Seiten seines Priesters zugezogen.

„Durchaus keine, Andreas, und ich kann dich nicht tadeln, daß du ihm dreist deine Meinung gesagt hast; er hätte dir antworten können.“

„Vielleicht hatte er aber keine Zeit, mir zu antworten, Onkel.“

„Das mag sein; dann hätte er aber mir antworten sollen.“

„Konnte er denn nicht?“

„Wollte er nicht? hättest du erst fragen sollen.“

„Nun gut: Wollte er nicht? Oder was sollte er dir beantworten?“

„Er sollte mir die Frage beantworten: warum unsere Priester so abgeneigt sind, unsere Kinder zu unterrichten; darauf erhielt ich jedoch keine Antwort, sondern nur viele Warnungen vor Ketzerei.“

„Onkel, hast du je das Gleichniß von dem Herrn und den getreuen Knechten gehört oder gelesen?“

„Von dem Herrn und den getreuen Knechten? Nein; doch laß es mich hören!“

Ich hatte dieß Gleichniß zufällig vor langer Zeit einmal auswendig gelernt, und theilte es ihm deßhalb sogleich mit. „Das Himmelreich ist gleich wie ein Mensch, der über ein Land zog, rief seine Knechte, und that ihnen seine Güter aus. Und einem gab er fünf Centner, dem andern zween, dem dritten einen, einem jeden nach seinem Vermögen, und zog bald hinweg. Da ging der hin, der fünf Centner empfangen hatte, und handelte mit denselbigen, und gewann andre fünf Centner. Deßgleichen auch, der zween Centner empfangen hatte, gewann auch zween andere. Der aber einen empfangen hatte, ging hin, und machte eine Grube in die Erde, und verbarg seines Herrn Geld. Ueber eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte, und hielt Rechenschaft mit ihnen. Da trat herzu, der fünf Centner empfangen hatte, und legte andere fünf Centner dar, und sprach: Herr, du hast mir fünf Centner gegeben; siehe da, ich habe damit andere fünf Centner gewonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich

über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Da trat auch herzu, der zween Centner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zween Centner gegeben; siehe da, ich habe mit denselben zween andere gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Da trat auch herzu, der einen Centner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sammelst, da du nicht gestreuet hast; und fürchtete mich, ging hin, und verbarg deinen Centner in die Erde. Siehe, da hast du das Deine. Sein Herr aber antwortete, und sprach zu ihm: Du Schalk und fauler Knecht! wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesäet habe, und sammle, da ich nicht gestreuet habe; so solltest du mein Geld zu den Wechslern gethan haben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher. Darum nehmet von ihm den Centner, und gebet es Dem, der zehn Centner hat. Denn Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; Wer aber nicht hat, dem wird auch, Das er hat, genommen werden. Und den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen." (Matth. 25.)

Der Onkel hörte mich mit großer Aufmerksamkeit an, und sagte dann: "Nun, Andreas, welche Bedeutung hat denn das Alles?"

"Jeder unter uns empfängt Etwas von Gott, und darüber werden wir am Tage des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen; Diejenigen, welche ihre Gaben benutzt haben, werden dann belohnt, und Diejenigen, welche dieß nicht gethan haben, werden bestraft werden."

"Gut, Andreas, ich glaube, das ist die Meinung."

"Ich will dir eine sonderbare Frage vorlegen, Onkel."

"Frage mich, wonach du willst."

"Glaubst du, daß irgend Jemand in dieser Gegend soviel Verstand und Klugheit besitzt, als Pater Conelly? Glaubst du dieß von dir selbst?"

Der Onkel lachte herzlich. "Du denkst also, Andreas, weil wir uns der Leitung des Priesters in geistlichen Dingen überlassen, halten wir ihn auch für weiser in andern Dingen?"

"Gewiß, ich denke, das müßt ihr. Zum Beispiel, wenn ein starker Regen fiele, so daß die ganze Gegend überschwemmt würde, und wenn die Fluth immer mehr zunähme, und ihr finget an, beunruhigt zu werden und zu fürchten, wenn sie nicht abnähme, würden eure Woh-

nungen fortgeschwemmt werden und eure Kinder ertrinken: wenn ihr in dieser Angst hörtet, in derselben Gegend sei seit dem Beginn der Welt alle hundert Jahre einmal eine solche Fluth gewesen, und es gäbe ein Buch, in welchem ein Bericht von allen einzelnen Umständen enthalten wäre, wie hoch das Wasser gestiegen sei, so daß ihr beurtheilen könntet, welche Häuser verlassen werden müßten, wie die Erndte vor Beschädigung geschützt werden könne, kurz, in welchem euch Alles mitgetheilt würde, was gethan werden müsse, damit die ganze Gegend nicht ruinirt werde: und wenn dieses Buch in einfachem Englisch geschrieben wäre und keiner unter euch es zuvor gesehen hätte: wer, glaubst du, würde es besser verstehen, Pater Conelly oder ihr?"

„Nun, ich denke, wir würden es beide gleich gut verstehen," antwortete der Onkel.

„Du glaubst also eben so viel Verstand zu besitzen, als Pater Conelly, und wirst deßhalb Gott Rechenschaft von dem Gebrauche geben müssen, den du von deinem Verstande gemacht hast."

„Und warum ich nicht die Bibel gelesen habe, nicht wahr? Aber was weiter, Andreas?"

„Angenommen nun, Onkel, das Buch über die Fluth könnte von der Stelle, wo es aufbewahrt wird, nicht weg genommen werden, es wäre aber einer Person, entweder dir oder Pater Conelly, erlaubt, es zu sehen, damit ihr den Andern Nachricht von dem Inhalte bringen könntet: wer würde nach deiner Meinung gewählt werden, dorthin zu gehen, du oder Pater Conelly?"

„Nun, ich glaube, — ja, ich bin überzeugt, Alle würden mich wählen, weil ich hier eine Art Haupt bin. Sie würden sich überzeugt halten, daß Niemand besorgter sein könne, das Buch richtig zu lesen, als ich. Auch pflegen sie in allen Dingen auf mich zu sehen."

„Du siehst also, Onkel, wieviel Gott dir anvertraut hat."

„Ich sehe, ich sehe," rief mein Onkel aufspringend. „Andreas, du mußt nicht auf diese Weise mit mir reden. Zu Vieles in meinem Innern zeugt für die Wahrheit alles Dessen, was du sagst. Es läßt sich jedoch jetzt Nichts mehr ändern. Wenn die Kinder besser erzogen werden könnten; aber das kann nicht geschehen, ohne sie in die protestantischen Schulen gehen zu lassen, — es geht nicht an, — ich bin jetzt zu alt, um meine Religion zu ändern. Thorheit! Ich, meine Religion ändern! Ich wollte meine Religion nicht ändern! Andreas, wir dürfen solche Gespräche nicht wieder führen." Damit ging er fort.

Nach dieser Zeit vermied es mein Onkel Arthur, mit mir über Gegenstände der Religion oder Erziehung zu sprechen; über andre Gegenstände ließ er sich jedoch frei aus, und schien mich gern in seiner Nähe zu haben. Auch in dem Wunsche, der mit jedem Tage meines Aufenthalts in Ballinagh lebhafter wurde, nämlich, Richard mit nach Schottland nehmen zu können, stimmte mein Onkel Arthur mit mir überein. Als ich zuerst um seine Einwilligung bat, verschob er seine Entscheidung, und schien die Sache nur für eine freundliche Höflichkeit anzusehen, welche nicht eher, als kurz vor meiner Abreise bestimmt abgelehnt zu werden brauche; als diese Zeit jedoch näher herankam, fing er an, meinem Wunsche mehr Aufmerksamkeit zu schenken und ihn in ernstlichere Erwägung zu ziehen, und nach mehreren Unterredungen mit Richard wurde beschlossen, die ganze Sache ganz ihm zu überlassen.

Meine Tante würde nie ihre Zustimmung gegeben haben, hätte sie geglaubt, daß etwas Andres, als ein kurzer Besuch bei ihrer Schwester beabsichtigt werde. Hierzu willigte sie gern ein. Der schwierigste Punkt war, irgend etwas in Betreff Maple's zu bestimmen. Onkel Arthur sagte sogleich, das Aufschieben von Richard's Hochzeit sei ein großer Vortheil; aber er hatte das Mädchen lieb, und ihre Mutter war eine Cooney, obgleich keine nahe Verwandte, und er wollte nicht, daß Richard sie vergessen oder ihr untreu werden sollte. Auch ich wünschte das nicht, sagte aber seinem Vater nichts, und wir kamen überein, daß, wenn Richard mit mir ginge, ich bei meiner Nachhausekunft meine Mutter bewegen wollte, sich für Maple nach einer Stelle umzusehn; nach Belfast konnte sie leicht gebracht werden, und in Greenock wollte ich oder Richard sie erwarten. So wurde die Sache zwischen meinem Onkel und mir verabredet; aber Richard sagte noch immer Nichts.

Ich war nun einen Monat bei meinem Onkel gewesen, und mußte in einigen Tagen abreisen; Richard ging aber noch immer gedankenvoll und traurig umher, oder schloß sich in sein Zimmer ein, um die Bibel zu lesen. Er hatte mich nicht ersucht, ihm das Crucifix zurückzugeben; auch verrichtete er den Dienst der heiligen Jungfrau nicht mehr. Aber dieß waren die einzigen Zeichen, aus denen ich auf den Zustand seines Gemüths schließen konnte. Eines Abends endlich, als wir uns auf unser Zimmer begeben hatten, reichte mir Richard seine Hand. „Andreas,“ sagte er; „ich habe mich endlich entschlossen, mit dir nach Schottland zu gehen.“

Ich glaube nicht, daß ich je größere Freude empfunden habe.

„Gott sei Dank, lieber Richard!“ rief ich aus, indem ich seine Hand mit einer Wärme schüttelte, die ihn zu rühren schien.

„Bedenke, Andreas,“ sagte er, „ich sage noch nicht, daß ich meine Religion verlassen habe; ich habe aber mit der größten Aufmerksamkeit zweimal das neue Testament durchgelesen; und obgleich ich nicht behaupte, Alles verstanden zu haben — denn es sind sehr viele Stellen darin, die ich durchaus nicht fasse — so verstehe ich doch genug, um einzusehen, daß unsre Religion nicht von der Bibel gelehrt wird. Es steht auch nicht ein einziges Wort darin von der Priesterbeichte, dem Fegefeuer, Seelenmessen, Meßopfern, Scapulieren, Gebeten zu der Jungfrau und den Heiligen, noch irgend Etwas in Betreff der Jungfrau, woraus hervorginge, daß sie von andern Dienern Gottes verschieden ist. Darin, daß sie geehrt wurde, dem Leibe nach die Mutter unseres Herrn zu sein, war sie in der That die gesegnetste unter allen Frauen; aber ich habe die ganze Apostelgeschichte mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen, und obgleich uns die Art und Weise erzählt wird, wie die Apostel und andre Lehrer das Volk unterrichteten, so wird doch der Jungfrau nicht einmal Erwähnung gethan, noch weniger werden die ersten Christen angewiesen, ihre Vermittelung für nützlich oder nothwendig anzusehen. In den von den Aposteln an die Christen geschriebenen Briefen, worin diese über Das, was sie glauben und thun sollen, belehrt werden, wird der Jungfrau gleichfalls nicht erwähnt. Nach unsers Herrn Himmelfahrt wird sie nicht öfter genannt, als die andern Frauen, welche an ihn glaubten und ihm nachfolgten; und diese werden nur ein- oder zweimal im Anfange der Apostelgeschichte zugleich mit den andern Christen erwähnt. Ich bin deßhalb überzeugt, daß wir, was die Jungfrau anbetrifft, von unsern Priestern getäuscht werden; denn wenn die ersten Christen, die, wie man uns beständig sagt, sehr heilig waren, einen um so viel bessern Wandel führten, als wir, ohne daß ihnen Dinge gelehrt wurden, wie sie uns gelehrt werden, so thäten wir in der That besser, zu ihrer Weise zurückzukehren. Was ferner heilige Stationen und ähnliche Dinge anbetrifft, so hatten sie nichts dergleichen. Und wenn Christus und seine Apostel Wunder thaten, so verschlossen sie sich nicht in ein Haus oder ein Kloster mit alten Weibern, und kamen dann und sagten, es sei ein großes Wunder geschehen, sondern sie warteten, bis sich eine große Menge Menschen versammelt hatte, heilten dann vor Tausenden Lahme

und Blinde, und riefen Todte aus den Gräbern hervor. Oder wenn ein Wunder nicht so öffentlich verrichtet wurde, so geschah es an einem Menschen, von dem wohl bekannt war, daß er zu seiner Heilung eines solchen Wunders bedurfte, wie z. B. der Mann, welcher blind geboren war und sein Lebenlang öffentlich gebettelt hatte, oder wie der, welcher acht und dreißig Jahre lang ein Krüppel gewesen war. Aber was mich mehr als alles Andre überzeugt hat," fuhr Richard fort, "daß unsre Priester uns täuschen wollen, ist die Vergleichung, welche ich zwischen eurem neuen Testamente und dem Douayschen angestellt habe; zwischen beiden findet fast gar kein wesentlicher Unterschied statt. Unsre Priester lehren uns jedoch eure Bibel als ein Buch voll böser Dinge betrachten, das man nicht lesen dürfe, ohne sich der größten Sünde schuldig zu machen."

Ich werde nie die Freude vergessen, welche ich empfand, als ich Richard auf diese Weise sprechen hörte. Es schien mir, als wäre ich nur deßhalb von einer kurzen Krankheit heimgesucht worden, damit ich diesem lieben, jungen Menschen zu Hülfe kommen möchte, der versucht hatte, sich selbst eine Heiligung zu verschaffen, um vor Gott zu erscheinen, während er mit der allein wahren Heiligung, durch den Glauben an Jesum Christum, unbekannt war.

"Wenn ich das neue Testament überhaupt verstehe," fuhr Richard fort, "so ist Christus und Christus allein, der Erlöser der Sünder, ihre einzige Zuflucht und Hoffnung, der einzige Mittler, Erlöser und Fürsprecher; und zur Heiligung können wir nur gelangen, wenn unser Herz durch den von Christo gesandten heiligen Geist umgewandelt wird."

"Dieß, mein lieber Richard," sagt' ich, "ist meine Religion, dieß ist die Religion, welche die Bibel deutlich lehrt. Und eure Priester wissen sehr wohl, daß Christus selbst diese Religion der Menge mittheilte, und daß das Volk ihn gern hörte, während die Priester jener Zeit, die Gelehrten und Diejenigen, welche sich selbst weise dünkten, ihn verspotteten, verfolgten und endlich kreuzigten."

"Ja, ja," sagte Richard; "das steht Alles so klar, wie der Tag im Douayschen Testamente, und bestimmt mich, mit dir zu gehen, Andreas. Ich würde hier nicht länger die Schrift studiren können. Ich will Vater und Mutter, Maple und Alle verlassen, und jedes Kreuz auf mich nehmen, und dorthin gehen, wo ich mehr von Christo lernen kann; und wenn ich mich dann überzeuge, daß ich im Irrthume

gewesen bin und eine bessere Erkenntniß gewonnen habe, so will ich, wenn Gott mich am Leben erhält, hieher zurückzukehren und meine Freunde zu überzeugen suchen, daß sie von ihren Priestern in Finsterniß gehalten werden; vielleicht hören dann einige auf mich.“

Nach dieser Unterredung wurde Richard mir theurer, als der geliebteste Bruder; wir liebten einer den andern, wie jeder sich selbst.

Als der Morgen herankam, an dem wir Ballinagh verlassen sollten, kamen alle unsre Freunde, um Abschied von uns zu nehmen, und, wie ich schon früher gesagt habe, waren so betrübt, sich von mir trennen zu müssen, (denn sie hofften, Richard werde in einigen Wochen wieder zurückkehren), daß ich noch heute nicht ohne Bewegung daran denken kann. Ich war der Liebling der Kinder und jungen Leute geworden, indem ich ihnen Geschichten von der Jugend in meinem Vaterlande und von andern Dingen erzählte und sie auf diese Weise zu überzeugen suchte, wie gut und glücklich, wie geachtet und reich jeder junge Mensch in England werden könne, wenn er auf seine Erziehung achte, fleißig sei, und nicht bloß seinem Vergnügen nachgehe, u. dgl. m.; denn ich bemühte mich immer, ihnen durch Alles, was ich sagte, nützlich zu werden, und sie schienen dieß zu bemerken; denn nie hab' ich liebreichere, dankbarere junge Leute gesehen. Unser Abschied war traurig. Auch mit den Frauen war es so; denn obgleich sie Anfangs zu glauben schienen, ich sei etwas zu ernsthaft und nicht zum Scherzen geneigt, so sahen es doch viele unter ihnen, ehe ich wegging, gern, wenn ich in ihre Wohnung kam, und mich mit ihnen über das Wohl ihrer Kinder und ähnliche Dinge unterhielt, welche den Frauen immer am Herzen zu liegen pflegen. Ich sagte ihnen viel über die Vortheile einer guten Erziehung; denn ich wußte gar wohl, daß, wenn ihre Männer auch eine Zeitlang nicht auf Das achteten, was sie über solche Gegenstände sagten, die Frauen doch am Ende ihre Wünsche in Betreff der Kinder durchsetzen würden. Ich glaube, alle meine Freunde sahen ein, daß meine Liebe zu ihnen mich ihr wahres Wohl wünschen ließ; und wenn dieß Buch je zu ihnen gelangt, so werden sie es hoffentlich als einen Beweis meiner unveränderten Liebe für sie und meiner Dankbarkeit für all' ihre Güte ansehen.

Ich will nur noch meiner letzten Unterhaltung mit meinem Onkel Arthur erwähnen. Am Morgen meiner Abreise begab ich mich zu ihm auf sein Zimmer, und wurde sehr freundlich von ihm empfangen.

„Onkel, willst du ein Andenken von mir annehmen?“ fragt' ich.

„Gern, Andreas, vorausgesetzt, daß es keinen großen Werth hat, außer dem, den meine Liebe zu dir ihm giebt.“

Ich langte die Bibel und das Douaysche Testament aus dem Busen hervor, und überreichte sie ihm. Er zögerte einen Augenblick, denn er kannte sie; dann nahm er sie rasch und sagte:

„Wie thöricht, zu glauben, daß ein Buch, welches diesen jungen Menschen zu Dem gemacht hat, was er ist, Schaden thun kann!“

Darauf öffnete er die Bibel mit einer Miene, als wenn er Jemand Trotz böte.

Ich hatte zuvor zwei kleine Bilder in seinem Zimmer bemerkt, wovon das eine die Kreuzigung, das andre die Jungfrau mit dem Kinde darstellte.

„Willst du mir diese zum Andenken geben, Onkel?“ fragt' ich.

„Damit du deinen Freunden zeigen kannst, Wen wir armen Irländer anbeten?“ fragte er etwas bitter.

„Nein, lieber Onkel, sondern um mich zu erinnern, daß ich dich mit dem Worte Gottes und ohne diese nnützen kleinen Götzenbilder verlassen habe; diese Erinnerung wird mir theuer und der größte Beweis der Achtung sein, den du mir geben kannst.“

„Andreas, wüßtest du, welchen Kampf ich mit mir selbst gehabt, ehe ich mich entschließen konnte, von ihnen Gebrauch zu machen, so würdest du auch nicht verlangen, daß ich mich von ihnen trennen soll.“

„Was für einen Kampf meinst du denn, lieber Onkel?“

„Du weißt sehr wohl, Andreas, daß ein Mann von gesundem Verstande, wie ich zu sein glaube, sich nicht einbilden kann, es könne von irgend einem Nutzen sein, sich ein Stückchen schlecht geformten Holzes vor die Augen zu halten, wenn er zu Dem betet, der die Sonne, die Berge und die Sterne gemacht hat. Die Kirche sagt jedoch, es sei uns dienlich, wenn wir uns auf diese Weise demüthigen, weil es ihr Wille ist.“

Ich konnte nicht länger zuhören, sondern that einige Aeußerungen gegen diese verderbte, abtrünnige Kirche, die ich hier nicht wiederholen darf. Mein Onkel zürnte nicht; er nahm meine Bibel, ließ mich seine Bilder nehmen, und bat dann Gott, mich zu segnen.

Ich will über meinen Abschied von meinen theuren, zeitigen Freunden Nichts weiter sagen.

Richard befindet sich nun bereits fünfzehn Monate in Schottland, ist ein guter Gärtner geworden und hat sich ein wenig Geld erspart.

Meine Mutter behandelt ihn wie einen Sohn. Ich hab' meine Marie geheirathet, und diese liebt ihn, wie einen Bruder. In dem Einen, was Noth thut, hat er schnelle Fortschritte gemacht, und ist jetzt in der That, wenn auch kein Protestant, doch ein biblischer Christ, was nur zu viele Protestanten nicht sind. Er spricht davon, zu den Seinigen zurückkehren zu wollen, obgleich ihn ihre Vernachläßigung betrübt. Maple hat durch meine Mutter eine Stelle erhalten, und wird von ihrer trefflichen, frommen Herrschaft sorgfältig unterrichtet. Sie hat zwei oder drei Briefe von ihren Freunden empfangen, aus denen wir ersehen, daß unsre Lieben in Ballinagh gesund und munter sind, und das halten sie vielleicht für genug; doch über diesen Gegenstand will ich Nichts weiter sagen.

Und nun wünsche ich meinen Freunden die Gnade Gottes, daß er sie leite, ernstlich über die Dinge nachzudenken, welche allein von wahrer Bedeutung sind; „denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Gottes Wort

oder der

Menschen Wort.

Wenn die Irländer nicht als ein in beinahe jeder Rücksicht gedankenloses, leichtsinniges Volk bekannt wären, so würde man es kaum für möglich halten, daß sie so sorglos und gleichgültig sein und sich so ganz blindlings leiten lassen können, wie dieß bei ihnen in Betreff der Religion der Fall ist. Wenn Jemand, der sich für einen Priester ausgiebt, zu ihnen kommt und ihnen Etwas sagt, so glauben sie es. Es fällt ihnen nie ein, ihn zu fragen, woher er Das weiß, was er ihnen erzählt, sondern von Generation zu Generation lehrt der Vater den Sohn, daß er dem Priester glauben müsse, und weil sein Vater es vor ihm gethan, erkennt der Irländer das Wort eines sündigen Mitmenschen für sein Gesetz an, obgleich er keinen vernünftigen Grund dafür angeben kann, und ist bereit, Jeden zu tödten, der es wagt, ihm zu sagen, daß er betrogen wird. Kann man sich aber auf eine ärgere Weise täuschen lassen, als wenn man einer Reihe von Lügen über den Gegenstand Glauben schenkt, der für Jeden wichtiger ist, als alle Uebrigen zusammengenommen? Aber Jeder, der einen Priester an Gottes Statt setzt, und mehr auf ihn hört und ihm gehorcht, als Gott, läßt sich auf diese Weise täuschen. Und wenn irgend ein Irländer Dieses lesen und darüber zornig werden sollte, daß ihm gesagt wird, er sei ein betrogener Narr, und mache seinen Priester zu seinem Gott, so will ich ihn nur ganz ruhig bitten, das Gegentheil zu beweisen. Und um ihn in den Stand zu setzen, dieß zu thun, wenn es anders möglich ist, möge er mir

folgende Frage beantworten: „Woher weiß der Priester alles Das, was er euch lehrt?“ Ihr werdet antworten: „Er lehrt mich die Lehren der Kirche, und hat das, was er mich lehrt, von der Kirche gelernt.“ Dann frage ich: „Was ist die Kirche?“ Nun kann aber keiner von euch eine vernünftige Antwort auf diese Frage geben. Denkt nach, und versucht, ob ihr könnt. — Gut, ihr habt es versucht, und ich bin überzeugt, ihr könnt mir keine Antwort geben, da keiner unter euren Priestern es kann. Sobald ihr den Priester sehet, fragt ihn demüthig und ehrerbietig: „Haben Sie die Güte, mir zu sagen, woher Sie wissen, daß, Ihnen zu beichten, Absolution von Ihnen zu erhalten, zur Messe zu gehen, von Ihnen auferlegte Bußübungen zu verrichten, zur heiligen Jungfrau und den Heiligen im Himmel zu beten, Wallfahrten an heilige Oerter zu thun, und dergleichen Dinge mehr meine Sünden von mir nehmen und mich tüchtig machen werde, vor Gott zu erscheinen?“

„Er wird euch antworten: „Die Kirche hat erklärt, daß solche Handlungen die Sünde hinwegnehmen.“ Dann fragt ihn ehrerbietig: „Wollen Sie so gütig sein, mir zu sagen, was Sie unter der Kirche verstehen?“

„Nun,“ wird er antworten, „ich meine die heilige katholische Kirche.“

„Aber was ist denn das, was Sie die Kirche, die heilige, katholische Kirche nennen? besteht sie aus allen Priestern und frommen Leuten katholischen Glaubens, welche jetzt in der Welt sind oder je darin waren? Und wer gab ihnen die Macht, zu bestimmen, Was die Seele selig machen soll?“

Euer Priester wird wahrscheinlich ungehalten auf euch werden, daß ihr eine solche Frage an ihn richtet, sich weigern euch zu antworten, euch vielleicht wegen eurer Anmaßung und eures Unglaubens tadeln, und wird glauben, daß er Recht daran thue, denn eure Priester täuschen sich selbst. Wenn es euch jedoch auch schmerzlich sein mag, ihn zu beleidigen, so ist es doch von unendlicher Wichtigkeit, daß ihr und er zur Wahrheit über diesen Punkt gelangt, und ihr könnt mit Recht zu ihm sagen: „Denken Sie nur daran, welche ernste Sache es für mich ist, mit Gewißheit zu wissen, wie meine Seele vom ewigen Verderben gerettet werden kann.“ Er wird euch dann wahrscheinlich sagen, daß ihr keine Ursache habt, wegen eures Seelenheils besorgt zu sein, wenn ihr den Vorschriften und Ermahnungen eures Priesters

Gehorsam leistet. Aber laßt ihn damit nicht los, sondern bittet ihn, euch eine genügende Antwort darauf zu geben, woher ihr wissen könnt, daß Gehorsam gegen euren Priester eurer Seelen Seligkeit sichert.

Er wird euch wiederum sagen, die Kirche erkläre, Dem sei so; denn sie führen immer die Kirche, die heilige katholische Kirche im Munde, obgleich kein Katholik sagen kann, Was gemeint wird, wenn es heißt, die Kirche habe Dieses oder Jenes bestimmt. Haben alle Katholiken in der Welt es bestimmt? Nein, das ist unmöglich. Alle Priester, die zu der Zeit in der Welt waren? Nein. Kann der Papst allein sich „die Kirche" nennen und Etwas bestimmen? Einige Katholiken, welche gelehrt sind und über solche Gegenstände schreiben, sagen Nein, Andere sagen Ja. Einige behaupten, ein Papst müsse ein Concil zu seinem Beistande haben, sonst könne er keine Gesetze für Katholiken machen; Andere dagegen erklären, dieß sei nicht nöthig. Einige sind der Meinung, ein Concilium von Kardinälen, Bischöfen und Fürsten und andern solchen großen Männern können ohne den Papst Gesetze machen; Andere sagen Nein. Oft haben solche Concile Gesetze gemacht und den Katholiken gesagt, wenn sie Dieß oder Das thäten, würden sie selig werden; aber der nächste Papst oder das nächste Concil änderte diese Gesetze und erklärte sie für ungültig und unnütz. Zuweilen hat es zwei Päpste zugleich gegeben, von denen der eine erklärte, er sei das Haupt der Kirche und den andern excommunicirte, während dieser jenem dasselbe that. Zu solchen Zeiten hatte die katholische Kirche zwei Häupter, und einige Katholiken gehorchten dem einen, andere dem andern, während die Bibel erklärt, das einzige Haupt der wahren Kirche sei Jesus Christus.

Welche unter allen ist nun die Kirche, der die irländischen Katholiken gehorchen? Keiner von ihnen kann es sagen; aber sie denken, daß Alle, welche nicht, wie sie, auf Dieß, sie wissen nicht Was, eingehen und dem Priester gehorchen, obgleich sie eben so wenig sagen können, woher er seine Autorität erhalten hat, — auf ewig verloren gehen; und daß sie selbst, weil sie Glieder dieser, sie wissen nicht welcher, Kirche, sich ihrer Seligkeit vollkommen versichert halten können, obgleich sie keinen bessern Grund für diesen ihren Glauben angeben können, als das nichts sagende Geschrei: „die Kirche!" „Wir sind Glieder der heiligen katholischen Kirche!" „Der alte Glaube!" gerade als wenn Etwas wahr sein müßte, weil es alt ist, da doch Jedermann

weiß, daß es viele Arten heidnischer Religion in der Welt giebt, welche noch einmal so alt sind, als der katholische Glaube. Die Schrift erzählt uns, daß die Leute zu Ephesus, einer heidnischen Stadt, ein Bild verehrten, welches sie die Göttin Diana nannten, und dieses Bild war, wie ihnen ihre Priester erzählten, vom Himmel gefallen. Viele arme Heiden kamen aus den benachbarten Ländern, um dieß Bild zu verehren, und es gab Leute in Ephesus, welche ihren Lebensunterhalt damit erwarben, silberne Tempel der Diana zu verfertigen. Als nun der Apostel Paulus, da er herumzog, um das Evangelium zu predigen, nach Ephesus kam, ermahnte er das Volk, solchen eitlen Götzendienst aufzugeben und an den einzigen wahren Gott zu glauben. Da, heißt es, kamen die Handwerker, welche Tempel für die Diana machten, zusammen, und Einer redete die Andern an, und sprach: „Lieben Männer, ihr wisset, daß wir großen Zugang von diesem Handel haben. Und ihr sehet und höret, daß nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien, dieser Paulus viel Volk abfällig macht, überredet und spricht: es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind. Allein es will nicht allein unser Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte; sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für Nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt. Als sie Das höreten, wurden sie voll Zorns, schrieen und sprachen: Groß ist die Diana der Epheser! und die ganze Stadt war voll Getümmels. Etliche schrieen sonst, etliche ein Anderes, und war die Gemeine irre und der mehrere Theil wußte nicht, warum sie zusammengekommen waren, und es erhob sich eine Stimme von Allen und schrieen bei zwo Stunden: Groß ist die Diana der Epheser!“

Diese heidnischen Epheser nun hatten gerade dieselben Gründe, ihre Diana anzubeten, welche ihr für euren Glauben an die Kirche habt. Ihre Priester erzählten ihnen, diese Diana sei vom Himmel gefallen und die ganze Welt verehre sie; und sie konnten einen eben so guten Grund für ihre Verehrung derselben angeben, wie ihr dafür, daß ihr Alles glaubt, was der Priester euch sagt. Sie schrieen: „Groß ist Diana!“ und ihr schreit: „Groß ist die Kirche! die heilige katholische Kirche!“ Und wie sie der Meinung waren, Paulus müsse in Stücken zerrissen werden, weil er ihre Diana verachte: so glaubt ihr, Diejenigen verdienen Verdammniß, welche ihre Bibeln nicht zumachen und nicht Alles glauben, was der Priester ihnen sagt, wie

sehr es auch mit den Aussprüchen Gottes in seinem heiligen Worte in Widerspruch stehen mag. Heißt das nun nicht, sich betrügen lassen und den Priester an Gottes Statt setzen?

Doch laßt mich euch noch einige Fragen mehr vorlegen. Wißt ihr nicht, daß es ein Buch in der Welt giebt, welches eine Offenbarung des Willens Gottes enthält und den Weg zur Seligkeit lehrt, den er selbst für uns bestimmt hat, und das uns sagt, wie wir heilig sein und zur ewigen Seligkeit gelangen können?"

Ihr antwortet: "Ja."

"Gestehen nicht alle eure Priester ein, daß es ein solches Buch giebt?"

"Ja."

"Sagen sie nicht, jene heiligen Männer, welche es schrieben, seien dazu vom heiligen Geiste angetrieben worden?"

"Ja."

"Warum sucht ihr denn nicht Gottes eignen, heiligen Willen aus jenem Buche kennen zu lernen?" Nun achtet auf die Antwort, welche ihr geben müßt.

"Weil der Priester es mir nicht erlauben will."

"Sagt denn aber der Priester, daß es eine andre Offenbarung des Willens Gottes in der Welt giebt, als die in diesem Buche enthaltene?"

"Nein."

"Hat er denn je irgend eine Stelle dieser Offenbarung gezeigt oder vorgelesen, aus welcher hervorging, daß es den Priestern allein erlaubt sei, sie ohne Einschränkung zu studiren?"

"Nein."

Dann achtet ihr ja aber mehr auf den Willen des Priesters, als auf den Willen Gottes. Ihr gehorcht dem Priester; aber obgleich ihr, wenn ihr wolltet, den in seinem eignen Worte geoffenbarten Willen Gottes kennen lernen könntet, so habt ihr euch doch nie darum bemüht, als nur insofern, als es eurem Priester gefiel, zu sagen, er habe ihn euch mitgetheilt. Auf solche Weise verehrt ihr wahrlich den Priester mehr als Gott. Doch ihr werdet sagen: "Die Kirche befiehlt mir, die heilige Schrift nur so anzunehmen, wie sie mir vom Priester erklärt wird." "Aber sagt das Wort Gottes so?" denn wenn es das nicht thut, so muß, da es keine andre Offenbarung des Willens Gottes giebt, dieß bloß der Wille des Priesters sein; und so ist es

auch; denn die Bibel sagt ausdrücklich zu Allen: „Laßt das Wort Christi reichlich unter euch wohnen.“ „Forschet in der Schrift.“ „Seid begierig nach der vernünftigen lauteren Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieselbige zunehmet.“ Ihr könnet in der That nicht schnell genug inne halten und bedenken, ob es gerathen ist, auf solche Weise den Willen des allerheiligsten Gottes zu vernachläßigen und lieber dem Willen des Priesters zu gehorchen.

Es ist in der That sehr schwer zu glauben, daß Das, was wir unser ganzes Leben lang für Wahrheit anzusehen gelernt haben, wirklich nicht Wahrheit sei, — und daß wir eine neue Religion annehmen müssen; und ihr werdet geneigt sein, zu denken: „O, es ist ein Protestant, der Dieß sagt!“ Dabei haßt ihr vielleicht den bloßen Namen eines Protestanten. Aber denkt nicht daran, ob es ein Protestant oder wer es überhaupt ist, sondern daran, ob das Gesagte Wahrheit ist. Glaubt nicht, daß der Name „Protestant“ von wahren Christen höher geachtet werde, als der „Katholik,“ wenn er nicht mit der Kenntniß der Bibel und dem Gehorsam gegen dieselbe verbunden ist. Wenn ihr wirklich mit dem Worte Gottes bekannt wäret, so könntet ihr zu sehr vielen Protestanten sagen, daß sie, bei allem ihren Geschwätz darüber, und bei all' ihrer Freiheit, es zu lesen, worauf sie so stolz zu sein pflegen, dennoch so wenig von seinem himmlischen Geiste wissen und seinen heiligen Geboten gehorchen, wie die armen Katholiken, die es nie öffnen durften. Wollt ihr euch bewegen lassen, ernstlich über einige Dinge nachzudenken, die jetzt erwähnt werden sollen, um die Wichtigkeit der Kenntniß des eigenen Wortes Gottes zu beweisen?“

Ihr werdet eingestehen, daß es Augenblicke in eurem Leben gab, wo ihr wegen eurer Sünden in Unruhe und Besorgniß geriethet. Dieß ist mehr oder weniger bei jedem Menschen der Fall; und es ist nicht nöthig, daß wir größere Sünder gewesen sind als Andere, um diese Unruhe und Bangigkeit zu fühlen. Wenn wir irgend richtige Ideen von der Heiligkeit des Gottes besitzen, mit dem wir es zu thun haben, so muß der Gedanke an sein Mißfallen unsere Herzen zu Zeiten mit Furcht erfüllt haben. Der Mensch muß in der That ein erstorbenes Gewissen und ein hartes Herz haben, der bei dem Gedanken, mit all' seinen Sünden vor den Richterstuhl des heiligen, gerechten Gottes erscheinen zu müssen, nicht mit Schrecken zurückbebt. Solche Gefühle mögen vielleicht nur von sehr kurzer Dauer sein, wer-

den aber gewiß nicht leicht vergessen, und so lange sie lebendig sind, würden wir gern Alles thun, unser Gewissen zu beruhigen. Wenige Menschen sind über ihren eigenen Zustand so sehr verblendet, daß sie sich einbilden sollten, sie könnten gerade so, wie sie sind, vor Gott erscheinen; und es giebt Viele, die, wenn sie allein und einsam sind, ihre Gedanken von solchen Gegenständen nicht abwenden können. Und diese sind wahrlich von größerer Wichtigkeit als alles Andere. Wie sollen wir dem zukünftigen Zorne entrinnen? Wie sollen wir es anfangen, um bei dem Gerichte des großen Tages freigesprochen zu werden? Woher sollen wir Kraft und Muth nehmen, um vor unserm allmächtigen Richter zu erscheinen, wenn der Tod kommt? Wie werden wir vorbereitet sein auf all' die furchtbaren Schrecken des Sterbebettes? Ohne Aufschub sollten mir Antwort auf solche Fragen suchen. Wenn nun über diese ewig wichtigen Punkte der Priester und die von ihm sogenannte Kirche Etwas behaupten, was mit dem Worte Gottes im Widerspruche steht, wird irgend ein vernünftiges Wesen das Heil seiner Seele lieber auf das Wort eines Menschen, der seines Gleichen ist, als auf das Wort Gottes bauen? Auf die erste Frage nun: „Wie sollen wir dem zukünftigen Zorne entrinnen?" erwiedert der Priester: „Liebe Gott, glaube an Jesum Christum, beichte mir, verrichte die Bußübungen, welche ich dir auferlege, halte die festgesetzten Fasten, sag' eine große Menge von Gebeten immer wieder von Neuem her, verehre die Jungfrau Maria und alle Heiligen, gehe zur Messe, thue Wallfahrten, gieb Almosen und Geld zum Bau katholischer Kirchen." Denkt nun nicht jeder Katholik, der Dieß lies't, bei sich: „O, könnt' ich doch dieß Alles thun! Dann würd' ich gewiß in den Himmel gelangen." Aber was wird ein solcher Katholik denken, wenn ihm gesagt wird, daß in der ganzen Bibel auch nicht ein Wort zu finden ist von Priesterbeichte, Bußübungen, gesetzten Fasten, Hersagen einer Anzahl von Gebeten, Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen, Messechören, Wallfahrten, Kirchenbau, Beobachtung von Feiertagen, — sondern daß Christus und Christus allein für den einzigen Heiland unsrer Seelen erklärt und keines von jenen Dingen auch nur erwähnt wird. O, wie sehr verunehren Diejenigen Christum, welche es wagen, zu seiner vollkommenen Genugthuung für unsre Sünden solche thörichte, eigene Erfindungen hinzuzufügen! Und wie schrecklich werden die armen Seelen getäuscht, die, statt an diesen allmächtigen, allgenügenden Heiland zur Vergebung ihrer Sünden zu

glauben, ihre Hoffnungen nur zum Theil auf ihn setzen, weit mehr aber auf ihre Beobachtung von Gebräuchen, ihre thörichten Bußübungen, Wallfahrten und all' den Unsinn, für welchen sie weder irgend ein Gebot in der Schrift haben, noch irgend ein Versprechen, daß Gott Solches aus ihren Händen annehmen will. Christus selbst sagt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Johannes der Täufer sagt: „Der Vater hat den Sohn lieb, und hat ihm Alles in seine Hand gegeben. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben, wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." Paulus sagt: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig." Und Petrus: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden." Der Prophet Jesaias sagt: „Wir gingen Alle in der Irre, wie Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn. Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Um umsrer Missethat willen ist er verwundet und um unsrer Sünden willen zerschlagen; die Strafe liegt auf ihn, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scheerer und seinen Mund nicht aufthut. Aber der Herr wollte ihn also zerschlagen mit Krankheit. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Saamen haben (oder: seine Erlösten sehen). Darum, daß seine Seele gearbeitet, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden." Paulus sagt: „Da wir durch den Glauben gerecht sind, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum." Dieselben Wahrheiten werden in der ganzen Bibel gelehrt, und es findet sich auch nicht ein einziges Wort darin von irgend einem andern Wege zur Seligkeit für den Sünder, von der Priesterbeichte, von Bußübungen, festgesetzten Fasten, Hersagung von Gebeten u. dgl. m. Denkt nur an euch selbst und an euren Gemüthszustand, wenn ihr solche Handlungen verrichtet, und dann fragt euch, ob ihr wirklich vor Gott erscheinen und dabei zum Theil von der Beobachtung dieser äußern Satzungen Vergebung und An-

nahme erwarten wolltet, ohne eine andere Gewähr für euer Vertrauen zu haben, als das Wort eures Priesters, oder ob ihr nicht lieber in einem ganz andern, in dem wahren Zustande des Friedens und der Sicherheit sein wollt, wenn ihr euch ganz auf die angebotene, völlig genügende Versöhnung des Sohnes Gottes verlasset.

Bisher haben wir jedoch nur der Lügen erwähnt, welche man euch mit Bezug auf die Mittel lehrt, wodurch ihr gerechtfertigt werden und von Gott Vergebung erlangen sollt, — denn dies ist der wichtigste Gegenstand; ihr werdet aber eben so sehr betrogen in Betreff der von Gott verlangten Heiligkeit, die sich im Herzen und Leben aller wahren Christen zeigt. Die Schrift sagt an sehr vielen Stellen: „Gott sieht das Herz an,“ und daß er Heiligkeit des Herzens fordert. Ueber diesen Gegenstand bringen euch eure Priester die gefährlichsten Irrthümer bei, denn sie lehren euch nicht allein, daß ihr zum Theil selbst für eure Sünden genugthun, sondern auch, daß ihr euch zum Theil selbst heiligen könnt. Es ist aber Nichts so wichtig, als hierüber die Wahrheit zu wissen, denn so lange wir glauben, daß irgend Etwas, was wir thun können, im Geringsten für unsere Sünden gegenugthun, oder uns in den Augen Gottes rechtfertigen kann, täuschen wir uns selbst; auch werden wir, so lange wir diese Lüge glauben, nie zu der von Gott verlangten, wahren Heiligkeit gelangen, denn wir können die Kraft, heilig zu sein, und die völlige Vergebung unserer Sünden nur von Christo empfangen. Er muß ganz und durchaus unser Heiland sein. Er sagt: „ohne mich, könnt ihr nichts thun“ (Joh. 15, 5), und er wird seinen heiligen Geist nicht geben, um euch irgend eine andre Lehre zu lehren, als die bereits in seinem Wort gelehrte. Eure Priester sind deßhalb in dieser Hinsicht blinde Führer der Blinden. Sie lehren euch, daß ihr durch die Taufe in die katholische Kirche aufgenommen und wahre Christen geworden seid, und daß ihr, wenn ihr Das thut, was die Kirche befiehlt, heilig seid. Aber dieß stimmt durchaus nicht mit der Lehre der Bibel überein. Christus selbst sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. — Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“ (Joh. 3, 3. 5. 6.) Christus sagt hier, der Mensch müsse sowohl die äußerliche Wassertaufe als die innere

Taufe des heiligen Geistes empfangen. Eure Priester aber lehren euch: die von ihnen an euch verrichtetete Taufe schließe beides in sich. Allein ein augenblickliches Nachdenken muß euch überzeugen, daß dieß nicht wahr sein kann; denn sie können euch zwar mit Wasser taufen, aber Gott allein in Christo tauft mit dem heiligen Geist. Was sie euch lehren, ist nicht die Lehre der Bibel, denn die Bibel lehrt, daß, wo der heilige Geist gegeben ist, durch ihn eine völlige Umwandlung des Herzens hervorgebracht wird, eine so völlige Umwandlung, als wenn das Herz erneuert oder wiedergeboren würde. Paulus sagt: „Wer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“ (Röm. 8, 9. 14.) Er lehrt uns auch, wie wir wissen können, ob wir den Geist Christi haben, oder nicht, indem er sagt: „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.“ (Gal. 5, 22. 23.) Wenn nun ein Katholik, der getauft ist, findet, daß diese Heiligkeit und Reinheit stets in seiner Seele herrscht, dann kann er glauben, daß er den heiligen Geist bei seiner Taufe empfangen hat. Paulus beschreibt aber auch den Zustand des noch nicht erneuten Herzens, — des Fleisches, — des natürlichen Herzens: „Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind: Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Fressen u. dgl.; die Solches thun, werden das Reich Gottes nicht ererben. (Gal. 5, 19. 20. 21.) Wenn ein getaufter Katholik findet, daß eine von diesen bösen Neigungen in seinem Herzen herrscht, oder wenn er eine dieser Sünden eines unerneuten Herzens begeht, so hat er, wie das Wort Gottes sagt, was auch sein Priester sagen mag, nicht den Geist Gottes, ist deßhalb kein wahrer Gläubiger an Christum, und kann in diesem Zustande, zu welcher Kirche er auch gehören mag, das Reich Gottes nicht ererben. „Irret euch nicht,“ sagt Paulus, „Gott läßt sich nicht spotten; denn Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geiste das ewige Leben ernten.“ Nun überlegt einmal, ob Das, was euch eure Priester lehren, die Art Heiligkeit in Herz und Leben hervorbringt, welche Paulus als nöthig beschreibt. Vielleicht mögt ihr, nachdem ihr ihm gebeichtet und Absolution erhalten habt, eine Zeitlang so etwas wie Frieden fühlen; aber fühlt ihr, daß euer

Herz umgewandelt ist? Fühlt ihr, daß ihr nicht mehr die Sünden liebt, welche ihr gebeichtet habt, sondern daß ihr wirklich sehet, wie abscheulich und gottlos sie waren, und aufrichtig wünscht, nie wieder zu ihrer Begehung versucht zu werden? Wenn ihr zanksüchtig waret vor der Beichte, fühlet ihr nachher, daß ihr sanftmüthig und geduldig geworden seid? Wenn ihr Haß und Abneigung fühltet, fühlt ihr nachher Liebe? Wenn ihr an geräuschvollen Lustbarkeiten und Trinkgelagen Vergnügen fandet, fühlt ihr nachher kein Verlangen nach diesen Dingen? Die Heiligkeit, welche Gott fordert, und welche der heilige Geist die wahren Christen lehrt, ist wahre Herzensheiligkeit. Wenn ihr keine Liebe zu Gott fühltet, ehe ihr zum Priester ginget, fühlt ihr sie nachher? Kurz, fühlt ihr, daß irgend Etwas, was der Priester euch thun heißt, eine Veränderung in eurem Herzen hervorbringt? Wenn ihr von eurem Priester Absolution empfangen hattet, und euch als gereinigt und der Seligkeit gewiß ansahet, habt ihr, wie die Schrift sich darüber ausdrückt, „wieder gefressen, wie der Hund, was er gespieen hat, oder euch wieder im Kothe gewälzt, wie die Sau nach der Schwemme.“ Ihr liebt die Sünde nach wie vor, und fangt nun eine neue Rechnung an, um damit wieder zum Priester zu gehen und euch absolviren zu lassen. Wenn ihr die Bibel läset, so würdet ihr darin finden, daß, so lange ihr im natürlichen Zustande seid, das heißt, so lange eure Herzen nicht umgewandelt sind, ihr weder Gott aufrichtig lieben, noch auch irgend Etwas thun könnt, was ihm wohlgefällig ist. Wenn ihr nun, während ihr in diesem Zustande seid, statt von Denen, die euch in geistlichen Dingen führen, angetrieben zu werden, dorthin zu fliehen, wohin die Schrift euch fliehen heißt, nämlich zu Christo, damit eure Sünden durch sein theures Blut versöhnet, und eure Herzen durch seinen heiligen Geist erneuert werden mögen, — wenn man euch statt dessen lehrt, tausend in der Schrift nicht gebotene, unnütze Dinge zu thun: zu welcher Lügenzuflucht führen euch eure Priester dann? Was wollt ihr thun, wenn die Stunde kommt, wo ihr vor Gott erscheinen müßt? Was wollt ihr thun, wenn ihr sehet, daß ihr sterben müßt, und euch nicht verhehlen könnt, daß ihr täglich während eures ganzen Lebens Sünden begangen habt? „Ei,“ sagt ihr, „ich habe ja sehr oft gebeichtet und Absolution empfangen, und werde das wieder thun, ehe ich sterbe.“ Könnt ihr aber sagen, daß eure bisherigen Beichten euer Herz geändert und es geheiligt haben? Oder glaubt ihr, daß eure letzte dieß thun wird? Oder habt ihr irgend eine

Autorität, außer dem Worte des Priesters, für die Annahme, daß sie euch etwas helfen wird? Da ihr nun gehört habt, daß das Wort des Priesters dem Worte Gottes entgegen ist, bei welchem wollt ihr bleiben, bei welchem, glaubt ihr, wird Gott bleiben, wenn er kommt, euch zu richten: bei seinem eigenen heiligen Worte, oder bei der Erfindung des Priesters? O es ist eine ernste, sehr ernste Sache, diese Frage zu beantworten. Ihr werdet euch sagen, daß, wenn ihr auch vielleicht bei eurem Tode einige Sünden auf eurem Gewissen habt, der Priester euch die letzte Oelung geben und euch dadurch vorbereiten werde zum Eingang — wohin? Ihr werdet nicht wagen, zu sagen: in den Himmel; denn nach Allem, was der Priester für euch thun kann, müßt ihr doch in's Fegefeuer. Diele letzte Oelung soll jedoch, wie ihr glaubt, etwas zu eurer Reinigung beitragen, jedenfalls wird sie euch nach eurer Meinung davor behüten, daß ihr endlich in die Hölle müßt, wie lange ihr auch im Fegefeuer zu bleiben habt, wenn eure Freunde kein Geld haben, für eure Seele beten zu lassen. Gold, Kupferpfennige und Silbergroschen sollten von dem Allerhöchsten und Allerheiligsten, der in der Ewigkeit wohnt, für nöthig gehalten werden, die Zeit der Reinigung abzukürzen?! Kann irgend ein Mensch, der bei Verstande ist, eine so gotteslästerliche Lüge glauben? Ihr werdet sagen, es sei nicht das Geld, sondern die Gebete der Kirche seien es. Aber werden diese Gebete je anders, als für Geld dargebracht? Ermahnen und bitten eure Priester nicht die Reichen, sich der Seelen ihrer ärmeren Brüder zu erbarmen und mitleidig Geld herzugeben, damit für sie gebetet werden könne? Eure Priester scheinen diese Gebete nur für Geld darbringen zu können, es muß deßhalb wohl das Geld sein, welches ihnen Wirksamkeit giebt. Welch' eine Reihe von Täuschungen und Lügen! Welch' ein entsetzliches Spiel mit unsterblichen Seelen! Solcher Art sind die Folgen, welche hervorgebracht werden, wenn man vom Worte Gottes abweicht und menschlichen Erfindungen folgt. Eure Priester sind, um den Weg zur Seligkeit, welchen sie lehren, vollkommen erscheinen zu lassen, genöthigt gewesen, ein Ding nach dem andern einzuflicken, bis sie Etwas daraus gemacht haben, was man unmöglich christliche Religion nennen kann, wenn man sich nicht einer Gotteslästerung schuldig machen will. Christus predigte höchst einfach, und befahl seinen Aposteln, zu predigen, daß die Menschen Buße thun und zur Vergebung ihrer Sünden an ihn glauben sollten, und versprach Denen, welche glauben würden, seinen heiligen

Geist, der ihre Herzen erneuern und heiligen solle. Dieß ist das einfache, herrliche Evangelium, was in jeder Hinsicht für unsern Zustand, als vor Gott Schuldige paßt. Wir sind Sünder, und müssen uns dessen bewußt werden, und Buße thun. Wir können für unsre Sünden nicht selbst genug thun; darum hat Christus für sie genug gethan. Es fehlt uns an Reinheit und Heiligkeit; wir können aber unsern Sinn nicht selbst ändern; darum hat Christus verheißen, er wolle Denen, die an ihn glauben, seinen heiligen Geist senden, der ihre Herzen erneuern und wahrhaft heiligen solle. Was wir bedürfen, ist: Vergebung der Sünden und die Kraft, uns zu heiligen. Christus ist offenbart als die einzige Versöhnung für die Sünde, als der einzige Fürsprecher für die Vergebung, und sein Geist, denen gegeben, welche an ihn glauben, ist offenbart als der einzige Heiligmacher. Jetzt bemerket die Vollkommenheit, Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Erlösung durch Christum und dann erinnert euch, wie viele sinnlose Thorheiten eure Priester sich erkühnt haben, hinzuzufügen. „Christus," sagen sie, „ist in der That die große Versöhnung für die Sünde," aber ihr müßt auch selbst etwas thun. Wenn euch eure Sünden drücken, statt euch vor Gott zu demüthigen, ihn um Christi willen um Vergebung zu bitten, und zu flehen, daß eure Sünden in dem köstlichen Blute Christi abgewaschen, und eure Herzen von der Liebe zur Sünde abgewandt und durch seinen allmächtigen Geist heilig gemacht werden mögen, wie die Bibel vorschreibt, sagen eure Priester: demüthiget euch allerdings vor Gott, aber auch vor mir; beichtet mir, verrichtet die Bußübungen, welche ich euch auferlege, so werdet ihr, außer der Versöhnung Christi, noch selbst etwas zur Sühnung eurer Sünden thun, und wenn ihr gewiß sein wollt, daß eure Sünden euch ganz erlassen werden, so müßt ihr Wallfahrten nach irgend einem heiligen Orte unternehmen, dort Vieles thun, um euer Fleisch zu kasteien, und eine Menge Gebete an die Heiligen und insbesondre an den Heiligen des Orts richten. Und wenn ihr euch dennoch nicht beruhigt fühlt, so thut dieß alles noch einmal, fastet, geht häufig in die Messe, spendet Almosen, gebt Geld für katholische Kirchen, u. s. f. Auf diese Weise müßt ihr euch euer ganzes Leben hindurch plagen, und dann in's Fegefeuer gehen, — wenn ihr sehr reich seid, nur auf eine kurze Zeit, seid ihr aber sehr arm, vielleicht auf eine sehr lange Zeit. Welch' eine Verunehrung Christi ist es jedoch, zu behaupten, daß alle diese unnützen Dinge zu

seiner vollkommenen Versöhnung hinzugefügt werden müssen. Wie abgeschmackt ist es, zu glauben, daß das vollkommene Werk des Sohnes Gottes durch irgend Etwas, was wir thun können, vollkommener gemacht werden kann, oder daß, wenn Gott den Weg offenbaret und erkläret hat, daß er also die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, daß Keiner, der an ihn glaubt, umkommen soll, sondern Alle das ewige Leben haben sollen, — daß wir uns dann anmaßen, andre Mittel zur Seligkeit zu erfinden, und sie zu seiner vollkommenen Erlösung hinzuzufügen. Ferner sagt die Schrift: „Christus ist der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Vertheidiger beim Vater, der einzige Fürsprecher." Aber eure Priester haben hundert andre Fürsprecher und Mittler hinzugethan, und thun auf diese Weise Alles, was sie können, Christum zu verunehren, während sie vorgeben, ihm zu dienen, den wahren Character Christi euch ganz verbergen, und euch lehren, er sei nicht geneigt und bereit euch zu beseligen, sondern müsse von der Jungfrau Maria und den Heiligen darum gebeten werden und dergleichen Lügen mehr. Die Schrift stellt Christum dar, als die Sünder bittend, zu ihm zu kommen, damit sie selig würden, — als sie tadelnd, daß sie sich weigern, zu ihm zu kommen, — als in sie dringend, zu ihm zu kommen. „Kommt zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." (Matth. 11, 28—30.) „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke." (Joh. 7, 37.) „Wohlan Alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kaufet und esset; kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst, beides, Wein und Milch. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brot ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt von werden könnt. Neiget eure Ohren her und kommt her zu mir; höret, so wird eure Seele leben." (Jes. 55, 1 — 3.) „Wer da will der nehme das Wasser des Lebens umsonst." (Offenbar. 22, 17). „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget. Und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet." (Joh. 5, 39, 40.) „Ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht." (Jes. 43, 25.) „Ich vertilge deine Missethat, wie eine Wolke, und deine Sünde, wie den Nebel. Kehre dich zu mir,

denn ich erlöse dich.“ (Jes. 44, 22). „Kehret um, kehret um, warum wollt ihr sterben?“

Was die Art und Weise betrifft, wie ihr heilig werden sollt, so machen eure Priester hier eine solche Verwirrung, daß man sich kaum darin zurecht finden kann. Es ist keine wahre Herzensheiligkeit, was sie lehren, sondern eine äußerliche Heiligkeit, die in Gebräuchen ihrer eigenen Erfindung besteht, und dieselben Dinge, von denen sie sagen, daß ihr damit zum Theil selbst für eure Sünden genugthut. In der heiligen Schrift sind diese Dinge jedoch ganz abgesondert. Jesus Christus hat durch seinen Tod allein für unsre Sünden genuggethan. Wenn wir an ihn glauben und uns an ihn um Erlösung wenden, so erhalten wir Vergebung und alle Verdienste Christi als ein Gnadengeschenk. Christus starb für uns. Mit diesem Gnadengeschenke der Erlösung durch Christum erhalten wir auch den heiligen Geist, um uns zu heiligen. Und Christus versichert uns, daß Gott eben so gnädiglich Willens ist, uns seinen heiligen Geist zu geben, um uns zu heiligen, als er es war, seinen Sohn für uns sterben zu lassen. Jesus sagt: „Bittet, so wird euch gegeben werden; — suchet, so werdet ihr finden; denn wer da bittet, der nimmt, und wer da suchet, der findet. Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater um Brot, der ihm einen Stein dafür böte? Und so er um einen Fisch bittet, der ihm eine Schlange für den Fisch biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel seinen heiligen Geist geben Denen, die ihn bitten.“ (Luc. 11, 9—13). Die Heiligkeit aber, welche durch den Geist Gottes hervorgebracht wird, ist wahre Heiligkeit; sie ist die wirkliche Erfüllung der in der Bibel gebotenen Pflichten; denn die Bibel ist vom heiligen Geiste eingegeben. Diese Heiligkeit besteht in Reinheit in Gedanken, Worten und Werken, in der innigsten Liebe zu Gott, im Glauben an Christum und im Vertrauen auf seinen heiligen Geist. Sie bringt Liebe und Wohlwollen gegen alle Menschen hervor. Sie lehrt uns, uns selbst zu verleugnen, alle Sünden vermeiden, unsern Feinden vergeben, Böses mit Gutem vergelten, gute Eltern, Kinder, Ehemänner, Frauen, und Nachbarn sein, Gerechtigkeit gegen Alle zu üben, Mitleid mit den Armen zu haben, fleißig in allen Dingen zu sein und dem Herrn zu dienen. Nun wißt ihr Alle, daß ihr die von euren Priestern geforderten Dinge thun und euch sicher fühlen könnt, daß ihr endlich werdet selig werden, weil ihr zur katholischen Kirche gehört, obgleich ihr

nicht behaupten könnt, daß ihr im Besitze der biblischen Heiligkeit seid; aber indem ihr dieß glaubt, hegt ihr einen höchst gefährlichen Wahn. Ich habe nur noch ein Paar Worte zu sagen.

Wenn ein Katholik bis hieher gelesen hat, so wird er wahrscheinlich geneigt sein, zu denken: „Es ist ein Protestant, der dieß Alles geschrieben hat, und warum soll ich dem Worte eines Protestanten eher glauben, als dem meines Priesters? das will ich nicht. Ich kenne und liebe meinen Priester, und kümmre mich nicht darum, was die Protestanten sagen. Mein Priester lehrt mich die Lehren der Bibel, wie sie von der Kirche erklärt werden; dieser Protestant sagt, er lehre nicht die Wahrheit; ich will aber sicherlich lieber meinem guten Priester, als irgend einem Protestanten glauben." Das solltet ihr auch vielleicht, wenn der Protestant euch aufforderte, Etwas auf sein bloßes Wort zu glauben, wie der Priester thut; die Frage ist aber: Soll ich dem Priester oder Gott glauben? der Protestant sagt nicht: „Glaube mir," sondern: „Prüfe selbst, ob ich die Wahrheit gesagt; laß dich bewegen, im Worte Gottes zu forschen, überzeuge dich selbst, ob Das, was ich gesagt habe, in der Bibel steht; glaube mir nicht aufs Wort, sondern forsche selbst." Der Priester dagegen sagt: „Du mußt mir glauben; du darfst nicht in der Schrift forschen. Wenn du mein Wort bezweifelst und dich erdreistest, selbst zu prüfen, so werde ich dich excommuniciren." Der Protestant versichert dich nochmals im Angesichte des Gottes, der dich am Ende in dieser Sache richten wird, daß dein Priester dich nicht lehrt was die Bibel lehrt. Und nun bleibt es dir überlassen, ob du Gottes geoffenbartem Worte oder Menschen Gehör schenken willst. Wählst du das letztere, so mußt du die Folgen tragen; aber bedenke, daß, wenn du, nachdem du gewarnt worden bist, verloren gehst, dein Blut auf dein eignes Haupt zurückfällt.

Zuruf an eine arme, kranke Person.

Wollte ich euch fragen, mein Freund, was euch in eure jetzige traurige Lage versetzt hat, so würdet ihr mir leicht antworten können. Ihr würdet mir sagen, diese oder jene unvorhergesehenen Unglücksfälle hätten euch der Mittel zum Unterhalt beraubt, ihr könntet mir von eurer Kränklichkeit, von euren angestrengten Bemühungen sprechen, euch während derselben zu ernähren, von euren mühevollen Tagen und schlaflosen Nächten, von eurer Noth, als ihr zuerst einzelne Kleidungsstücke, dann euer Hausgeräth, eins nach dem andern, verkaufen mußtet, bis nichts übrig blieb, und ihr genöthigt waret, das Mitleid Andrer anzusprechen. Ich frage euch aber: Glaubt ihr von ganzem Herzen an den Ausspruch der Schrift, daß selbst die Haare auf eurem Haupte gezählt sind? Denket nicht, daß diese Frage in eurer gegenwärtigen verlassenen Lage, wo ihr an den ersten Lebensbedürfnissen Mangel leidet, von geringer Bedeutung ist: denn wenn ihr euch Zeit nehmt, darüber nachzudenken und sie zu beantworten, so findet ihr vielleicht Abhülfe für alle eure Noth, wo ihr sie nie gesucht habt. Ich will annehmen, ihr habt mir geantwortet, ihr glaubt es, ihr glaubet an den ganzen Inhalt der Bibel. Wenn das der Fall ist, dann müßt ihr auch glauben, daß all' eure Trübsal euch von Gott zugeschickt ist. Ihr werdet vielleicht sagen, ihr glaubet das gleichfalls, könnet aber nicht einsehen, weßhalb ihr um so viel strenger behandelt werdet, als Andre, welche gottloser sind, als ihr je waret, und dennoch Gesundheit und Glück in der Welt genießen. Ueberlasset aber Andre den Händen Gottes, und prüfet euer eignes Herz einen Augenblick. Gott hat erklärt, er züchtige und betrübe die Menschen nicht gern. Er könnte euch in einem Augenblicke Erleichterung verschaffen, wenn er es für gut hälte. Als unser Herr auf der Erde war, heilte er alle Arten von Krankheiten durch ein Wort; wie leicht könnte er dieß auch jetzt noch thun, da er alle Gewalt im Himmel und auf Erden hat. Die Welt und Aller Herz sind in seinen Händen. Wenn er deßhalb wollte, so könnte er die Ereignisse so ordnen, daß ihr in kurzer Zeit soviel von den Gütern dieser Welt erhieltet, als euer Herz nur wünschen möchte. Statt dessen ist es sein Wille gewesen, euch ein Mißgeschick nach dem andern zuzusenden, und euch endlich mit Krankheit heimzusuchen, so daß ihr jetzt nicht einmal im Stande seid, euch die Mittel zum Lebensun-

terhalt zu erwerben. Diese harten Fügungen haben sicherlich eine Bedeutung, die ihr aufzufinden suchen solltet. Wenn Gott nicht gern züchtigt und betrübt, was hat ihn veranlaßt, euch auf solche Weise heimzusuchen? Sehet auf euer vergangenes Leben zurück. Ihr habt ohne Zweifel glückliche Tage gehabt. Könnt ihr euch nicht einer Zeit erinnern, wo ihr gesund und munter waret und Ueberfluß hattet? Ihr antwortet mir: „Ja, aber jene Zeit ging bald vorüber.“ Habt ihr aber, so lange sie dauerte, Gott als den Geber alles Dessen betrachtet, was ihr besaßet? Habt ihr seinem Gebote Gehorsam geleistet, an seinen Sohn zu glauben und von diesem eure Seligkeit zu erwarten; am ersten nach dem Reich Gottes zu trachten, und zu hoffen, daß euch dann alles Uebrige von selbst zufallen werde? Nein, ihr waret damals sehr leichtsinnig, und schenktet diesen Dingen wenig Aufmerksamkeit. Gott hielt es deßhalb für nöthig, euch zum Nachdenken zu veranlassen, und nahm euch einige von den Gegenständen, an denen euer Herz mehr hing, als an ihm. Habt ihr euch dann zu ihm gewandt, ihn demüthig um Vergebung für die bisherige Nichtachtung seiner euch angebotenen Gnade und Barmherzigkeit gebeten, und im Vertrauen auf die von ihm verheißene Kraft beschlossen, künftig euer Glück in Gott und göttlichen Dingen zu suchen? Nein, ihr fühltet zwar, daß die Gegenstände, auf die ihr euer Herz gesetzt hattet, hinweggenommen waren, wandtet euch aber wieder zur Welt, um euch von dieser trösten zu lassen, sahet Das, was euch befallen, nicht als eine Schickung Gottes an, sondern als eine Sache des Zufalls, ihr wäret nun sehr unglücklich gewesen, könntet aber auf bessere Zeiten hoffen. Ihr jagtet wieder den Freuden dieser Welt nach, und ginget von einer Sache zur andern über, um sie euch zu verschaffen. Eine getäuschte Erwartung folgte der andern, ihr wurdet aber nur um so begieriger, lebtet indeß in beständiger Gottesvergessenheit. Er sandte euch Glück, aber auch in diesem vergaßet ihr seiner. Darauf suchte er euch mit Mißgeschick heim, ihr verschmähtet jedoch die Hand, die euch in Gnaden züchtigte; und nachdem er euch so erniedrigt hat, was kann nun noch an dieser Seite des Grabes geschehen, um euch zu bewegen, nachzudenken und euch zu Dem zu wenden, der euch verwundet hat, um euch zu heilen? Ihr wurdet durch Glück geprüft, aber ihr vergaßet ihn. Er hat euch mit Mangel und Krankheit heimgesucht, aber ihr suchet noch immer nicht Trost durch ihn, lasset die euch angebotene Beseligung durch Christum unbeachtet, — und wollet ihr beharren? Wollet ihr, obgleich euch das Leben jetzt nur Armuth und Krankheit bietet, euer Herz doch noch immer der Welt zuwenden, in der ihr nicht auf viele ihrer leeren Freuden rechnen könnt, und das Heil eurer unsterblichen Seele vernachlässigen?

Wollt ihr euch noch immer weigern, auf die Stimme der Gnade zu hören, obgleich ihr vielleicht dem Augenblicke nahe seid, der euer Geschick für die Ewigkeit entscheidet? Ewigkeit! Suchet die Bedeutung dieses furchtbaren Wortes völlig zu begreifen, und habt Erbarmen mit euch selbst. Wer will, sage: „Komm!" Kommt also zu Christo. Er ruft euch auch, wenn er sagt: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausweisen." „Wer an mich glaubt, soll nicht zu Grunde gehen." Ihr werdet vielleicht sagen, ihr wisset nicht, wie ihr zu Christo gelangen sollt. Sagt ihm das. Er ist euch stets näher, als ihr denkt. Er weiß besser, wie unbekannt ihr mit ihm seid, als ihr selbst. Wenn ihr ihn einmal kenntet und den Trost, welchen er dem Gemüth Derjenigen mittheilt, die an ihn glauben und ihm vertrauen, so würden euch alle irdischen Dinge in einem ganz andern Lichte erscheinen. Ihr fühlt jetzt die Last, welche euch drückt, und wenn Jemand sich erböte, sie hinwegzunehmen, so würdet ihr sein Anerbieten begierig annehmen; aber diejenigen, welche den Herrn kennen und seine Lehre, stimmen von ganzem Herzen in die Worte des Psalmisten ein: „Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthiget hast; denn ehe ich gedemüthiget ward, irrete ich." Und dann sagt er, welche Wirkung diese Demüthigung bei ihm hatte: „Nun aber halte ich dein Wort." Ps. 119, 67—71. Wendet euch also zu dem Gott, der stets bereit ist, euch Gnade zu erweisen. „Siehe, ich stehe an der Thür und poche," sagt Christus, „so Jemand meine Stimme höret und die Thür öffnet, so will ich zu ihm hineingehen und mit ihm speisen." Oeffnet diesem erhabenen Gaste die Thüren eures Herzens, laßt ihn ein in euer Herz, sucht es in seiner Gegenwart zu prüfen, bittet ihn, daß er es prüfe und euch in den Stand setze, es ihm zu öffnen, ihm euren Kummer, eure Unwissenheit, eure Besorgnisse in Betreff der Zukunft, euer Unvermögen, euch in irdischen oder geistlichen Dingen selbst zu zu helfen, mitzutheilen. O, wenn ich euch bewegen könnte, zu diesem Freunde der Sünder zu kommen, — seiner Allmacht und Liebe zu vertrauen, — euch vor Allem zu bemühen, sogleich ein Bürger seines Reichs zu werden, — euch ihm zu ergeben, — sein Wort zu eurem Führer zu machen, zu einer Leuchte für eure Füße: dann würdet ihr gewiß an nichts Mangel haben, dessen ihr bedürfet; denn er hat selbst gesagt: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige von selbst zufallen." Das, was euch von selbst zufallen wird, ist im vorhergehenden Verse erwähnt, wo es heißt: „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?" Matth. 6, 31. 33.

Bibliothek

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kennedy, Grace

Sämmtliche Werke Aus d. Engl. v. H. Clemen u. W. Pirscher. Mit 3 Titelkupfern

Bd.: 1

Bielefeld 1844

P.o.angl. 593 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753359-7